

26. / VII. 1915

66

* Die Siegesfeier der Marktleute. Als die Kunde von der Eroberung Lembergs zu den Naschmarktleuten kam, brachen die einzelnen Ständebesitzer in stürmische Hochrufe aus. Die patriotischen Kundgebungen nahmen auch heute ihren Fortgang. Alle Stände wetteiferten, sich in den Farben der verbündeten Reiche zu schmücken. Am Vormittag fanden sich die Marktleute im 6. Bezirk

beim Marktinspektor Mather ein, wo es zu neuerlichen Kundgebungen kam, an die sich ein stilles Dankgebet vor dem Marienbild in der Marienhilfer Markthalle schloß.

Kleine Bilder aus Kriegstagen.

Im Rathauspark steht hart am Gehsteig der Ringstraße üppig blühend ein Rosengebüsch. Feuerrot. Und dahinter zerstäubt milchig das Wasser des Springbrunnens, und über dem Grün der Bäume flattern in festlicher Luft vom Rathaus buntfarbige Siegesfahnen. Ich stehe und schaue, und neben mir stehen drei stämmige deutsche Soldaten und schauen ebenfalls. Dann wenden sie sich und schreiten über die Ringstraße zum Liebenberg-Denkmal. In den Mittelmann haben sich die beiden anderen links und rechts eingehängt, und so stapfen sie im gleichen Schritt mit schweren Stiefeln, die schon die Erde Frankreichs oder Rußlands getreten haben.

Bei der Haltestelle der Straßenbahn bleiben sie eingehängt, wie sie gegangen sind, stehen, rauchen ihre Zigarren und lassen einen Wagen nach dem anderen vorbeifahren. Bis ein Grininger Wagen kommt. Da steht es plötzlich bei mir fest, ich weiß nicht warum, daß die drei hinaus wollen zum Heurigen, um Wiener Musik und Wiener Wein kennen zu lernen. Und schon habe ich mich entschlossen, ihr Führer zu sein und sie als meine Gäste zu bitten. Wie ich sie ansprechen will und dem mittleren ins Gesicht blicke, starren mich zwei matte, tote Augen an. Nun helfen die beiden anderen Männer dem blinden Kameraden wie einem kleinen Kind in den Wagen, ihn führend und leitend mit mütterlicher Sorgfalt. Ich aber stehe und blicke fassungslos dem Wagen nach, in dem drei deutsche Soldaten sitzen, von denen einer dem Vaterland das Augenlicht opfern mußte.

Von allen Seiten laufen die Leute zusammen, denn die Straße herunter kommen die Veteranen mit der dröhnenden Blechmusik an der Spitze. Die alten Männer tragen farbige Lampons und kleine bunte Fahnen und sehen gar stolz und glücklich aus. Groß und klein jubelt, man winkt mit Taschentüchern, Hüten und Schirmen, denn wir feiern den großen Sieg.

Da tut ein Auto, aber nur widerwillig öffnet sich ihm eine Gasse. Der flüchtige Blick, der den Wagen streift, bleibt haften, denn neben dem Autoführer sitzt in schmutzgrauer Felduniform ein Soldat mit zwei mächtigen Ru-

säcken zu Füßen, und im Wagen lehnt ein junger Oberleutnant. Tiefbraun ist sein Gesicht, der rechte Arm ruht in einer Schlinge und auf der Brust glänzt golden das Signum laudis. Mitten in den Siegesjubel der Stadt hinein ist ein Bruchstück des Krieges gekommen. Woher kommen die zwei und wer erwartet sie? In einer kleinen Viertelstunde vielleicht schon wird dem Offizier ein junges Weib am Hals liegen und liebe Bangerln werden sehen auf den Papa blicken, der da plötzlich sonnenverbrannt und verwildert aus dem Kriege heimkommt. Vor zwei oder drei Tagen stand er noch stürmend an der Spitze seiner Soldaten, sah nichts anderes als kämpfende und sterbende Menschen, als zerschossene, brennende Ortschaften und zerrissene Stachelbrautverhaue, hörte nichts anderes als das tosende Donnern der Geschütze und den Schlochruf seiner Leute. Nun sieht er wieder die vertrauten Straßen der geliebten Stadt, sieht Häuser, die ihn wie alte Bekannte grüßen und von deren Dächern ihm Fahnen den Willkommengruß wehen, und hört den Jubelruf und die Klänge des Maderky-Marsches.

Da geht ein freundliche Lächeln über das harte Kriegergesicht, und wie der gesunde Arm sich nun zum freundlichen Winken hebt, janzchen die Massen dem heimkehrenden Sieger zu. Langsam findet das Auto seine Bahn, dann rast es in freier Fahrt davon. Dem vollen Glücke entgegen.

Zwei Soldaten sitzen unter den alten Kastanienbäumen eines Bratergasthauses. Der eine in funkelnagelneuer Felduniform, wie sie jene tragen, die eben marschbereit sind, der andere in einer Montur, die die Strapazen des Feldzuges nicht zu leugnen sucht. Sie sind aus dem gleichen Ort, die beiden Bauernburischen, sind dereinst mitammen zur Schule gegangen und haben gelegentlich wegen eines Mädels miteinander gerauft, sich sonst aber gutgetragen. Nun hat sie der Zufall als Soldaten wieder zusammengeführt, und sie feiern das Wiedersehen bei einem Glas Bier. Mehr trägt es nicht.

Da stellt der Kellner vor sie auf den Tisch hin eine Schüssel voll Gurkensalat und eine zweite Schüssel, auf der, zierlich zerteilt, ein Ganserl ruht. Saftig und weich, mit knusperig brauner Haut und einer Papiermanschette um das pralle hintere Bügel. Die beiden werden ungeheuer verlegen, denn sie haben das ja nicht bestellt und können es auch nicht bezahlen. Was nützt es da, daß ihnen der Duft verlockend in die Nase steigt. Aber der Kellner beruhigt sie. Ein Herr, er darf aber nicht sagen, welcher, hat das für sie bestellt, sie sollen es sich nur gut schmecken lassen. Zweimal lassen sich das die zwei nicht schaffen, und ungeschickt machen sie sich mit Messer und Gabel über den Braten her. Aber bald legen sie das unnütze Gerät weg und greifen mit kräftigen Bauernfingern zu. So lange, bis nur mehr ein Häuflein Knochen da ist. Sie werden in ihrem Leben hoffentlich noch manches Ganserl schmausen, aber von diesem werden sie noch reden, wenn sie in ihren alten Tagen den Enkelkindern Kriegsgeschichten erzählen.

Lemberg ist gefallen und Wien rüstet sich zur Siegesfeier. Ueber die Ringstraße zieht ein Trupp polnischer Juden, Flüchtlinge, denen sich die Hoffnung eröffnet, wieder heimkehren zu können. Alte Männer mit weißen Patriarchenbärten, junge Burischen mit blassen Knabenhaften Gesichtern, fast alle im Kasten, fast keiner ohne Ohrlocken. Belustigt sehen die Wiener auf das seltsame Bild. Dröhnend erklingt von den Kirchtürmen das Siegesgeläute. Und nun beginnt einer der Juden zu singen und die anderen stimmen begeistert ein. Sie singen, den Blick zum Himmel gewendet, andachtsvoll, fast wie wenn sie beten würden. So singen die polnischen Juden vor dem Wiener Rathaus die „Wacht am Rhein“. Sie singen sie nicht brausend, wie deutsche Burischen es tun, sondern zaghaft in gurgelnden Lauten, aber sie singen sie, um einem dankerfüllten Herzen Lust zu machen. Und die Wiener singen mit. Wer hätte es vor zehn Jahren für möglich gehalten, daß polnische Juden mit Ohrlocken und im Kasten vor dem Wiener Rathaus die „Wacht am Rhein“ singen! Schwade, daß das eiserne Standbild Luegers noch nicht auf dieses Schauspiel herablicken konnte.

Die schlankere Taille.

Der große Krieg hat auch kleine Wirkungen. So sind jetzt unsere Schneider und Konfektionäre voll Staunen darüber, daß die Wiener Frauen urplötzlich schlank zu werden beginnen. Im Vorfrühling schon wurden darüber die ersten Beobachtungen angestellt. Die alten Schneidermaße für Frühjahrskleider stimmten nicht mehr, obere und untere Weite (Brust und Hüften) hatten sich verengt, was doch ganz unzeitmäßig war, da die Mode ja die bauschige Tracht gebracht hatte. Viele Frauen und Mädchen werden diesen Umschwung, von der faltenlosen, anliegenden Schöß zum weiten Rock, den die Kriegsmode 1914/15 gebracht hatte, wie eine Erlösung begrüßt haben. Gab es doch eine Zeit, da die schlanke oder gerade Linie über alles galt, trotzdem die Wienerinnen von Natur gar nicht veranlagt schienen, linienhaft über das Wiener Pflaster zu wandeln. Aber es mußte sein, und so wurden komplizierte Abmagerungskuren unternommen und wochenlang auf die köstlichsten Mehlspeisen und die verlockendsten Portionen Oberschaum verzichtet. Sogar bis in die ärztlichen Ordinationszimmer peitschte die Tyrannei der Mode die Frauen, um dort gefahrlose Entfettungsrezepte zu holen. Wie ausgelöscht aus unserem Empfinden scheint diese Zeit. Die Ärzte haben ganz anderes zu tun, und die Frauen haben andere Sorgen. Was schon daraus hervorgeht, daß die meisten schlanker geworden, ohne es recht zu merken, daß es erst der Schneider feststellen mußte, und daß er mit seiner Entdeckung gar keine Sensation machte. Die Frauen sagen jetzt: „Das macht eben der Krieg,“ und geben sich weiter keinen Gedanken hin, ob die Abmagerung vorteilhaft wirken könne oder nicht. Die Konfektionäre, die überwiegend auf den Massenabsatz berechnete Ware verkaufen, wissen darüber höchst interessante Tatsachen zu erzählen. In ihren Läden hat der Krieg geradezu umstürzlerisch gewirkt: die auf Vorrat eingekaufte Sommerware wollte ganz einfach nicht mehr passen, obwohl die Größen nach langjähriger Erfahrung angefertigt waren. Insbesondere die Blusenmaße schienen ganz andere geworden zu sein. Blusen sind bekanntlich ein spezifisch wienerischer Artikel, und nicht bloß die Wiener Entwürfe für Blusenmodelle, sondern auch die von den Wiener Blusenateliere gewählten Größendimensionen und ihre fachtechnische Bezeichnung haben auf dem ganzen Kontinent Eingang gefunden, wie auch die in Wien entstandene Bezeichnung der Größen, mit den Nummern eins, zwei, drei und vier, für den Kleinen, zierlichen, die größeren, die statilichen und die corpulenten Gestalten; die in Massen hergestellten Wiener Blusen haben den Vorzug, so geschritten zu sein, daß sie mit ganz kleinen Änderungen jeder Käuferin von der entsprechenden Größennummer passen konnten. Die Zuschneider hatten eben für diese Lagerware ein der Wiener Durchschnittsfigur glücklich angepaßtes ideales Verhältnis zwischen Rückenlänge, Schulterbreite, Hüften- und Taillenweite herausgefunden. Neuer zum erstenmal hat die Blusenschneiderkunst die Konfektionäre im Stich gelassen. Die Rückenlängen der einzelnen Größennummern paßten zwar nach wie vor, die Taillen erwiesen sich aber fast immer als viel zu weit und ebenso die Hüftenweite. Statt der geringfügigen Änderungen in den vergangenen Jahren mußten beim Einkauf für jede Kunde komplizierte Umarbeitungen vorgenommen werden, und zwar hauptsächlich Verengungen um acht, zehn und sogar um fünfzehn Zentimeter. So ging es den Konfektionären, die die beste Ware verkaufen und bei denen eine Bluse auch 50 Kronen und mehr kosten darf, so ging es den Geschäften, in denen die billige Bluse mit drei und die teuerste mit 15 oder 20 Kronen

angekriegen steht, ein Beweis, daß die Kriegsabmagerung die Frauen ohne Unterschied ergriffen hat.

„A neuhe Hek'!“

Die Schaffnerin, eine zarte, blonde Frau mit blassem, hübschem Gesicht, ging, von einem älteren, ernst dreinblickenden Kollegen begleitet, von Fahrgast zu Fahrgast. Der Tag war heiß, der Wagen bummvoll, die Schaffnerin hatte viel zu tun. Auf ihrer Stirn standen in Menge Schweißtröpfchen, ihre Hände zitterten ein wenig, auf ihrem Antlitz lag eine kleine Verlegenheit.

Während sie ihre Arbeit verrichtete, langsam, ungelübt, zuweilen von den freundlichen Ratschlägen ihres Begleiters unterstützt, waren alle Blicke auf sie gerichtet, unbekümmert neugierige Blicke, und die Lippen der Beobachter verzog ein Grinsen.

„Bitte, wohin?“ fragte die Schaffnerin einen breit-spurigen Herrn, der neben Freund Emil saß.

„Mit Ihna bis ans End' der Welt!“ antwortete er, worauf einige Nachbarn laut auslachten.

Die Schaffnerin tat, als hätte sie nicht gehört.

„Bitte, was für eine Karte?“ fragte sie mit unbewegtem Gesicht.

„Astern, wann's net anderst'r sein kann ... a Bierzehner gradaus ... oder na, a Bierzehner Nachsteig'n is m'r lieber!“

Wieder ertönte das Lachen der Nachbarn, diesmal viel stärker, auch einige Backfische quetschten mit. Alle Gesichter wendeten sich nach dem lustigen Herrn.

Dieser kramte, während er, von dem Beifall riesig erfreut, herumblühte, umständlich sein Geld aus, legte es dann in die Hand der Schaffnerin, zögerte aber sehr damit, seine Finger wieder zurückzuziehen.

Er suchte die Augen der Schaffnerin.

„Bier Heller kriag' i raus und an' freundlich'n Blick als Draufgab'!“

Döhnendes Lachen. Auf dem rot gewordenen Antlitz der Schaffnerin, die offenbar zu den schüchternen Frauen gehörte, zeigte sich ein gequältes Lächeln. Während sie sich zum nächsten Fahrgast neigte, lief langsam über ihre Wange ein großer Schweißtropfen.

„Bitte, wohin?“

„I fahr' mit Ihna, so lang's nur geht!“

„Bitte, lass'n S' die Spahett'ln!“ mahnte der Begleiter der Schaffnerin.

„Wer macht denn mit I h n a Spahett'ln!“ sagte der Ermahnte. „Wann S' mi amal dabei d'rwisch'n, daß i mit I h n a Spahett'ln mach', derst'n S' sofort an' Wachmann hol'n!“

Große Lustigkeit in der ganzen Umgebung.

Es dauerte ziemlich lange, bis der schlagfertige Fahrgast und seine Nachbarn ihre Fahrkarten hatten. Der eine bot der Schaffnerin seinen Handspiegel an, der andere hielt sich damit auf, einen Witz über das „Gingwid'n“ gut zu pointieren, der dritte sicherte sich an einem Späßchen über drohende Entgleisungen satt.

Die Schaffnerin schritt weiter, verlegen, rot, ernst.

Einer der Herren glitt ihr mit den Augen nach.

„Wieder a neuhe Hek'!“ schmunzelte er, beglückte sich an dem Nicken der Nachbarn und sah mit strahlenden Augen auch unserem Freunde Emil ins Gesicht.

Der lächelte auch, aber auf die Art, die ihm eigen ist, wenn er sich darauf vorbereitet, seinen frechen Schnabel zu wehen. Er lächelte und meinte:

„I find' nur wieder amal, daß unser Herrgott an' groß'n Tiergart'n hat!“

Eine Weile Schweigen, dann eine erbotene Stimme:

„Herr ... wie manen S' denn das?“

Freund Emil räusperte sich:

„So grob, wie i's sag'! ... Und weil i schon sieh, daß S' Ihna gift'n, möcht' i glei weiterred'n, damit S' net draus kumman! ... Es g'fällt m'r nämlich gar net, daß Sie in der Schaffnerin nur a neuhe Hek' seg'n, gar net g'fällt m'r das! ... I waß schon, Sie manen's net schlecht, Sie Iach'n halt gern, und es is Ihna ganz wurscht, über was S' Iach'n! ... Aber i möcht' Ihna do frag'n, ob's Ihna no net eing'fall'n is, daß die Frau'n, die Schaffnerinnen mur'n san, recht a schwere Arbeit auf sich g'numma hab'n. A Arbeit, die besonders für a Frau sa Kleinigkeit is. Und i man' halt allerweil ... vielleicht irr' i mi, aber i glaub' net ... i man' halt allerweil, daß den Frau'n der Dienst viel schwerer g'macht wird, wann jeder, der um vierzehn Heller a Kart'n löst, für die andern Fahrgäst' a komische Vorstellung gibt, über die alle viel mehr Iach'n als die Schaffnerin ... I man', es is 's beste, ma löst si sei' Fahrkart'n und halt im übrig'n sein Brotlab'n, so wie ma's sunst macht, wann ma a Fahrkart'n kauft. I denk', das wird die Schaffnerinnen in eahnem G'schäft, in dem s' ja erst geh'n lernen, viel sicherer mach'n. Vielleicht hab'n S' recht, wann S' glaub'n, an a paar Spahett'ln liegt nix. Aber wie i Ihner kenn', wer'n S' an die Spahett'ln g'macht hab'n, wann S' später beim Umsteig'n draufkommen, daß Ihna Kart'n g'fehlt markiert is. I hör' Ihna schon schimpfn: „No ja, Weiberwirtschaft!“ Und Sie wer'n Ihna aa nix drausmach'n, wann die Frau Schaffnerin am Abend ihr Geld zählt und draufkummt, daß ihr a Krone fehlt. Drum

man' i, geb'n S' ihr a Ruah', d'r Schaffnerin! Machen S' ihr lane Verlegenheit'n! Wer'n S' ihr lane Prügel vor die Fäuß'! Halt'n S' nix drauf, wann S' an' Wag'n voller Leut' über sie zum Lach'n bring'n könnt'n! W'rdrahn S' net die Aug'n nach ihr! Lass'n S' s' net Spiehruat'n kauf'n! Denk'n S' dran, daß manche ihr Häferl voller Sorg'n hat! In' Bink'l Kinder, d'r Mann im Feld! ... I glaub', so machen S' ihr die Arbeit am leichtest'n! ... Kurz und guat, denk'n S' nach, wie a's kumma is, daß m'r die Schaffnerin kriagt hab'n, dann wer'n S' s' net für a neuhe Hek' halt'n!“

„Sie hab'n eigentlich recht! murmelte der Mann, an den Freund Emil seine Predigt gerichtet hatte.

„Zonengrenze für Bierzehn-Heller-Umsteigkarten!“ rief die Schaffnerin.

Freund Emil stand auf, wendete sich noch einmal an die Nachbarn.

„Schön von Ihnen, daß S' kan' Zorn auf mi hab'n! Es is besser, Sie gift'n Ihna über die Gemeinde Wien, die mit die Schaffnerinnen a Extrag'schäft mach'n will, indem s' eahn, trotzdem s' dieselbe Arbeit machen müass'n, weniger zahlt wie an' Schaffner! ... Und Sie tuan m'r an' G'fall'n, wann S' weiter sag'n, was i g'sagt hab'!“

Er stieg aus.

H. P.

Was der „Matin“ in Wien erlebte.

Beobachtungen eines Franzosen.

Ein hübsches Stimmungsbild aus Wien gibt der Spezialberichterstatter des „Matin“ in einem Artikel, der den Franzosen gewiß weniger Freude als den Wienern bereiten wird.

„Wien ist durch den Krieg wie umgewandelt: Die großen finsternen Paläste der Stadt haben nicht mehr die Steifheit ihrer toten Fassaden, der Geschäftszweck der Läden tritt nicht länger in den Vordergrund. Die ganze Stadt scheint zu einem Fest geschmückt, das kein Ende mehr nimmt. Überall glänzen die lang herabwallenden flammenden Farben der deutschen, österreichischen, ungarischen und türkischen Fahnen, und dies Durcheinander von weiß, rot, schwarz, gelb und grün gibt auch den unscheinbarsten und ältesten Häusern ein freundliches Ansehen. Hohe Standarten recken sich buntbewimpelt auf den Dächern in die Höhe. Lange Banner blähen sich quastenbeschwert im Winde, lustige Bündel kleiner Fähnchen flattern vor jedem Fenster, schmücken sämtliche Auslagen. So groß und unerschöpflich ist die patriotische Begeisterung, so bunt sind die Farben, so reich ist der Blumenflor, daß Wien strahlend und glanzvoll anmutet wie eine königliche Frauenerscheinung, die nur für rauschende Feste geboren scheint.

Im Gegensatz zu deutschen Städten, denen die Nationalfarben ein mehr ernstes Gepräge geben, ist die Donaustadt liebenswürdig, einschmeichelnd und heiter. Und diese Heiterkeit, die über der Stadt liegt, scheint sich den Augen der eleganten Menge mitgeteilt zu haben, die den Graben, den Ring und das vornehme Burgviertel erfüllt. In den ärmeren Stadtteilen hört man aus aufgefangenen Reden die Furcht vor den ständig teurer werdenden Lebensmittelpreisen heraus, und das wäre wie ein Peitschenhieb nach den fröhlich flatternden Fahnen und der Begeisterung der Begüterten, wenn die Haltung dieser Stieffinder des Glücks eine erstichtliche Entmutigung zeigte. Nun denn, nein! Es muß gesagt werden, daß das ganz und gar nicht der Fall ist.

Die Mattigkeit, die man in den traurigen Quartieren zwischen der Alserbach-, Labor- und Währingerstraße wahrnimmt, ist durchaus nicht etwa ein Symptom für ein Sinken der Stimmung im Volke. Die Lebensmittel sind teuer; die Armen haben jeden Tag mehr um ihr bißchen Leben zu kämpfen, aber dieser Stand der Dinge, der ja nicht ewig dauern kann, hat dem Volk nichts von seinem festen und kindlichen Vertrauen genommen. Die zärtliche Liebe, mit der dieses Volk zu seinem Kaiser aufblickt, die Gewißheit, daß seine Sache heilig ist, das Gefühl seiner Unüberwindlichkeit und wohl auch die Unkenntnis der gegenwärtigen Lage (die besser ist, als der „Matin“ seinen Lesern sagen darf) haben in ihm einen unerschütterlichen Glauben erhalten. Der Krieg klopft wohl mit rauher Faust auf das Herz und den Wagen, aber jeder glaubt hier an den baldigen Triumph über die Feinde. Nur daß sich die Siegesfeier dieser bedürftigen Klassen nicht in der Straße entfalten kann, nicht stolz und geräuschvoll auftritt wie die der herrschenden Klassen, der Russenfresser und Serbentöter, die ihre wohlgenährten Gesichter, ihre luxuriösen Kleider und kostbaren Schmucksachen auf den Graben spazieren führen.“

Die Wut des „Matin“-Berichterstatters spricht gar zu deutlich aus diesen Zeilen, als daß man nicht vermuten könnte, daß er bei sich zu Hause ganz andere Studien über die Siegesfeierlichkeit der armen Leute gemacht hat.

Wien nach dem Lemberger Siege.

In Wien, 26. Juni.

Zwei Tage lang hat Wien die Wiedereroberung Lembergs gefeiert und erst jetzt ist ihm recht bewußt geworden, was seinem Holz und seiner Zuerst die Verlust dieser Stadt bedeutet hatte. Nach den Siegen von Krassin und Komarow hatte bei Lemberg das Mißgeschick begonnen; die Nacht der ungeheueren Lieberzahl hatte hier ihren ersten großen, der ganzen Welt sichtbaren Erfolg errungen, und von hier war jene Kette sich in einer Reihe ausgegangen, die einen ganzen langen Winter hindurch den verbündeten Truppen die zähesten und heroischsten Kraftanstrengungen auferlegte. Auf die Leiden und Leistungen dieses grauenvollen galizischen Winterfeldzuges hat man in Deutschland, dessen Aufmerksamkeiten begreiflicherweise in allererster Linie den eigenen Grenzen galt, vielleicht nicht genügend geschätzt, aber die deutschen Mütter, die ihre in Galizien und in den Karpathen verwundenen Söhne besuchten, trugen aus den Spitätern erschütternde Kämpfe begeben hatte. Und auch davon hat man sich in Deutschland wohl keine rechte Vorstellung gemacht, wie der galizische Krieg mit seinem langjamern Vorbringen der Russen den Söldnern Oesterreichs und Ungarns ein Gefühl von Wohlsein geben mußte, das in dieser Unmittelbarkeit den Deutschen erst recht gebildet ist. Die Spannung, mit der man den Tagesbericht erwartete, hatte hier noch einen anderen Beigeschmack als in Deutschland, und als nach dem Fall von Przemyß die Russen ihre ganze Kraft zu dem gewaltigen Vorstoß gegen Lemberg sammelten, zu dessen Abwehr der letzte Mann der verbündeten Truppen seine letzte Widerstandsfähigkeit und Ausdauer aufzubringen mußte, da hat man hier ein paar Tage lang in einer Stimmung, die auf sehr Ernstes gefaßt war, dem es gelang, den russischen Ansturm zum Stehen zu bringen, gestanden, daß das Frühjahr eine Offensive den Verbündeten besetzen werde, die mit elementarem Ungestüm den Feind durchsagen würde! Lieber alle Begriffe groß ist dieser Sieg, denn er hat alle Erfahrungen über die Möglichkeiten des modernen Krieges, die man in diesem Winter gesammelt zu haben schien, umgeworfen und das Unmögliche möglich gemacht. Der Feind um den ganzen Preis all seiner Mühen, keiner unsagbar blutigen Opfer betrogen: das ist es, was Wien in diesen zwei Tagen, zwei strahlenden Sommertagen, gefeiert hat.

Unter den vielen Jügen, die an diesen beiden Tagen zum Kriegsmünster, dem Mittelpunkt der meisten Kundgebungen, wundert, befand sich einer, der von allen anderen seltsam während obdach: der Zug der jüdischen Flüchtlingsange aus Galizien. Eine Viertelmillion an Zahl hatten sie sich seit dem letzten September hier auf und warten auf den Tag, der sie dieser so ganz anderen Stadt und dieser

schwer zu ertragenden Ueberfülltheit entzieht. Mit ihren langen schwarzen Karsttan und ihren geringelten Ohrlöden sind sie von jedem erkennbar, und überall tauchen sie auf, am massenhaftesten, aber drüben jenseits des Kais in der Neupolstadt. Wer da durch die Laborstraße und über den Neumarktplatz geht, begegnet ihnen auf Schritt und Tritt, mit ihren ernstlichen Augen, deren tiefe Traurigkeit oft eigenartig mit (im Augenblick unbefähigter) Verschämtheit gemischt ist, — halb Christus und halb Wechsler mancher Kaffeehäusern spielen sie Domino oder Karten oder lesen Zeitungen oder unterhalten sich mit lebhaften Konversationen. Ihnen ist die Besetzung Lembergs mehr als eine gewöhnliche Schlacht und die Aussicht auf Sieg und Größe des Staates; sie rufen ihnen die Heimkehr nahe, die Heimkehr zu der Erde, in der ihre Dasein seit verwurzelt ist. In langen, langen Reihen zeigen sie vom Karmeliterplatz zum Kriegsmünster, an der Spitze des jüdischen Zentralkomitee, Pfadfinder, Mittelschüler und Studenten, ihnen folgende die anderen, viele Mädchen und Frauen darunter, mit zahllosen österrreichischen, ungarischen, deutschen und jüdischen Häubchen, allerlei Wundschmerzmittel, deuffische und hebraische. Wieder singend. Im Madefsky-Kontakl Antrachen und Hoarse und wieder Lieber, b's schließlich die Menge sich langsam zerstreut. Im ganzen war es eine gedämpftere Freude, die sich hier kundgab, eine schwere und weniger gelente Neukennung von Patriotismus und Heimatliebe, aber vielleicht war bei keiner der anderen Demonstrationen der Prudenz der innerlich gelassenen Teilnehmer so gering wie hier.

Eine Kundgebung ganz anderer Art, die die Bedeutung des Tages einfach und doch feierlich zum Ausdruck brachte, vollzog sich in Schönbrunn, bei der Begrüßung des alten Kaisers durch die Wiener Bürgerschaft. Nach jenem Tag höchster Erregung und Begeisterung, da Franz Joseph zu Beginn des Krieges von Vöslau kommend in Wien eingezogen war, hatte der Kaiser wohl noch einige Ausfahrten unternommen, um Spitaler zu besuchen, aber den ganzen Winter hindurch hatte er dann in völliger Abgeschlossenheit in seinem Schönbrunner Schloß gelebt. Nach den großen Niederlagen und der Wiedereroberung Przemyßs versuchte die Bevölkerung ein paar Mal, ihm persönlich ihre Freude zu bezeugen, aber immer wehrte er ab, und blieb, respektierte jedermann. Es war wohl nicht ausschließlich das Ruhebedürfnis des Vierundachtzigjährigen, das diese Abschließung diktierte, und er gab wohl auch nicht lediglich dem Drängen seiner Umgebung und der Bevölkerung nach, wenn er jetzt, nach der Lemberger Schlacht, zum ersten Male wieder sichtbar wurde. Der Kaiserhof vor dem Schloß war dicht gefüllt, als der Kaiser, in der Feld-Uniform mit dem grünen Federhut, die Gestalt kaum merklich nach vorn gebeugt, umgeben von dem Thronfolger und dessen Familie, auf den Balkon trat, von dem aus die große Treppentreppe hinunterführte.

Die Zeremonie der Feiertag in nichts von dem Lieblichen ab: im engen Zirkel der Würdenträger und Honoratioren eine Ansprache des Bürgermeisters, die Antwort des Kaisers, ein Hoch und die Nationalhymne. Was dem Schauspiel ein festliches und spontanes Gepräge gab, war etwas anderes: der Enthusiasmus der namenlosen Menge da unten, das Winken und Grinsen und Küchenschinken vieler Tausende von Händen, das eine Gefühl, das in allen diesen wechselvollen Jahren die Spitze dieses vielgestaltigen Reiches, stand da, inmitten des lauten Jubels die einfache Haltung bewahrend. Sehr schlicht die Worte, mit denen er den Lemberger Sieg würdigte. "Eine bedeutsame Waffentat" — mehr sagte er nicht. Die Latioche aber, daß er heute zum ersten Male nach langer Unfähigkeit sich wieder öffentlich zeigte, scheint zu verraten, wie sehr auch er den Wert dieser Waffentat empfindet.

Vom Schimpfkrieg.

Wenn der kleine Schani auf seinen Freund Polbi zur Abwechslung einmal böse ist, so schreibt er an alle Wände, die ihm zu solchem Tun geeignet erscheinen: „Der Polbi ist ein Esel.“ Und Polbi hält sich schadlos, indem er darunter schreibt: „Der Schani ist ein Döds.“

Das ist ja nicht schön von den Buben. Aber schließlich und endlich: es sind Buben. Und man darf trotz Döds und Esel hoffen, daß sie einmal Männer werden.

Was soll man aber sagen, wenn man sieht, daß sich ein Zeitungsschreiber, also ein Mensch, von dem man gemeinhin annimmt, daß er die Bubenjahre schon hinter sich hat, genau so benimmt wie irgend ein Schani oder Polbi?

Und man sieht's jetzt jeden Tag. Wie hat die bürgerliche Presse vor dem Kriege sämtliche Monarchen der Erde verhimmelt! Nicht nur der angestammte Monarch, auch jeder andere war ihr der Inbegriff aller menschlichen Tugenden. Sie war einfach interdynastisch gesinnt. Selbst vor dem Kaiser Kalakaua verneigte sie sich bis zur Erde. Heute aber? Der Zar ist ein gewöhnlicher Lump. Nein: ein ganz ungewöhnlicher Lump. Er wäre überhaupt der verächtlichste aller Menschen wenn der kleine Viktor Emanuel nicht ein noch größerer Galunke wäre als er. Der König von England? Ein Ehrenmann mit Strupsen. Herr Poincaré? Ein Gauner. Der serbische Peter? Ein Mörder. Nikita? Ein gemeiner Schubjak. Alle zusammen also eine Platte weltgeschichtlichen Formats.

Wir haben gar keinen Anlaß, die Richtigkeit dieser Urteile anzuzweifeln. Aber das kann uns nicht hindern, festzustellen, daß es von der bürgerlichen Presse dumm ist, sie auszusprechen. Sehr dumm.

Vor allem: was soll der ehrfame Spießbürger denken, wenn ihm ein Potentat, dessen Geist und Edelmut er früher in den überschwänglichsten Worten preisen gehört hat, nun bald als impotentes Trottel, bald als ein Aushund von Schlechtigkeit vorgestellt wird? Wenn die bürgerliche Presse nur über den Zaren oder nur über den König von England oder nur über Viktor Emanuel anderer Meinung geworden wäre, so könnte er annehmen: „Meine Zeitung hat sich halt auch einmal geirrt“ oder: „Der Zar muß sich gründlich verändert haben,

seitdem er in Wien war.“ Aber da ihm zugemutet wird, zu glauben, daß sämtliche repräsentative Persönlichkeiten der Dreiverbandsgruppe seit dem Ausbruch des Krieges geborne Verbrecher sind, so muß der gute Mann auf ganz merkwürdige Gedanken kommen. Er wird nun, wenn er nicht ganz vernagelt ist, weder das glauben, was man ihm vor dem Kriege eingeredet hat, noch das, was man ihm jetzt weismachen will. Er wird sich am Ende zu dem revolutionären Gedanken versteigen, daß ein Monarch auch nur ein Mensch ist. Haben die Herren von der bürgerlichen Presse das bedacht? Ist ihnen klar, daß sie an dem geheiligten Institut der Monarchie rütteln, wenn sie jeden Fürsten, mit dem die Zentralmächte Krieg führen, als Schandkerl hinstellen?

Und haben sie, zweitens, bedacht, daß der Krieg nicht ewig dauern wird? Daß wir mit den Mächten, mit denen wir jetzt Krieg führen, wieder einmal in Frieden leben werden? Daß der Zar dann vielleicht wieder einmal nach Wien kommen wird? Und daß sie ihn, auch wenn er nicht kommt, wieder werden verehren müssen, wie sie ihn vor dem Kriege verehrt haben? Wie sollen sie zu dieser Verehrung zurückfinden, wenn uns täglich wiederholt wird, daß er einen schändlichen Ehrenwortbruch begangen hat, daß Viktor Emanuel der treulosste aller Menschen ist u. s. w.?

Es ist notwendig, daß sich die Presse unverzüglich auf ihre hohe Aufgabe besinnt, auf die Aufgabe, die moralischen Voraussetzungen des Friedens zu schaffen. Das kann sie nur, indem sie den Abbau des Schimpfkrieges, den sie führt, unverzüglich in Angriff nimmt. Selbstverständlich muß sie dabei mit der größten Klugheit und Delikatesse vorgehen. Das Schimpfen darf nicht plötzlich aufhören. Der Abbau muß sich ganz langsam, unmerklich vollziehen. Man muß noch weiterschimpfen, aber mit gedämpfter Stimme. Denn wenn die Zeitungen heute plötzlich erklärten: der Zar ist ein untadeliger Ehrenmann, so würde alle Welt lachen. Sie müssen die Geschichte also anders anpacken. Sie werden zuerst so nach und nach auf die groben Schimpfswörter verzichten und schließlich nur die nackte Tatsache feststellen: der Zar hat sein Ehrenwort gebrochen. Dann: er hat sein Wort nicht gehalten. Das klingt schon ganz anders. Dann: er ist kein verlässlicher Charakter. Dann: er ist ein schwacher, aber kein schlechter Mensch u. s. w., bis man schreiben kann: der edle Mann, der auf dem Zarenthron sitzt...

Aber, wie gesagt: dieser Abbau des Schimpfkrieges muß sofort beginnen. Sonst könnte es leicht zu spät werden. Es könnte geschehen, daß wir nicht mehr vor sämtlichen Potentaten der Erde in Ehrfurcht würden ersterben wollen! Was aber dann?

Die bürgerliche Presse wird es hoffentlich nicht dazu kommen lassen, daß diese Frage praktische Bedeutung erlangt. Möge sie sich der furchtbaren Verantwortung, die auf ihr lastet, endlich bewußt werden! Möge sie das alte Wahrwort beherzigen: Paß schlägt sich, Paß verträgt sich! Heute ist die „Times“ für die „N. Fr. Pr.“ der Inbegriff alles Schlechten; morgen wird sie ihr das alte, berühmte Weltblatt, die geschätzte Kollegin sein. Nach dieser Selbstbestimmung wird die bürgerliche Welt erst die moralische Kraft finden, ihrer ungeheuren Aufgabe gerecht zu werden.

Der Mann mit dem scharfen Blick.

Von F. St. Gunther.

Das ist jetzt auch schon eine hübsche Weile her, daß ich ihn kennen lernte. Vom Weltkrieg war damals noch nicht die Spur und nicht die Rede. Und die Kriegszeit brachte uns beide einander nicht näher, sondern ... Aber Geduld! Das wird sich ja zeigen.

Bei einer volkstümlichen Aufführung einer Meisteroper nahm er den Parterresitz neben mir ein, und meine Beachtung erregte er dadurch, daß er dem Billeteur den bereits fest und ohne Vorbehalt gekauften Theaterzettel mit dem strafenden Bemerkten zurückgab; er sei „fett“ — der Zettel nämlich, nicht der Zettelverschleißer. Der Fleck, nein, das Fleckchen von Maschinöl war — ich wurde mehr streng als liebenswürdig aufgefordert, es zu bezeugen — unlegbar vorhanden, wenn schon nur für ein sehr scharfes Auge feststellbar. Also vollzog der Billeteur den Umtausch und lächelte dabei.

Raum jedoch hatte Herr Gabliger (so hieß mein Signatär, und ich denke, wir können uns mit dieser Tatsache, die mir freilich erst später bekannt wurde, sofort abfinden) das neu erhaltene Personenverzeichnis entfaltet, als er es mir entrüstet unter die Nase hielt:

„Ahhern, ich bitte, was sag'n S' da dazu?“
Ich sagte gar nichts, weil ich wirklich nichts zu sagen wußte.

Jener aber fuhr voll Bitterkeit fort:
„No, sehn S' ihn vielleicht net — den Trumm Riß? Der erste Zettel war voller Schmutz, und der da is ganz zerfetzt!“

Nun streifte ich meine Werkzeuge aufs äußerste an, und nun gelang es mir, eine zweifellose Schadhastigkeit des Papiers zu entdecken, einen „Riß“ nämlich, der unter Brüdern seine drei bis vier Millimeter maß.

Herr Gabliger gab dem Billeteur aufgeregte optische Signale. Aber da verdunkelte sich der Zuschauerraum, und das Spiel begann. Von der Vortrefflichkeit der Aufführung hatte ich schon manches gelesen und gehört. Meine Erwartungen wurden nicht enttäuscht. Nach dem ersten Akt war ich geradezu begeistert.

Da wendete sich Herr Gabliger zu mir:
„No, wie g'fällt Ihnen denn der Lehrhub', Der David, hm?“

„Ausgezeichnet, wie alle anderen,“ erwiderte ich ohne Zögern.

„Aber gehn S'! Das kann doch net Ihrer Ernst sein! Hab'n S' denn seinen schiefen Mund net bemerkt?“ Herr Gabliger sagte eigentlich „schiefes Maul“, aber diesen ordinären Ausdruck mag ich nicht hier öffentlich wiederholen.

Ich verneinte erstaunt.
„Und ob's schief is, das Maul! Bassen S' nur auf im nächsten Akt! Dann wird's Ihnen grad' so stören wie mich.“

Richtig paßte ich auf. Und richtig ... Ich mußte Herrn Gabliger beipflichten. Das „Maul“ des Darstellers des Lehrjungen David stand tatsächlich nicht so unbedingt senkrecht zur Nase, wie wir's uns und allen ehrbaren Mitmenschen aufrichtig wünschen wollen. Nun störte diese kleine Abweichung auch mich. Denn nun erst war sie mir zum Bewußtsein gekommen.

Und dieses beglückende Bewußtsein beherrschte fortan mich und meinen Theaterabend. Was sollte mir der hingebungsvolle Schwung des Orchesters, was die geschmackvolle Pracht des Bühnenbildes, was Hans Sachs und Evchen und Beckmesser! Mein Auge lechzte nach dem „schiefen Maul“ Davids, und hatte ich das nicht vor mir, so ging mir das Wesentlichste ab ...

Mit Todesverachtung kämpfte ich mich um halb zwölf nach der Garderobe. Ich wollte ja nicht nur den letzten Straßenbahnzug erreichen, sondern auch in schönstem, schwarzstem Umhang den Mann, dessen Scharfblick ich einen so seltenen Genuß zu verdanken hatte, endgültig loswerden.

Natürlicherweise stand er im überfüllten Beiwagen „Schulter an Schulter“ neben mir. Obwohl ich ihn, bei meiner Ehre, nicht gerade zum Sprechen aufmunterte, feilte er mir doch freundlich mit, daß mein Gut ein wenig „eingedepicht“ sei und daß ich Zigarrenasche auf meinem Rockfragen habe.

„Sind Sie Kritiker von Beruf?“ fragte ich ihn, um bei so viel Liebenswürdigkeit nicht stumm zu bleiben.

„Ah belei!“ lachte er. „Pensionist bin ich. Da is meine Karten. Besuchen S' mich doch einmal!“

Aus der Visitenkarte erfuhr ich, daß seine Wohnung in ziemlicher Nähe der meinigen gelegen war. Trotz dieses günstigen Umstandes aber tat ich ungesäumt im Innern ein heiliges Gelübde, seiner Einladung niemals im Leben Folge zu leisten.

Aber was half's? Acht Tage später, an einem trüben Sonntagnachmittag überraschte mich Herr Gabliger durch seinen Besuch. Es wollte eben ein befreundeter vielversprechender jugendlicher Dichter bei mir, um mir das allererste, soeben aus der Presse und vom Verleger gekommene Exemplar seines Erstlingswerkes zu überreichen. Ich brach die maßvoll aufmunternde, goethisch abgeklärte Rede, mit der ich den Jüngling zu beglücken im Begriffe war, ab und stellte die Herren einander vor — als Herr Gabliger mir das Büchlein, in dem ich geblättert hatte, mit einem höflichen: „Darf man? Ist's erlaubt?“ entwand und es selber gespannt zu durchmustern begann. Und plötzlich seufzte er mit bedauerndem Kopfschütteln:

„Uje, uje! Das is aber z'wider!“

„Was denn?“ fragte ich kesorot.

„Am Himmels willen — was denn?“ schrie der Dichtersmann entsetzt auf.

„No, schau'n S' einmal her da! Da sein ja die Seiten ganz g'fehlt!“

Und so war es: Die Seitenzahlen des letzten Bogens waren bunt durcheinandergeworfen, auf

Seite 146 folgte 157, auf 158 folgte 149, und so fort.

Noch heute sträubt sich meine Feder, den Jammer des aus seinem Paradiese grausam verjagten Poeten ausführlich zu beschreiben. Er bat mich händeringend um Verzeihung, aber daß ich ihm diese von Herzen gern gewährte, gab ihm merkwürdig geringen Trost. Auch meine Beteuerung, die meisten Leser, wie ich sie kenne, würden den Irrtum gar nicht bemerken, schien ihn nicht heiterer zu stimmen. Er wollte stracks zu seinem Verleger, um ihn zuerst zu erwürgen und ihm dann feierlich zu erklären, daß die ganze Auflage ohne Verzug eingestampft werden müsse. Doch der Verleger wohnte in Dresden und war daher nicht so ohne weiteres erreichbar. Also eilte mein armer, junger Freund aufs Telegraphenamt. Und ich kann mir ohne besondere Beanspruchung meiner Einbildungskraft vorstellen, daß er darauf einen recht seltsamen Abend und eine schlafarme Nacht hatte.

Nach achtundvierzig Stunden traf die briefliche Antwort des Verlegers ein, der auf Verlegerehrenwort versicherte, er habe sofort sämtliche 250 Exemplare, aus denen das „erste Tausend“ bestand, genauestens durchsehen lassen und keines mehr gefunden, das den gerügten Mangel aufweise. Vorher aber schon hatte der Verfasser selbst seine restlichen vierzehn Freiremplare zugestellt erhalten, deren tadellose Seitennummerierung jene Angabe vollauf bestätigte.

Herrn Gabligers Scharfblick war es vorbehalten gewesen, einen überseligen Dichter, für kurze Zeit wenigstens, in den tiefsten Abgrund von Menschenhaß und Weltverachtung zu stoßen.

Da ich das läche, rachgütige Temperament dieses Dichters kannte, so trug ich Sorge, ein obermaliges Zusammentreffen der beiden zu verhüten. Mir selbst aber den Scharfblickenden fernzuhalten, das gelang mir leider nicht.

Der Mann mit dem scharfen Blick.

Jahrelang hatten wir in derselben Stadt, im selben Bezirk, ja, fast Gasse an Gasse gewohnt, ohne einander näherzukommen. Nun aber schien ein scharfes Schicksal das Verfümmelte nachholen zu wollen, indem es uns möglichst oft zusammenführte.

Und just immer dann, wenn meine Sinne sich an etwas besonders Erfreulichem erfreuen wollten, tauchte Herr Gablitz vor mir aus dem Boden, um mir einen unzweifelhaft vorhandenen, bloß meinem stumpfen Blick bisher entgangenen Mangel zuvorkommend zu weisen. In jeder Suppe entdeckte er ein Haar, am blauesten Ausflugshimmel ein drohendes Wölkchen, und an dem lieblichsten Menschenbilde einen Schönheitsfehler. Nicht meine, nein, seine Augen waren es beispielsweise, mit denen ich zum erstenmal sah, daß die holde, elegante Kassierin meines Kaffeehauses die Abfüße ihrer Schuhe ganz gehörig vertrat; und daß der üppige, aschblonde Kopfschmuck meiner Trafikantin, um den ich sie nicht nur bewunderte, sondern auch beneidet hatte, früher einmal Besitztum einer anderen Dame (oder mehrerer) gewesen war.

Herr Gablitz versteht es in geradezu unheimlicher Weise, andere Leute unglücklich oder doch wenigstens ärgerlich zu machen. Aber er selbst ist dabei auch keineswegs froh und glücklich. Er gleicht dem armen Kay im Andersen'schen Märchen, dem ein Glaskorn von des Teufels zerschelltem Herrspiegel ins Auge flog. Ich war dabei, wie ihm der Schneider einen Anzug brachte, der so ausgezeichnet saß, daß Herr Gablitz in zweistündigem Sichdrehen und Sichwenden und Sichbücken keinen Makel daran entdecken konnte — während es ihm vor Ablauf der dritten Stunde doch gelang, eine halbzentimeterbreite Stelle ausfindig zu machen, wo das Futter nicht vollkommen knapp und glatt am Ueberstoff zu liegen schien. Und ich war dabei, als ihm seine brave Köchin eine mächtige Schüssel herrlich goldbraun gebackener Hirnböfesen vorsetzte, aus deren tiefstem Grunde Herr Gablitz unter angestrengtem Spähen das allereinzigste Stück hervorstoßerte, das auf einer Seite ein bißchen geschwärzt, ein bißchen verkohlt war.

Wahrhaftig, fast mußte ich Mitleid mit ihm fühlen.

Aber — da kam der Krieg.

Und der Krieg erst brachte sie zur vollsten Entfaltung, die besondere Fähigkeit des Herrn Gablitz. Ihm blieb an der Kriegslage nichts verborgen, was man ihm etwa aus mehr oder minder triftigen Gründen verbergen wollte. Ihm machte niemand etwas weis, er durchschaute alles. Er verstand Telegramme nicht nur auf, sondern auch zwischen den Zeilen zu lesen. Er fand aus jeder Lage unfehlbar den künftigen Punkt und aus jedem Bericht todsicher die wundeste Stelle heraus. Unter seinem Scharfblick verwandelten sich im Handumdrehen Siege in Niederlagen, Eroberungen in Verluste, helle Aussichten in trübe.

Und eines Abends stand ich vor meinem Wohnhause und las im Schein einer Straßenlaterne voll Eifer und Ungeduld eine soeben erschienene „Extraausgabe“, die von bedeutenden Erfolgen im Osten und im Westen, von soands so viel gefangenen Russen und soands so viel gefangenen Franzosen meldete. Da fiel plötzlich ein Schatten über meine Schulter: Herr Gablitz stand hinter mir und studierte das Blatt mit.

„Großartig!“ sagte ich endlich.

„Schrecklich!“ sagte er.

„Eine wahre Freud!“ sagte ich.

„Einfach ein Skandal!“ sagte er.

„Aber was denn?“ fragte ich verblüfft.

„No, das da!“ erklärte er und bezeichnete mit dem Finger eine Zeile und ein Wort. „Der Druckfehler da! Der haarsträubende — sonderbare Druckfehler! Ein Z statt einem 3!“

Und ehe ich ihm entgegen konnte, fuhr er fort:

„Da soll dann das Volk net irr werden! Da soll man nachher überhaupt noch was glauben, was in der Zeitung steht! So eine Schlampererei — wann net viel was Aergeres dahinter steckt als eine Schlampererei!“

Ich faltete die Zeitung sorgfältig zusammen,

verwahrte sie in der Tasche, knöpfte den Rock zu und hielt an Herrn Gablitz folgende kurze Sprache:

„Mir scheint, Sie sind selbst ein Druckfehler. Ein stö — der Druckfehler im Prachtwerk der Schöpfung. Ein Druckfehler, den der liebe Gott unbegreiflicher Weise hat stehen lassen und der ausgemerzt werden sollte — rasch und gründlich. Ja. Gute Nacht!“

Seitdem ist mir Herr Gablitz nicht mehr in den Weg gekommen. Fast will es mich bedünken, er weicht mir absichtlich aus. Sollte er am Ende gar gemerkt haben, daß...? Bei seinem Scharfblick ist alles möglich. Seinem Scharfblick traue ich auch das zu.

größte Frequenz in Wien erreicht, so dürfte er, soweit der Inlandverkehr in Betracht kommt, nach den bisherigen Ergebnissen durchaus nicht ungünstig abschneiden.

Die Wiener italienische Kolonie.

Ihr Ursprung und ihre Zusammensetzung.

Reichsitaliener von Rang und Ansehen gibt es heute nicht mehr in Wien. Sie haben alle, von ihrem Konsul rechtzeitig abisert, die Stadt, die ihnen jahrelang Heimat war und sie ausgezeichnet nährte, lange, lange vor dem ersten Kanonenschuß verlassen. Wenn man heute rückwärtend überlegt, wie die angesehensten Mitglieder der italienischen Kolonie nicht, wie man meinen sollte, einige Tage oder Wochen vor dem Kriegsausbruch mit Italien, sondern schon Monate vorher Wien verlassen, so gewinnt man den Eindruck, daß sie von der Haltbarkeit und Tragfähigkeit des Dreibundvertrages nie viel gehalten haben können.

Die ersten Reichsitaliener, die der Reichshauptstadt den Rücken kehrten, waren die Vertreter der großen italienischen Zeitungen. Sie kehrten schon im August des Vorjahres, gleich nach der Mobilmachung, in ihre Heimat zurück. . . Sie fanden bald Nachfolger, so daß man behaupten darf, daß die Wiener italienische Kolonie bereits im August und September abzubrechen begann. Es heißt, daß der Botschaftsrat der italienischen Botschaft, Cerruti, bereits damals die Parole ausgegeben haben soll, die Italiener mögen in aller Stille ihre österreichischen Geschäfte liquidieren, denn er halte die Situation für unhaltbar. Da Cerruti durch Jahre hindurch an Stelle des fränkischen Herzogs von Avarna, der ein zurückgezogenes Leben führte und sich seiner gesellschaftlichen Verpflichtungen bloß durch sehr reichhaltige diplomatische Diners entledigte, die italienische Botschaft der Kolonie gegenüber repräsentierte, waren die Italiener gewöhnt, auf sein Wort viel zu geben. Daß sie auf seinen Rat Wien sehr frühzeitig verlassen, kann daher nicht wundernehmen. Man spricht davon, daß der Herzog von Avarna sehr verwundert war, als er von der Massenflucht seiner Landeskinde erfuhr, es zeigt sich aber jetzt, daß sein Botschaftsrat entschieden die bessere Bitterung hatte.

Wenn nun heute die Reichsitaliener auch unsere Stadt verlassen haben, so wird der nicht unbedeutende italienische Einschlag, der bei uns immer zu finden war, nicht verschwinden. Man wird weiter den vielen italienischen Namen begegnen, und wenn man einzelne fortan vermessen wird, so wird man es eben darauf zurückführen müssen, daß ihre Träger Angehörige des Königreiches Italien waren. Im Frieden war die Unterscheidung nicht leicht, welche von den Familien mit den italienischen Namen Oesterreich und welche dem Königreich zuzählen seien. Noch in den Jahren, da die Lombardei und Venezien zu Oesterreich gehörten, waren Arbeiter und Gewerbetreibende aus diesen Gebieten in Massen nach Innerösterreich und Wien gekommen und hatten sich hier angesiedelt. Nach den Schicksalsjahren 1859 und 1866 wurden die einen von ihnen österreichische Staatsbürger, andere behielten aber ihre italienische Reichszugehörigkeit bei. Schließlich hörte auch nach 1866 die italienische Zuwanderung nie auf. Man denke nur an die vielen italienischen Erdarbeiter und Maurer, die zu uns kamen, um Verdienst zu suchen; die „Salamucci“-Händler, Seidenspinner, die Händler mit Florentiner Stroh usw. Einzelne von ihnen brachten es bei uns zu Reichtum, blieben aber samt ihren Kindern Reichsitaliener. Als charakteristisches Beispiel solcher wäre der sehr angesehen Wiener Bauunternehmer Detoma zu nennen, der jetzt Wien verlassen hat. Detomas Vater war als armer italienischer Maurermeister nach Wien gekommen, machte hier Geld und dehnte schließlich seine Unternehmungen bis Berlin aus. Als Bismarck den bekannten Konflikt mit

dem Grafen Arnim hatte und dieser aus Berlin flüchten mußte, kaufte der alte Detoma dem Grafen Arnim um einen Schleuderpreis den ganzen Grund- und Hausbesitz ab. Daher der gewaltige Reichtum der Familie Detoma, der sich auf den eben abgereisten Sohn vererbt hat. Ein anderes Beispiel für reichgewordene italienische Einwanderer waren die Chefs der in Wien bekannten Bauunternehmungen Faccanoni und Feltrinelli. Die beiden haben den größten Teil der Wienflußregulierung durchgeführt und dabei ein sehr großes Stück Geld verdient.

Zahlreicher sind die Fälle, daß in Wien zu Wohlstand gekommene italienische Familien österreichisch wurden. Man denke nur an die bekannte österreichische Industriellenfamilie Bujatti. Italienischen Ursprungs ist die angesehenere Delikatessenfirma Tommasoni, die eine Zeitlang vom Schwiegersohn des Begründers Tommasoni, dem Turiner Advokaten Ferrigni, geführt wurde. Ferrigni, der noch Reichsitaliener war, starb, ohne Söhne zu hinterlassen. Seine Töchter heirateten in bekannte Wiener Familien, die heute die Inhaber der Firma sind. Ähnlich verhält es sich mit der Nachkommenschaft anderer ehemaliger italienischer „Salamuccis“, Südfrüchthändler und Rauchfangkehrermeister, deren italienischer Name sich fortgeerbt hat, die aber Oesterreicher geworden sind.

Wenn vom italienischen Einschlag in der Wiener Gesellschaft die Rede ist, muß der starken Verschwägerung des österreichischen und ungarischen Adels mit italienischen Familien Erwähnung getan werden. Zum Teil rühren diese Verchwägerungen noch aus der österreichischen Zeit der Lombardei und Veneziens her, dann brachten die aus Modena und Toscana vertriebenen Habsburger zum Teil italienische Hofchargen adeliger Abkunft mit, die hier in Oesterreich heirateten. Die so entstandenen Familienverbindungen bewirkten in der nächsten Generation oft neue italienische Heiraten. So zählen zwei ehemalige Prinzessinnen Aldobrandini heute zu den Spitzen unserer Aristokratie,

Wien im Kriegssommer.

Vom kais. Rat S. Lehr,

ständiger Referent des Wiener Vereins für Stadtinteressen und Fremdenverkehr und Konsulent des Landesverbandes für Fremdenverkehr.

Die Bestrebungen, Wien als Sommerfrische auszugestalten, sind schon sehr alten Datums. Die Schwierigkeiten sind jedoch sehr große, da die Wiener Bevölkerung mit Beginn der schönen Jahreszeit stadtlüchtig wird. Es müssen daher erst Mittel gesucht werden, die Wiener Gesellschaft länger an Wien zu fesseln. Das sollte durch die Schaffung einer Wiener Saison erzielt werden, die im Frühsummer einsetzt und die führenden Gesellschaftskreise veranlaßt, länger in Wien zu bleiben. Eine Musikfestwoche, ein internationales Flugmeeting und ein großer Preis der Stadt Wien, der anschließend an das Derby in der Freudenau ausgetragen werden sollte, waren als Lockmittel für die Wiener Saison gedacht. Von diesen drei Projekten wurden die ersten zwei mit großem Erfolg verwirklicht, und es wäre auch schließlich zur Ausführung des dritten gekommen, wenn nicht der Krieg allen diesen Aktionen ein Ende bereitet hätte. Um das längere Verbleiben der besser situierten Kreise in Wien durchzusetzen, bedarf es eines besonderen gesellschaftlichen Anreizes, der durch große Veranstaltungen gesellschaftlicher Natur gegeben erscheint.

In diesem Jahre fallen natürlich alle diese Lockmittel weg, und der Ernst der Zeit bedingt es, daß selbst die normalen Vergnügungen eine wesentliche Einschränkung erfahren. Wenn trotzdem die Stadtlucht der Bevölkerung nicht in dem üblichen Maß sich geltend machen und wahrscheinlich ein geringerer Prozentsatz der Bevölkerung als in den normalen Jahren der Fall ist entferntere Erholungsorte aufsuchen wird, so ist die Ursache in den durch den Krieg geschaffenen abnormalen Verhältnissen zu suchen.

Um die Frage beantworten zu können, wie sich die heurige Saison in Wien und Umgebung gestalten wird, ist es notwendig, die Momente zu kennen, die von bestimmendem Einfluß für die Saison in einer Sommerfrische sind, und da kommen folgende Umstände in Betracht: 1. der Verkehr, 2. die Verpflegung und 3. das Unterkunftsweesen. Was den Verkehr anlangt, so muß man natürlich mit einer wesentlichen Verringerung rechnen, da ein großer Teil der Verkehrsmittel für militärische Zwecke beansprucht wird. Die Anzahl der Sommerfrischen, die sonst zur Aufnahme von Gästen bereit sind, ist in diesem Jahre beschränkt, weil viele im Stappenraum liegen, andere größere Gefangenlager in der Nähe aufweisen, andere wieder von Flüchtlingen überfüllt sind, oder es befinden sich darin militärische Spitäler und Refonvaleszentenheime. Auch die Bewegungsfreiheit dürfte in manchen Sommerfrischen infolge der im Interesse der Landesverteidigung getroffenen Maßnahmen eingeschränkt sein, wie ja bekanntlich ein großer Teil des Touristengebietes für den Verkehr gesperrt ist. Dadurch ist eine große Anzahl von Sommerfrischen von vornherein ausgeschaltet, und der eingeschränkte Verkehr wird das Publikum veranlassen, meist nur solche Orte aufzusuchen, von denen aus eine angenehme Verbindung mit ihrem Wohnorte besteht. Die Zahl der in Betracht kommenden Sommerfrischen wird jedoch auch dadurch weiter eingeengt (namentlich in Steiermark, Kärnten und Tirol), daß viele militärischen Ubikationszwecken dienen und größere Garnisonen beherbergen. Dieser Umstand hat auch Einfluß auf die Approvisionnement, die ja in diesem Jahre die wichtigste Frage bildet; Sommerfrischen, die keine Garantie für entsprechende Verpflegung bieten, bleiben naturgemäß ausgeschaltet.

Das Wiener Publikum wird das Bestreben haben, dorthin zu gehen, wo leichte und bequeme Verbindung mit Wien besteht, wo keine Verpflegungsschwierigkeiten zu fürchten sind, und auch für genügende Unterkunft gesorgt erscheint. Es wird sich gern in der Nähe der Märkte halten und naturgemäß die in der unmittelbaren Umgebung Wiens gelegenen Sommerfrischen bevorzugen.

Auf der einen Seite ist wohl ein größeres Erholungsbedürfnis der Bevölkerung zu konstatieren, weil der Ausbruch des Krieges im vorigen Jahre gerade zur Zeit der Hochsaison erfolgte und viele Familien veranlaßt wurden, ihren Sommeraufenthalt abzubrechen; auf der anderen Seite ist jedoch die wirtschaftliche Lage, insbesondere des Beamtenstandes und der Firbesoldeten, infolge der Teuerung eine so wenig günstige, daß sie zur äußersten Sparsamkeit nötigt. Es werden daher für diese Kreise nur Sommerfrischen in Betracht kommen können, die dem Sparbedürfnis der Gäste weitgehendes Verständnis entgegenbringen. Ob solche Gegenden in der näheren Umgebung Wiens gefunden werden, ist freilich fraglich. Viele Familien, deren Ernährer im Felde stehen, werden überhaupt genötigt sein, in Wien zu bleiben. Aus dem Gesagten kann geschlossen werden, daß in diesem Jahre ein erheblich geringerer Prozentsatz der Wiener Bevölkerung Sommerfrischen aufsuchen wird, und daß zumeist die Sommerfrischen in der Umgebung Wiens von den Wienerern bevorzugt werden. Was den Fremdenverkehr anlangt, der gerade in der Zeit der stillen Saison die

*größte Spannung in Wien
erweckt, so dürfte es, soweit
das Inlandverkehr in Betracht
kommt, auf den bei weitem
größten Einfluss haben
mangelhaft abzuführen*

Der Krüppel.

Es war, wie es in diesen schweren Tagen immer gewesen war. Erst kam die Einberufung und dann einige Wochen darauf der Auszug der Soldaten.

Auch der junge Lehnhof war einberufen worden, der Besitzer des Lehnhofes, wie der weitläufige Hof hieß, der ihm zu eigen war. Als er die Einberufung erhielt, sagte er sein Wort. Erst nach einer Weile kam's heraus: „Was sein muß, muß sein — so geh'n wir halt in Gottesnamen für Kaiser und Vaterland!“ Er war noch unbewußt und so gab's im Lehnhof um recht viele Tränen weniger als sonst in anderen Häusern, wo Weiber und Kinder wild aufheulten, wenn die böse Kunde im Hause eintraf.

Die Lehnhoferin, die Mutter nämlich, war noch eine sehr fröhliche lustige Person, fünf Jahre hindurch führte sie mit ihrem Sohne das Hauswesen. Sie ward wohl um eine Nuance bleicher, als ihr wortlos der Sohn die Kriegsmeldung überreichte, dann aber gebot sie, dem Gemeindedienner ein großes Glas Apfelmost zu geben — auch Selschfleisch, ein herbes Stück, und natürlich Hausbrot dazu.

Und während der Bote ab und trant, unterhielten sich Mutter und Sohn über die böse Kunde. „Ach hab' schon so viel im Leben mitgemacht, Jakob“, sagte sie, „nun so muß ich das halt auch noch mitmachen. Du warst noch ein kleiner Bub, als dein Vater starb, und ich hab' alles allein zwingen müssen. Ach hab's gern getan für Dich, mein Junge. Geh' nur getrost hinaus, ich werd' wieder alles machen, daß es gut und mit und Dir zum Segen wird.“

Der Sohn sagte kein Wort dazu. Daß die Mutter ja gewiß in seiner Abwesenheit alles richten und machen werde, das mußte er. Denn es war eine seltsame Frau. Garg in Worten, aber unentwegt in ihren Handlungen. Die Leute im Dorf sagten, an der ist ein Mann verworden.

Der Bote ging. In das Fenster klopfte einer an. „Jakob, komm' heut' zum Nachschneid!“ schrie er herein.

Jakob zögerte erst mit der Antwort. Da ergriff schon die Lehnhoferin das Wort. „Ja — ja — selbstverständlich wird er kommen —“ sagte sie. „Geh' nur — geh' nur — Du mußt geh'n — was täten denn die anderen sagen! Und leicht täten i' glauben, i' hätt' Di abgehalten, daß Du mit Deine zukünftigen Kriegskameraden beinander sein sollst!“

„Ja — ja —“ rief er — „komm schon!“ sagte Jakob.

Dahem ob er noch ein tüchtig Selschfleisch und trant ein großes Glas Most dazu... Mutter.

„Na, so geh' i' halt“, sagte er zu seiner Mutter. „Ja, ja — geh' nur — unterhalt' Di — und nimm' Dir a Geld mit — daß D' o' das zahl'n kannst — daß saner sagen kann, daß Di etwas fürchten färr'n. War mit frei recht!“

Jakob ging in das Gasthaus zu seinen Kameraden. Die Mutter begab sich zu Bett. Sie war so todmüde — und sonderbar, gerade an dem Tage hatte sie eigentlich nur wenig in der Wirtsschaft zu tun gehabt!

Als sie im Bette lag, dachte sie darüber nach, was nun werden solle, wenn auch der Sohn fern sein würde. Wenn er überhaupt nicht mehr zurückkäme!

Erst drängte sie mit aller Kraft die trüben Gedanken zurück. Schließlich gewannen die bösen Gedanken die Macht über sie — sie fing zu weinen an und die heißen Tränen flossen über ihr Antlitz, daß der Postler, auf dem sie den Koff liegend hatte, ganz naß wurde.

„Wenn das der Jakob sehen möcht“, sagte sie sich, „wie weh' würd' ihm das Herz tun!“ Da verzogten ihre Tränen. Der Auszug aus dem Dörfle war recht feierlich — und überaus fröhlich. Die Leute jungen und jauchzten, als wenn's zur Kirchweih ginge. Die Lehnhoferin nahm recht trocken Abschied vom Sohn, der neben dem Großvater auf dem Wagen saß. Mächtig zogen die feurigen, jungen Pferde an, und das letzte Wort erklang in dem Gemüthe des Großvaters, der nur mit Mühe die jungen Tiere zu händigen vermochte, die aufstrebend in die Weite strebten, als seien sie von der heißen Begierde ergriffen, selbst mit in den Krieg zu ziehen.

Und dann kam's so, wie es immer in diesen Tagen war. Erst wochenlang, mühsamer Aufbruch in der großen Stadt, dann plötzlicher Aufbruch hinaus auf das Schlachtfeld. Tagelang fuhr Jakob mit den Kameraden durch weite, weite Ebenen mit der Eisenbahn. Wo er nur konnte, führte er eine trostliche Feldpostkarte heim, des Inhalts, daß es ihm immer noch sehr gut gehe. Und als er später vom frühen Morgen bis hinein in den finsternen Abend, bei Sturm und Regen, im treibenden Schneefall nicht, wenn es halbwegs anging, eine Karre nach Hause zu schicken.

Und da kam der Tag, an dem einmal hell aufschien das Sturmsignal erklang. Er fuhrte mit den anderen vorwärts, die Kugeln pfliffen um ihn und die Schrapnell's saugen ihr heulendes, graufiges

Vied. Links und rechts neben ihm taumelten und stürzten die Kameraden auf den hartgefrorenen Boden hin, die Sache erschien ihm fast gleichgültig — mit gefälligem Bogen lief er unbefürchtet vorwärts und schrie sich mit Hurra-hurra in den richtigen Zorn. Auf einmal bekam er einen fürchterlichen Schlag, Längelang slog auch er auf den Boden hin. Und dann schwand ihm das Bewußtsein.

Als er wieder aufwachte, lag er bereits im Lazarett. Aber während er schlief, hatten sie ihm beide Weine abgenommen, die ihm das Schrapnell zertrümmert hatte. Festiges Fieber schüttelte ihn, tagelang schwebte er zwischen Tod und Leben.

Und dann, als er halbwegs zu Kräften gekommen war, folgten wieder endlose Fahrten durch das weite Land. Im Sanitätszuge! Gut war's, daß er den größten Teil der Zeit halb schlummernd verbrachte. Es war ein böser Schlummer, manchmal fuhr er höhnend auf, so daß die Sanitätsleute Mühe hatten, ihn zu beruhigen.

Dann kam er in ein großes Spital. Die Räume hell, licht und freundlich! Dort erholte er sich allmählich und dort erfuhr er auch, daß er alle beide Füße verloren habe und fürder auf Stelzen durch's Leben wandeln müsse.

„Arme, arme Mutter“, war sein erster Gedanke. Und plötzlich fiel es ihm ein, wie er mit seinen Kameraden einst im Dorfe auf Stelzen durch die Straßen gewandelt war — und wie lustig alle Buben waren — ja beim Wetlauf war er der Erste gewesen! Fast hätte er gelacht.

Wie aber das der Mutter schreiben? „Varien — warten — so viele haben sie schon aus dem Zimmer da hinausgetragen und sie dann in die kühle Erde gebettet. Helfsicht machen sie es auch so mit Dir und dann halt Du Dir den bösen Brief erspart“, dachte er.

Aber es kam nicht so. Er wurde gesund und bekam Stelzen, schöne, schwarz polierte Stelzen. Auch zwei Krücken dazu und langsam lernte er mit Hilfe dieses Nützzeuges gehen. Erst nur im Garten des Spitals und dann, als er sich schon besser gefühlt hatte, sogar in den Straßen der großen Stadt. Anfangs begleitete ihn immer ein Soldat, aber bald war er so weit, daß er ganz allein gehen konnte. Alle Leute auf der Straße sahen ihn an und drehen sich nach ihm um. Es war wirklich ein hübscher Wursch — schwarzer Schnurrbart, braune Augen und dazu das bleiche Gesicht. Und noch dazu die Krücken! Manches Auge wurde feucht bei seinem Anblick.

Ein seltsames Erlebnis passierte ihm. Als er einmal durch die Währingerstraße humpelte, lief über die Straße ein Arbeiter auf ihn zu. Der stierte

ihm, ehe er sich nehren konnte, ein Geldstück in die Tasche der Brust, dann sagte er seinen Kopf liebevoll mit beiden Händen und küßte ihn dreierlei mal. Und dann lief er wieder eilrigt über die Straße, als schämte er sich.

Jakob sah ihn nach — und alle Leute sahen ihm nach. Als Jakob in die Tasche griff, fand er eine Krone darin. Er beschloß, sich diese Krone sein ganzes Leben lang aufzubewahren.

Aber wie das der Mutter schreiben? Wird sie nicht zu Tod erschrecken, wenn sie ihn so heimkommen sieht?

Da kam ihm ein köstlicher Gedanke. Er wird sich mit seinen Stelzen photographieren lassen und das Bild der Mutter schicken, daß sie nicht gar so fürchtbar erschräkt, wenn er als Krüppel in die Heimat kommt. Und er führte auch seine Absicht aus. Als ihm der Photograph befahl, eine freundliche Miene zu ziehen, tat er sein möglichstes und lachte mit dem ganzen Gesichte.

Das Bild schickte er seiner Mutter und schrieb ihr dazu, sie solle nicht gar zu traurig sein, wenn er ohne Füße heimkomme und nicht gar zu sehr erschrecken.

Er selbst hatte sich schon ganz an seine Stelzen gewöhnt.

Darauf schrieb die Mutter:

„Mein lieber Sohn Jakob! Das Bild und den Brief habe ich erhalten. Mirsangs habe ich wohl recht geweiht. Aber ich bin nun froh, daß Du bald zurückkommst. Meine Füße sind, Gott sei Dank, noch recht gesund und sie werden für Dich noch viele Schritte machen können. Denn nur an den alten Kaver Reisleitner, der schon so alt ist und auch auf zwei Stelzen geht und der am liebsten noch bei jeder Kauferei dabei war! Du wirst Dich schon an alles gewöhnen. Komm nur recht bald nach Haus! Wenn Du auch keine Füße mehr hast, Deine Mutter hat Dich noch so lieb wie früher!“

Und als er heimkam, die Mutter hatte ihm beim Wagen erwartet, tat sie, als sähe sie das Gebrechen des Sohnes gar nicht. Sie weinte wohl, aber sie versicherte, daß dies aus lauter Freude geschähe, daß sie nun den Sohn wieder habe. „Alles steht gut draußen auf dem Felde, es wird ein gelegenes Jahr werden, mein lieber Jakob — Du mußt halt auf Deinen Stelzen dann und wann hinausfahren auf das Feld, wenn Erntzeit ist. Wenn sie Dich sehen, werden sie sich schon recht zusammennehmen!“

Und sie lachte dazu, bis ihr die Tränen kamen. Und der Sohn lachte auch und wuschte sich dabei die Augen aus.

Rudolf Sawel.

Die Schaffnerin.

Frauenkriegsdienst auf der Elektrischen.

Dieser Tage, an einem der freudigen Sieges-Feiermorgen, deren Himmel mit Fahnen bebändert auf Wien niederstrahlte, erblickte ich sie beim Einsteigen in die Straßenbahn zum erstenmal: Die neue Schaffnerin. Es war ein Bombeneffekt. Zwischen den Fahrgästen tummelte sich, gefolgt vom erfahrenen männlichen Kollegen, ein Persönchen herum, das so aussah, als hätte eines unserer mutwilligen Wiener Mädeln zum Faschingscherz Bluse und Kappe ihres bei der Elektrischen angestellten Bruders angezogen. Ein junges Blut, mit einem zarteren, kleinen Figürchen und einem lieben Kindergesicht, aus dem große Rehaugen vertrauensvoll zu dem im Dienst gereiften Mentor aufblickten. Dieses niedliche Wesen, dem die zur Aufnahme erforderlichen zwanzig Jahre nicht anzusehen waren, steckte in der ernsthaften Straßenbahneruniform, unter deren Kappe neugierige Haarwülste sich hervordrängten, und hinter deren Kragen das Endchen einer weißen Krause vorwichtig herausguckte. Das war die Schaffnerin, der Zufall hatte es gefügt, daß ich die neue Institution gerade durch eine Vertreterin kennen lernte, deren Erscheinung den Wandel der Zeiten besonders absteckend illustrierte. Bei den Haltestellen rief die kleine städtische Amtsperson die Straßennamen mit einem dünnen Stimmchen aus, und so oft das Abfahrtszeichen gegeben werden sollte, mußte sie einen gehörigen Puffen machen, um den für ihren Wuchs viel zu hoch liegenden Glodenriemen zu erwischen, was nicht immer auf den ersten Versuch gelingen wollte. Die Abrichtung der Schaffnerinnen vollzieht sich nämlich in dem Motowagen — wenn sie erst selbstständig sind, dann werden sie den Dienst im Beiwagen versehen, wo es keine Glocke gibt. Das messingne Signalhorn, das die Schaffnerin umgehängt trug, deutete bereits die künftige Bestimmung als Beiwagenführerin an. Außer diesem Dienstbehelf verfügte sie über das bekannte Szepter ihrer Amtswürde, die Zwickzange, die sich in der kleinen Hand unverhältnismäßig derb ausnahm, ebenso wie die schwere Tasche am breiten Ledergurt.

Während man sie, so ausgestattet, zwischen den Fahrgästen umherhuschen und ihren Dienst versehen sah, war es anfangs schwer, sich eines Lächelns zu erwehren. Doch gleich fühlte man, daß es hier nichts zu lachen gebe; gerade dieses kindlich aussehende Geschöpf war in seiner Tätigkeit am meisten geeignet, den Ernst der Sache zum Bewußtsein zu bringen. Da stand man vor einem jungen Mädchen, das den Mut gefunden hatte, in einen gar nicht leichten Männerberuf einzuspringen, sich fleißig für ihn vorzubereiten und auch die Verantwortung zu übernehmen. Sie tat ihren Dienst noch recht vorsichtig, und wenn sie in den Pausen bei ihrem Lehrer und Beschützer stand, auch war es immer wieder der kindlich vertrauensvolle Augenaufschlag gegen ihn, mit einem frohen, auch ein bißchen verlegenen Lächeln, das zwei prächtige Zahnreihen aufblitzen ließ. Aber es klappte doch alles, und die guten Lehren, die er ihr zuflüsterte, schienen bestimmt, sie in besondere Vorteile und Feinheiten der Manipulation einzuweihen.

An diesem Tage habe ich noch zwei andere unserer neuen Schaffnerinnen zu sehen bekommen. Die erste nahm die Sache genau so ernst, wie die anderen, die geübter und reifer aussahen. Alle versahen ihren Dienst mit einer stillen Freundlichkeit, angespannt aufmerksam, und machten einen netten, zuverlässigen Eindruck. Ihre männlichen Begleiter benahmen sich gegen sie mit der sorgsamsten Vertraulichkeit älterer Familienmitglieder, die ihre Verwandten in eine neue Bahn einführen, es mögen ja auch häufig Angehörige von Straßenbahnern sein, die zu Schaffnerinnen gewählt wurden. Man sieht ihnen die Zufriedenheit an, wenn ihre Schülerinnen sich geschickt anstellen. Einer sagte mir mit Stolz, daß die Seine die Beste von allen sei, und daß er sie bereits unbesorgt sich selbst überlassen könne, nachdem sie drei Tage den Dienst übe. Ein anderer meinte auf die Frage, ob sich die Schaffnerinnen bewähren, sie seien im Dienst der Ernst und die Pünktlichkeit selbst. Fragt man die Schaffnerinnen, wie sie sich hineinfänden, dann antworten sie bescheiden und sachlich.

Das Publikum verfolgt das Auftreten und Gebaren der Schaffnerin naturgemäß mit freundlichem und neugierigem Interesse, besonders die weiblichen Fahrgäste, die sich gewissermaßen beteiligt fühlen. Man sieht Frauen, die, von der neuartigen Erscheinung ganz fasziniert, während der ganzen Fahrt den Blick nicht von der Schaffnerin wenden. Es ist anzunehmen, daß die Tätigkeit der Schaffnerinnen im allgemeinen das Publikum zu mehr Rücksicht und Entgegenkommen veranlassen und dadurch ein rasches Abwickeln des Betriebes fördern wird. So wird der Krieg auf diesem Gebiet eine sittenberbernde Wirkung ausgeübt haben, und wenn die Einführung der Schaffnerinnen die Selbst-

disziplin des Publikums heben sollte, dann wird dies auch ihren, durch die Langsamkeit und Lässigkeit der Fahrgäste manchmal recht geplagten männlichen Kollegen zugute kommen.

Die Einführung weiblicher Hilfskräfte bei der Straßenbahn ist bekanntlich nur eine Maßregel für Kriegsdauer, dadurch veranlaßt, daß viele Straßenbahner zum Waffendienst einberufen sind. Nach den ersten Versuchstagen zu schließen, werden sie sich in diesem neuen Kriegsdienst der Frau wohl bewähren, und ebenso scheint das Wiener Publikum bei dieser Gelegenheit seine guten Anlagen bekräftigen zu wollen. Sollte aber einmal ein Stammgast der Elektrischen — natürlich nur durch die vorzügliche Dienstleistung einer Schaffnerin verleitet — statt der täglichen „Vierzehn Sellen-Umsteig“ einen direkten Fahrchein in den Ehehasen lösen, dann wäre dies als eine vergnügliche Folge der Kriegswirren anzuerkennen. —ik.

Bauernfängerei an Verwundeten. Ein Ausflug im Prater.

Tag um Tag kann man jetzt in der Prater-Ausstellungsstraße zwei Plätze von Soldaten, Verwundeten, rekonvaleszenten oder bäuerlichen Rekruten, dicht umlagert sehen. Drängt man sich durch die Menge, um zu sehen, was es da gibt, so entdeckt man schließlich einen „Chyromant-Automaten“, oder besser gesagt eine Automaten-einrichtung für Dummheit und Aberglauben. Man sieht, auch die Wahrsager sind fortschrittlich, sie benützen die neuen Erfindungen der Technik.

Zur Erklärung erfährt man da: „Der Chyromant-Automat gibt auf wissenschaftlicher Basis aus den Formen und Linien Ihrer Handfläche das Bild Ihres Charakters und Schicksales.“

Die „wissenschaftliche Basis“ besteht darin, daß man ein Zwanzighellerstück in den Automaten wirft und „die Erforschung der Linien Ihrer Handfläche“ darin, daß auf den Gelbeinwurf ein Bettel Papier aus dem Automaten fällt.

Zwar verheißt der Automat: „Die Daten bilden eine treue Charakterisierung Ihrer Individualität, welche Ihnen der Chyromant-Automat jedesmal in demselben Sinne wiederholt, was selbstverständlich den Automaten nicht hindert, dem nächsten Dragoner bald zu erklären, daß er ein „herrischer Charakter“, aber von „edlem Kern“, und das nächstemal, daß er eine — „Dame von Seelenadel“ sei.

Der Unsinn ist plump und mag bei manchem als Seiterleit wirken. Man darf aber nicht vergessen, daß bei den vielen Tausenden von Naturkindern, die jetzt häufig zum erstenmal sich in das Getriebe der Großstadt gestellt sehen, diese Spekulation auf einen naiven Aberglauben nicht versagt. Wenn man die Gruppen von Soldaten beobachtet, die da „ihr Schicksal erfragen“ und denen die Geschichte gar nicht lächerlich vorkommt, so kann man nur bedauern, daß es möglich und erlaubt ist, unerfahrenen schlichten Menschen auf solche Art die Kreuzer aus der Tasche zu stehlen. Unsere Öffentlichkeit hat gegenüber den vielen Tausenden, die jetzt durch den Krieg uns Großstädtern anvertraut sind, auch eine gewisse erziehlische Aufgabe, die edel ist und Dankbarkeit erhalten wird; um so mehr sollte man solche Bauernfängerei unterdrücken. Das Bild ist vollständig, wenn man den Titel der mit dem Aberglauben Geschäfte treibenden Firma hört: „Chyromant-Automat, Made by the Automat Exploiting Co. Vienna, Austria...“ Also entweder Ausländer oder zugehörig zu der Sorte von Fremdtümlern, die mitunter noch lästiger sind, als manche Ausländer.

Frau Schaffnerin.

Tausend Frauen sind für die Kondukteur-Laufbahn auf der Elektrischen engagiert. Sie sind schon eingelernt und beginnen dieser Tage auf den Tramwagen zu erscheinen.

Ich bin kein Gegner der Frauen oder gar der Frauenarbeit. Im Gegenteil: Sie flechten ja himmlische Rosen ins irdische Leben! Wir arbeiten die Frauen noch viel zu wenig. Aber es gibt Leute, die sehr brummig sind, wenn sie sehen, eine Frau ist tätig und verdient etwas. Nicht, daß die Frauen tätig sind, beleidigt ihr männlich selbstbewußtes Gefühl. Aber daß sie dabei etwas verdienen. Ist es doch für uns starke, mit Kraft und Verstand ganz besonders ausgerüstete Männer schon schwer, einen Verdienst zu finden. Und da kommt so ein schlankes, schwaches, hellstimmiges Weibchen her mit vielem langen Haar und dünner Taille und erarbeitet sich das Brot für ihre sechs Kinder, scheinbar spielend, als ob's nur Unterhaltung wär'. Ein Weib ist keine Konkurrenz. Sie hat keine Bedürfnisse. Sie raucht nicht: im Gasthaus sitzt sie auch nicht! Diesem verdienstvollen Gewerbe gibt sie nichts zu verdienen. Der Mann läßt wenigstens etwas unter die Leute kommen. Aber so eine Frau, wenn sie schon arbeitet, meint, sie müsse dabei auch solid sein, immer an ihr Heim und ihre Wälge denken. So ist sie kein nütliches Glied der drahterischen Gesellschaft. Auf's Leben kommt's ja nicht an, sondern auf's Leben lassen. Ein Mann, wenn er gut aufgelegt ist, läßt schon was springen, eine Frau bringt's höchstens auf ein Schälerrl Kaffee.

In der Tat, es gibt Männer. Herren der Schöpfung, die zur wirtschaftenden, schwer arbeitenden Frau kein Verhältnis haben. Aber nur zu dieser. Sonst mögen sie sogar mehrere Verhältnisse haben. Eine Art enragierter Weiberfeinde, die die Frau zu allerlei Kurzweil lieben, nur nicht in einem ernsten Beruf. Denen kommt die neue Schaffnerin gewiß nicht recht. Aber es gibt auch solche, denen die Frau in jedem Beruf recht ist, nur in ihren alten Gewohnheiten stört sie's.

Da steigt eine Erzellenz in die Elektrische, ein Herr von militärischen Mäuren und Ansprüchen. Er ist an seinen Burtschen gewöhnt: immer männliche Bedienung. Die steht stramm: man befiehlt ihr kurz. Seine Haushälterin ist nur ein geduldeter Greuel. Wie er sich setzt, steht plötzlich ein Mädchen vor ihm und fragt in höflichem, liebenswürdigem Ton, wohin er fahren möchte. Als ob sie ihm eine Tasse Tee anböte, so zart und freundlich klingt ihre Frage. Dabei sehr zaghaft.

Was will das Mädel? Er ist erstaunt; sonst kratzt sich vor ihm der Kondukteur in Habachtstellung. Der aber steht heute drei Schritte weiter und sieht prüfend zu, wie „das Mädel“ den Passagier anschaat. Und wie Erzellenz genauer hinsieht, hat sie etwas an sich, was an Amtswürde erinnert: ein Kappel, niedlich, über einem rund gewickelten Pops, aber ein Kappel, wie es die Kondukteure tragen: dunkelblau, rote Streifen, Lackschirm. Wie auf einem Maskenball. Eine, die sich als Kondukteur verkleidet hat. An der dunkelblauen Jacke, von der linken Schulter, hängt an einer roten geknoteten Schnur eine Kindertrompete. Das kommt der Erzellenz so ärarisch vor. Richtig, das ist ja ein Kondukteur-Signalthorn, nur im diminutiven Zustand. Ah, so was! Ueberhaupt, alles an ihr ist fraulich, klein, leicht, nett, niedlich, aber sonst ganz Kondukteur. Das einzige Große ist ein Riesentrümm von einer Ledertasche, die sie umgehängt hat; es erdrückt sie fast. Und in der Rechten, zwischen drei Fingern, hält sie krampfhaft, aber kunstgerecht wie ein alter, erfahrener Fachmann, die Kneifzange. Also richtig, die erste Schaffnerin! Erzellenz geht plötzlich ein Licht auf. Und der blonde, lehrhafte Kondukteur, der daneben steht und acht gibt, daß sie nicht pakt, das ist der, der sie unterweist, wie man's macht. Die Griffe, das kann nicht ein jeder. In der Linken die drei Kartenblöde: „Bitte, wohin fahren S' denn?“ Dann die Zonen- und Sektorenberechnung: „Nach der Südbahn. Zwanzig Heller. Kasan-gasse steigen S' um. I wir's Ihnen schon jagen.“ Umsteigkarte muß doppelt geknipst werden. Dann die Saltung der Zange:

„Sehen S' so: in der rechten Hand; da haben Sie sie immer parat; sie kann Ihnen nicht hinunterfallen. Sehen S' so: zwischen dem mittleren Finger und den beiden anderen. Na, Sie haben ein klein's Handerl, und da geht es noch schwer. Im Anfang. Aber Sie werden's scho' lernen; das Handerl wird si halt noch strecken müssen. Sehen S', so harte Haut, solchene Hühneraugen an die Finger, wie ich da hab', kriegen S' auch.“

Der Kondukteur, der sie unterrichtet, ist sehr freundlich mit seiner Schülerin: „Man wird sonst im Anfang leicht verzagt.“ Er gibt sich redlich Mühe, daß sie nicht verraagt werde. Er hat's auch leicht, denn sie ist nicht übel; grad keine Schönheit, aber doch ein ganz angenehmes, molletes Frauchen. Noch ganz jung. „Fräulein!“ jagen ihr alle Fahrgäste. Sie lächelt. „Fräulein“ sagt ihr auch die Erzellenz, die auf einmal verlegen wird, da sie noch nicht weiß, wie sie die ungewohnte Erziehung militärisch auffassen und anfassen soll. Daß sie stramm stehe, kann er von dem weiblichen Wesen nicht verlangen. Andererseits ist sie Beamtin, hat fast eine Kongsklasse. Und schließlich ist er in einem Winkel seines alten Herzens Kavaliere. Sogar in einem sehr großen Winkel. Er stammelt also etwas von „Fräulein“, halb kommandomäßig, halb salonbesessen. Sie ist natürlich eingeschüchtert. Aber sie ist eine Wienerin und nicht auf den Kopf gefallen. Um sich und der Erzellenz Mut zu machen, lächelt sie und zeigt ihm als Antwort auf das höfliche „Fräulein“ den Finger mit dem glatten Goldreifen. „Sm, Sm! Also ein junges Frauerl!“ Ein ganz junges. Ihr Mann ist auch Kondukteur; sie haben das Vergnügen, denselben Be-

auf miteinander zu teilen. Und da gibt es Leute, die behaupten, Wien wäre nicht mehr gemütlich. Sie fährt „Erdberg“, er hat die „D-Linie“. Und wenn sie sich zufällig an einer Haltestelle zwischen Parlament und Schwarzenbergplatz kreuzen, grüßen sie einander lachend. Er tagsüber im rollenden Wagen, sie tagsüber im rollenden Wagen, ein modernes Heim auf ewiger Walze, ein Ehebett in steter Bewegung, eine Art fliegendes Holländerpaar. Wenn auch nur elektrisch und zu Lande. Und kein Richard Wagner, sie in Musik zu setzen!

Nachdem alle Fahrgäste mit Karten betrent sind, begeben sich Lehrer und Schülerin auf die hintere Plattform. Sie ziehen sich da in einen Winkel zurück und flüstern: „Jetzt kommt noch das Rotieren der Zeiten. Um wieviel sind wir von der Remise weg? Reglementmäßig hatt' es um 9.30 sein sollen...“ Und nun verliert sich der Unterricht in die Geheimnisse der Statistik. Dann faßt er die Schnur hinten am Wagen, zieht sie und demonstriert ihr, wie man den Bügel der Oberleitung einzuschalten hat. Das Figürchen radert sich geschmeidig in die Höhe, kommt aber vorläufig noch nicht hoch genug, sie ist im Turnen auf den Brüstungen der Tramwagen noch ungelent. Das macht sie trostlos. Der autmütige Instruktor — später Kollege — aber ermutigt sie freundlich: „Na, es ist eigentlich nicht nötig. Nur damit Sie's kennen. Sie kommen ja so nur in den Beiwagen, da brauchen Sie's nicht zu machen.“ — Ja, die neuen Schaffnerinnen kommen nur in den Beiwagen, das ist leichterer Dienst. Der erste Wagen wird mit männlichen Kondukteuren besetzt: das starke Geschlecht ist immer voran.

Am Schaffnerin

Nest springt ein Schuljunge auf. Er ist noch ganz rot vom Laufen. Er gehört zu jener furchtsamen Sorte, die man in der Kindheit so furchtbar angeschrien hat, und die immer ganz verlegen ist, wenn sie angesprochen wird; besonders von einer Uniform, und wenn es auch nur die eines Schaffners ist. Er ist verwirrt, hört nichts, sieht nichts, präsentiert hastig seine Abonnentenkarte und blickt auf den Boden, zur Seite, an die Strafenfenster, an denen man vorbeifährt, hinauf. Aber sein Blick ist doch einen Moment lang an etwas vorbeigestreift, was nicht das alltägliche war. Er sah einen Kondukteur, aber an sein Ohr glitt eine fragende Stimme von einem merkwürdigen, wohlthuenden Klang, ohne Schroffheit und ohne Strenge. Irgend etwas Neues, etwas Wohliges, Vertrauliches, gar nicht feindlich Inquirierendes scheint da vor ihm vorhanden zu sein, das ihn an Mama erinnert und an Tanten und an alles, was verzieht und verhätschelt und das Jungentreiben lustig und erträglich macht. Er weiß noch nicht, was. Noch immer schweifen seine Augen verlegen an den Fenstern, an denen man vorbeifährt, umher. Auf einmal hat er den Mut, seinen Blick auf die Personen vor sich zu richten. Und er streckt sich, er ist verblüfft.

Ist es noch nötig, die anderen Zufälle des ersten Tages zu schildern und die Eindrücke, die die neue Schaffnerin auf die verschiedensten Passagiere macht? Nachdem sie zwei Wochen lang den Kursus in der Strecken- und Fahrtheorie durchgemacht und alle Schikanen des vorschrittmäßigen Dienstes in sich eingesogen, nachdem sie ihre geographischen Kenntnisse der Kaiserstadt Wien, ihre Kindheitserinnerungen von „in Ottakring da drenten“, „in Hiezing dort draußen“ und „in der Stadt eini“ aufgefriecht, nachdem sie fleißig memoriert: „Kinder unter acht Jahren zahlen die Hälfte ... Nach Kragran dreißig Heller ... In Lainz zehn Heller nachzahlen ...“, durfte sie endlich den schönen Tag erleben, wo sie mit den schauernden Gefühlen einer Neophytin zum erstenmal den Tramwagen besteigt, um mit Zagen und Furcht alle die praktischen Geheimnisse des Umganges mit dem Publikum kennen zu lernen. Wir brauchen nicht zu schildern, wie ihr weiblicher Instinkt sie lehrt, mit den Passagieren umzugehen, etwa den Ladel zu bändigen, der sonst immer Anstände hat, diesmal aber „sein stad“ ist, weil er sich vor dem Gwigweiblichen „schamt“. Und was den knochenstarken, eingefleischten, sechsfachen Grobian betrifft, der erst recht „aufhaut“, weil er zeigen will, daß er sich von „einem Weibsbild und solchlenen Fagen“ nicht imponieren läßt, so brauchen wir uns seinetwegen nicht zu beunruhigen. Er wird den neuen, zarten Ton, der durch die sanfte Schaffnerin in die Fahrwelt der Elektrischen gekommen ist, nicht weiter stören. Denn für ihn hat der Herr Staatsanwalt sich schon eine neue Art der Behandlung von Beamtinnenbeleidigungen zu rechtgelegt. Man muß ja das schwache Geschlecht von Staats wegen schützen, jetzt, da es die wichtige Stütze ebendeselben Staates hinter der Front geworden ist. Unter rund siebentausend Kondukteuren wird es nächstens tausend weibliche geben, und eine weitere Anzahl dürfte folgen, sobald sich das feminine System bewährt haben wird. Und warum sollt es sich nicht bewähren?

* (Der Knabe mit der Geige.) Auf dem Graben. Mittagskorso. In einem der Cafépavillons, in denen das Morgenfrühstück längst abserviert wurde und sich die Herren zum Nachmittagschwarzen noch nicht eingefunden haben, steht ein Knabe in Konviktsuniform und geigt. Spielt Violine wie etwa achtjährige Buben, wenn sie just keine Wunderkinder sind. Das Instrument schreit jeden Augenblick in falschen grellen Dissonanzen auf, er hält den Bogen krampfhaft mit den Fingern umklammert, es ist für ihn eine schwere Arbeit, hier zu stehen und zu spielen. Sein Gesicht hat eine feine, bleiche, noble Blässe, die unter dem Schirm seiner roten Kappe besonders auffällig scheint. Um seine Brust hängt ein Plakat: Er spielt für die Kinder der Gefallenen. Für die Wohltätigkeit. Für die Kriegsfürsorge. Er spielt irgend ein Stück, das sich für den Musikunterricht besonders eignet. Für ein Publikum, das die Konzertsäle besucht, und die ersten Meister gehört hat. Für ein Publikum von Distinktion und Verständnis, wie man wohl sagt. Und sie stehen vor dem Rios und hören diese schülerhafte Musik. Die vornehme Dame mit dem schwarzen Trauerschleier, der Offizier, den Arm in der Binde, deutsche Soldaten, die sich die Stadt ansehen, Jungen, die von der Schule kommen, mit ihren Büchern, und die jungen Leute, die hier zu Mittag immer ihre Promenade machen, über den Graben und die Kärntnerstraße. Sie warten jetzt hier, ohne eigentlich zu wissen, worauf. Denn jeder hat schon seinen Beitrag auf die Tasse oder in die Büchse gegeben. Und der Knabe hat keine Abwechslung in seinem Vortrage. Er spielt immer dasselbe Stück. Und die Leute hören zu. Oder vielleicht hören sie auch gar nicht zu, sondern sehen nur in dieses bleiche, magere Knabengesicht, ohne auf die Musik zu achten. Sehen auf die Worte, die an seiner Brust geschrieben sind: Für die Kinder der Gefallenen. Nur wenige gehen weiter, neue kommen hinzu. Der Knabe gönnt sich keine Pause, unermüdlich streift, oder „krazt“, wie man sagt, sein Bogen über die Violine und die Münzen füllen die Büchse... Dann nimmt der Knabe seine Geige unter den Arm und geht. Er hat seine Pflicht erfüllt. Eine Stunde für die Waisenkinder, für die Linderung der Kriegsnot gespielt. Und die Leute sehen dem kleinen Musikanten nach, der vielleicht nicht bloß ein Wohltäter der elternlosen Kinder ist, sondern zu ihnen gehört...

„Erinnern S' Ihna no?“

In dem Gespräch, das die zwei Leute führten, lehrte diese wehmütige Frage immer wieder.

„Erinnern S' Ihna no?“ sagte der eine, „erinnern S' Ihna no an die schöne Zeit, in der m'r no dreimal in d'r Boch'n Lins'n auf 'n Tisch kriagt hab'n? . . . Sag'n S' m'r, is das amal wirklich wahr g'wes'n oder tram' i nur? . . . I bitt' Ihna, bog'n mi in d' Seit'n, damit i drauf kumm, ob i bei mir bin! . . . Auweh, Sie bog'n net schlecht . . . na na, ka zweit'smal, i g'spür's schon, daß i net schlaf . . . Alstern erinnern S' Ihna no dran, daß 's amal a Zeit geb'n hat, in der S' no Linsen gess'n hab'n, ohne daß Ihna die Angst kumma is, d'r Nachbar könnt' Ihna für an' Desfraudant'n halt'n? . . . Erinnern S' Ihna no dran, wie S' manchmal beim Mittagmahl voller Grant „Was? Schon wieder Linsen!“ g'schria'n hab'n? . . . Erinnern S' Ihna no?“

„Erinnern S' Ihna no, wie die Safaladi no ka Märchen war?“ fragte der andere. „Hab'n S' die Zeit no vor Ihna, in der die Safaladi no net ausg'sturb'n war? . . . Können S' Ihna no dran erinnern, wie S' Ihna no manchmal zum Gabelfruhstuck a Knackwurscht hab'n vergunna können? . . . Erinnern S' Ihna no?“

„'s is fast schon alles erlogen! . . . Aber erinnern S' Ihna no, wie a Kilo Zwiebel a paar Kreuzer 'loft' hat, net an' halb'n Taglohn? . . . Wiff'n Sie vielleicht gar no, wie a Salzstangel, a Kaisersemmel, a Schuasterlaberl auss'shaut? . . . Erinnern S' Ihna dran?“

Der andere schüttelte den Kopf.

„Erinnern S' Ihna dran, wie si die Leut no net ums Mehl, ums Brot hab'n raff'n müass'n? Wissen S' no, wie Ihna Frau Brot einkauf'n gang'n is, ohne daß s' a Stockerl zum Bart'n mitnehmen hat müass'n und ohne daß ihr die Leut' die Bram a'tret'n hab'n? . . . Erinnern S' Ihna no dran, wie S' amal lane zwanz'g Schriatt hab'n geh'n müass'n, um a Mehl z' kriag'n? . . . Is 's no wahr, daß S' amal Ihna Stück'l Hausbrot mit Gusto gess'n hab'n? . . . Erinnern S' Ihna no dran, wie Ihre Kinder no manchesmal a Häferl Milch kriagt hab'n, a Schmalzbrot oder gar a Butterbrot, a Eierspeiß? . . . Wiff'n S' das no?“

„Erinnern S' Ihna no, wie a Stück'l Rindfleisch schmeckt, a Kalbernes, a Schweinernes? . . . Hab'n S' no a Ahnung davon, daß amal d'r Och's net ins Museum g'hört hat? . . . Erinnern S' Ihna no dran, daß amal aner zu Ihna Rindviech g'sagt hat, ohne daß S' das für a Auszeichnung g'halt'n hab'n und ohne daß Ihna 's Wasser im Maul z'samm-a'lauf'n is?“

„Erinnern S' Ihna no, daß m'r amal an die Straßeneck'n Maroni kauft hab'n statt bratene Kriegserdäpfl'n?“ fragte der eine. „Is 's denn wahr, daß die Kan' Buab'n amal „Kriag'nsfanger!“ g'schria'n hab'n und net „Extraausgabeeee!“ . . . Erinnern S' Ihna no, daß unsere Kinder amal „Räuber und Schandarm“ g'spielt hab'n statt „Kriag“ und „Verwundetenzug“? . . . Erinnern S' Ihna no?“

„Mir scheint, das is nimmer wahr!“ antwortete der andere. „Und können S' Ihna no dran erinnern, wie Ihna die „letzte Blaue“ no net schon um elfi davong'fahr'n is? . . . Glaub'n S' no dran, daß 's auf d'r Stadtbahn amal wenigstens jede halbe Stund' an' Zug geb'n hat?“

Beide schwiegen eine Weile. Dann schöppte der eine tief Atem:

„Das is ja alles nig . . . nig gegen das viele, viele andere! . . . Erinnern S' Ihna no an 'n Huber Toni? . . . A großer Blonder! Erinnern S' Ihna no an ihn? . . . Gestern hab' i's erfahren: Er is aa g'fall'n!“

Der andere nickte . . . nickte . . .

„Erinnern S' Ihna no, daß 's amal a Zeit geb'n hat, in der m'r net jede Stund' von Kanonen, Bomb'n, Granat'n g'les'n hab'n? . . . Erinnern S' Ihna no, daß m'r amal net g'wußt hab'n, was a Feldpostbrief is . . . a Schützengrab'n . . . a Zwaundvierz'ger! . . .“

Meine Straßenbahnschaffnerin.

In allen Ehren!

Meine Straßenbahnschaffnerin — bitte, in allen Ehren — ist leider gar nicht hübsch. Die Gestalt wäre vielleicht gar nicht übel; namentlich von rückwärts, wenn unter der fesch sitzenden, schiefen Kappe die braunen Böpfe der Flechtfrisur heraus schauen, genießt man einen ganz angenehmen Anblick. Aber wenn sie sich umdreht! Zunächst hat der städtische Amtschneider, als er ihr die kommunale Bluse anmaß, nicht im Geringsten auf dasjenige Rücksicht zu nehmen gehabt, was man vor dem Kriege gegen Frankreich „Taille“ genannt hat. (Verzeihung, ich weiß wahrhaftig nicht, wie man das Ding jetzt auf gut patriotisch zu nennen hat.) Das Gesicht meiner Schaffnerin hat wohl auch gewisse vorteilhafte Qualitäten, zum Beispiel, daß es nicht groß ist. Augen nicht sonderlich bemerkenswert, Nase allerdings bedenklich flach, Lippen leider nicht einmal das. Denn sie sind sozusagen gar nicht — man könnte nur von einem Mundrand sprechen. Und doch sind Lippen bei der Schaffnerin nicht so unwichtig, denn sie hat ja fortwährend zu beißen!

Doch lassen wir alle Aesthetik — lieb ist meine Straßenbahnschaffnerin, gut und brav ist sie und überaus mitteilksam bezüglich ihrer Küchenwirtschaft und ihrer sonstigen Verhältnisse familiärer Natur. Und gelehrt ist sie auch, meine Schaffnerin. Sie weiß, was ein Sektor ist, eine Markierungsgrenze und sogar ein Sondertarif des Aufzahlungsgebietes. Sie gibt mir Unterricht darüber, sie erzählt mir von ihrer Fini, die jetzt in die zweite Klasse kommt, und von ihrem Pepi, der tagsüber bei der Greislerin in Kost gehalten wird, weil deren Gewesener der Taufpate war. Sie berichtet mir auch täglich über Finis Wohlbefinden, weil das Mädel — „wie alle Brustkinder“, meinte mein weiblicher Schaffner — etwas hartleibig sei. Deshalb müsse man künstlich nachhelfen; so auch gestern wieder, wenn auch bis nun vergeblich... Kurzum, ich sage justament niemandem, auf welcher Linie meine Straßenbahnschaffnerin fährt, und auf welchem Beiwagen, denn schließlich fahren ja doch gegenwärtig schon 138 Schaffnerinnen auf den Linien unserer städtischen Straßenbahnen — die Ziffer ist authentisch — und da wird es hoffentlich keinem meiner Konkurrenten (oder eigentlich Mitfahrer) möglich sein, die Kondukteurin herauszufinden, der ich diese Zeilen widme — trotz der Lippen, die nicht da sind.

Aber alt, wie man auf den ersten Blick glauben könnte, ist meine Schaffnerin absolut nicht. Sie kann unmöglich über vierzig Jahre alt sein, denn sonst hätte man sie nicht angestellt, weil ja bei der Ausschreibung der Schaffnerinnenstellen die Altersgrenzen amtlich genau mit 20 bis 40 Jahren festgesetzt worden waren. Aber welterfahren ist meine Kondukteurin, als ob sie schon weit über fünfzig wäre und tagsüber nicht von einem Bezirk in den anderen, sondern durch Weltteile führe.

„Wissen Sie“ — sagte sie mir gleich am ersten Tage unserer Bekanntschaft — „die Herren sind alle lieb und gut und unterstützen uns. Aber die Frauen, die haben das ganz bestimmt nicht gerne gesehen, daß man uns zu der Tramway zugelassen hat. Sie denken sich halt, weil doch auch viele ganz junge Personen als Schaffnerinnen genommen worden sind, daß verschiedene Sachen vorkommen könnten! Als ob die Herren grad auf der Plattform der größten Gefahr ausgesetzt wären, wo doch drinnen im Wagen viel hübschere Damen sitzen! Ueberhaupt, wenn man so etwas fürchtet, da müßte man die ganze Tramway abschaffen. Und da wär' erst die Frag', ob — wenn eben alle Leut' dann zu Fuß gehen müßten — das Nachsteigen nicht höhere Dimensionen annehmen möchte.“

Man sieht, meine Schaffnerin besitzt nicht nur Weltweisheit, sondern auch Humor. Sie kann umso ruhiger über solche Dinge sprechen, weil sie (ich könnte darauf schwören) außerhalb jener Gefahrzone sich befindet und noch nie einer Passagierin Anlaß zu einer Drohung mit der Anzeige gegeben hat.

„Bisher“ — erzählte sie mir — „haben zwei Kolleginnen von meinem Bahnhof wegen der Kartenmarkierung oder sonstwie Anstände mit Fahrgästen g'habt, die mit Anzeigen bei der Direktion gedroht haben. Und merkwürdigerweise waren beide Fahrgäste Damen.“

Meine uniformierte Freundin wollte mir eben die Unfälle genauer erzählen — es handelte sich dabei um Millimeter bei der Markierung der Tagesstunden in den Randrubriken des Fahrscheines — als ein Herr mit einer Umsteigkarte auffrang, bezüglich deren weiterer Gültigkeit die Schaffnerin ein wenig Zweifel hegte. Der erste Kondukteur, der die Karte markierte, hatte nämlich zweimal nebeneinander gezwickt, so daß man den Namen der Strecke, auf der der Passagier die Fahrt begonnen hatte, nicht lesen konnte. Meine Schaffnerin war zum ersten Male in einiger Verlegenheit und wandte sich an — mich. Obgleich ich mich nie mit Verkehrsangelegenheiten beschäftigt habe, was ich lebhaft bedaure, gelang es mir doch, auf Grund des Vergleiches mit einer noch völlig ungezwickten Karte, um deren Vorweisung ich die Schaffnerin ersuchte, den Aufsteigeort festzustellen. Es war die Felberstraße. Und es war ein feiner Herr, der dort aufgestiegen war; denn er gab uns — Pardon, nicht mir, sondern nur meiner Schaffnerin — vier Heller, wo doch das Trinkgeld sonst gewöhnlich nur beim Aufsteigen und nicht beim Umsteigen gegeben wird, und da normal die Hälfte beträgt.

„Man kann nie auslernen“, meinte meine Schaffnerin. „Wir sind eine Jede drei Wochen in die Schaffnerschule gegangen, wo wir alle möglichen Sachen gelernt haben; die Geographie von Wien, und was eine Rundlinie, eine Radial- und eine Sonntaglinie ist, und dann die Sicherheitsvorschriften beim Zusammenkoppeln der Waggons und vor der Abfahrt. Es war alles sehr lehrreich. Der Herr Ingenieur Verchenfelder, unser Herr Betriebsinspektor, ist ein guter Herr und hat uns alle ermahnt, wir sollen recht fleißig

Meine Hauptaufnahmefähigkeit.

sein. Wir Neuen haben's natürlich schwerer gehabt, als zum Beispiel die Frauen von Kondukteuren. Unser Herr Lehrer war der gewesene Revisor, Herr Sawatil, ein sehr tüchtiger Mann. Uebrigens ist wegen dieses Herrn eine meiner neuen Kolleginnen mit ihrem Mann, der Kondukteur ist, ins Raufen gekommen. Sie hat g'sagt, der Herr Revisor Sawatil ist der beste Lehrer und er hat g'sagt, der Herr Revisor Rohn, bei dem er seinerzeit g'lernt hat, ist noch ein besserer Lehrer. Und da sind sie halt übereinander gekommen!"

Wie doch überall sich gleich Schulen bilden und einander feindlich gegenüberstehen! Hie Sawatil, hie Rohn — hie Eiselsberg, hie Hohenegg — hie Künstlerhaus, hie Sezession!

Während ich so über die Parallelismen in Kunst und Leben nachdachte, grüßte meine Schaffnerin überaus lebhaft, aber durchaus militärisch zu einem nach entgegengesetzter Richtung fahrenden Wagen hinüber.

"Schau'n S' schnell hin," sagte meine Schaffnerin, „das ist meine liebe Kollegin, die die beste Schülerin in unserer Klasse in der Paulanergasse (der Schaffnerinnenschule) war. Dafür war sie allerdings früher Schauspielerin bei der Oper. Aber sie hat auch dabei mitsingen müssen!"

Ich wendete mich um, damit ich dem vorüberfahrenden Wagen nachsehen könne, und erblickte die ehemalige „Opernschauspielerin“ in ihrer neuen Uniform. Ich muß sagen, dieses neue kommunale Amtsgewand ist sehr hübsch. Schwarze, interessante Augen, hübscher kleiner Mund und eine ganz ungewöhnlich nette Kondukteurstaille.

Meine Schaffnerin sagte mir, die erwähnte Sängerin, dann zwei ehemalige Stubenmädchen, eine Köchin, die vor dem Kriege bei einem jetzt viel genannten ruhmreichen General gedient habe, und eine Näherin, seien die hübschesten Schaffnerinnen in der Klasse gewesen. Die ehemalige Generalköchin lernte ich ebenfalls — von meiner Schaffnerin im gegebenen Augenblicke aufmerksam gemacht — sozusagen im Fluge kennen, als sie als Amtsgewand in entgegengesetzter Richtung an mir vorüberfuhr. Sie ist entschieden auch hervorragend hübsch.

Bitte — ich schreibe ohne jede Voreingenommenheit, ich könnte ruhig auch schreiben, sie sei häßlich oder gar unappetitlich — und es drohte mir nicht die geringste Arreststrafe wegen Amtshohnbeleidigung. Jawohl, meine Schaffnerin hat mich auf das Genaueste über alle wichtigen Dinge unterrichtet und mir unter anderem gesagt, daß keine von den Schaffnerinnen beeidet worden, mithin keine von ihnen Amtsperson ist.

Wobei ich als eingeborener Oesterreicher mir allerdings in höchster Besorgnis die Frage vorlegte, wie es die Schaffnerinnen solcher Art überhaupt zustande zu bringen vermögen, zu fahren und Karten abzuwickeln!

Selbstverständlich habe ich auch freundliches Interesse für den materiellen Ertrag der Tätigkeit meiner Schaffnerin gezeigt. Mit den Trinkgeldern geht es ihr sehr gut. Wie gesagt, die Frauen sind halt doch immer neidisch. Gestern Freitag hat meine Schaffnerin zwischen der dritten und vierten Tour zu Hause als Mittagessen Spinat mit zwei Spiegeleiern gekocht; ein ganzes für sich allein, das andere für die beiden Kinder. Der Spinat war niederträchtigerweise teurer als die Eier! Ist das nicht interessant?

Der kleinen Fini hat es sehr gut geschmeckt. Das hatte mir meine Schaffnerin heute morgens berichtet. Als ich nachmittags vom Bureau zurückfahren wollte, verpaßte ich den Wagen und meine Schaffnerin fuhr mir vor der Nase weg. Sie bemerkte das, beugte sich heraus und rief mir noch in aller Raschheit eine Nachricht zu, die sie offenbar sehr beglückte.

„Gnä' Herr!“ sagte sie, „bei der Finerl hat's schon g'wirkt!“

Und frohgemut fuhr ich heim, wenn auch nicht in einem Beiwagen und wenn auch bei einem ganz gewöhnlichen Mann von einem Kondukteur.

* **Wiener Wohltätigkeit.** Wir werden um die Aufnahme dieser Mitteilung ersucht: Vorigen Sonntag fand im Konzerthausgarten zu wohltätigen Zwecken eine Tombola statt, die einen sehr animierten Verlauf nahm. Das zahlreich erschienene Publikum, das sich an dieser Veranstaltung mit großem Interesse beteiligte, unterhielt sich vortrefflich, umso mehr, als zwei der Gesellschaft angehörende Persönlichkeiten, die gleichfalls als Gäste erschienen waren, sich erbötig machten, durch Vorträge die Stimmung des Publikums zu erhöhen. Kommenden Sonntag den 11. d. vormittags zwischen 10 und 1 Uhr findet ebenfalls im Konzerthausgarten bei freiem Eintritt zu Gunsten des Schwarz-Gelben Kreuzes und der Kriegspatenschaft ein Frühshoppen mit Konzert einer vortrefflichen Kapelle statt. Damen der Gesellschaft werden serviert, wobei normale Restaurationspreise festgesetzt sind. Mit Rücksicht auf die äußerst humanitären Zwecke, denen das Reinerträgnis dieses Frühshoppens zufließt, wird das Publikum höflichst eingeladen, sich an diesem Vormittag zahlreich im Konzerthausgarten einzufinden. — Muß das wirklich alles sein?

„Peinliche Szenen.“ Die Bundesleitung der Oesterreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuz ersucht uns um Aufnahme folgender Zeilen: Wie bekannt, hat das amerikanische Rote Kreuz im Winter zwei Missionen, bestehend aus Pflegerinnen und Ärzten, nach Oesterreich-Ungarn entsendet, die seither eine eifrige Tätigkeit im Dienste der Verwundetenpflege entfalten, und zwar die eine in Budapest, die andere in Wien. In letzter Zeit ist es nun vorgekommen, daß diese amerikanischen Schwestern und Ärzte, wenn sie in der Straßenbahn fahren, peinliche Szenen erleben mußten, weil das Publikum hörte, daß sie englisch sprachen. Die Missionsmitglieder beklagten sich darüber bei den Delegierten des Roten Kreuzes, die dem Amerikanischen Spital zugeteilt sind. Um die Wiederholung solch unangenehmer Vorkommnisse zu verhindern, wird wohl die Feststellung genügen, daß den Mitgliedern der Mission, die das Deutsche nicht beherrschen, jede demonstrative Absicht fernliegt, wenn sie sich ihrer englischen Muttersprache bedienen. Die Ärzte und Schwestern aus Amerika haben nicht nur ein Anrecht auf den Schutz, den ihnen das internationale Symbol des Roten Kreuzes gewährt, sondern auch Anspruch auf jene Dankbarkeit, die man Gästen schuldet, die uns Gutes erweisen. — Wozu wir noch bemerken möchten, daß man überhaupt jeden, der Englisch spricht, in Ruhe zu lassen hätte. Diese „peinlichen Szenen“ kommen nur daher, weil die Bevölkerung von der Sekspresse zu solchen kindischen Anständen gerade ermuntert wurde.

Die Speisekarte des Wienerers.

✱ Wien, 5. Juli. Daß Wien im zwölften Kriegsmonat noch immer lebt, nachdem es unsere phantasiereichen Feinde schon in den ersten Wochen von Hunger- und andern Revolten zerrüttet geschildert hatten, ist eigentlich eine unerhörte Rücksichtslosigkeit. Aber es ist trotz allen feindlichen gegenteiligen Vorstellungen eine unbestreitbare Tatsache, daß es lebt, sogar gar nicht schlecht lebt. Es ist wohl wahr: in Friedenszeiten lebt es leichter und lustiger. Da dreht sich bekanntlich nach Schiller täglich der Braten am Spieß. Jetzt muß es schon mit einem sonntäglichen Braten zufrieden sein und sogar auf seinen geliebten Tafelspitz an Wochentagen so gut wie verzichten, weil dieses dem „Hintern“ entnommene bevorzugte Suppenstück des wohlgemästeten Ochsen die doppelte Höhe seines normalen Preises erreicht hat und daher für die Börse auch des mittlern Bürgerstandes nicht mehr erschwinglich ist. Es hat sogar zwei von der Behörde verordnete fleischlose Tage, Dienstag und Freitag. Das heißt, an diesen Tagen darf kein Fleischhauer bei strenger Strafe Fleisch vom Rind, Kalb oder Schwein, und kein Geflügelhändler eine noch so alte Henne verkaufen, und kein Gastwirt Speisen davon feilhalten, was natürlich nicht hindert, daß schlemmerhaft veranlagte und mit dem nötigen Großgeld begabte Menschen sich am Abend vorher für diese Tage mit den entsprechenden Fleischsorten versehen. „Schöpfernes“ und „Lämmernes“ steht außerhalb dieses Verkaufsverbots. Aber erstens ist der Wiener kein Freund von Hammelfleisch und ist es auch in diesen Kriegszeiten nicht geworden, und zweitens kann auch ein Hammel erst geschlachtet werden, wenn man seiner habhaft geworden ist, und das ist, nachdem die Russen die galizischen Hammel für sich behalten haben und das Hammelland *наг' евохъ* Serbien mit Kriegsausbruch seine Grenzen geschlossen hat, keine einfache Sache. Bleiben also für die fleischlosen Tage in der Hauptsache nur Gerichte von Leibern der sogenannten „Innerei“, als Hirn, Zunge, Leber, Lunge und dergleichen, deren Verkauf keine Schranken gezogen sind. Und wer auch das nicht erschwingen kann oder eine Abneigung dagegen hat, muß sich eben mit Fisch oder fleischlosen Speisen behelfen. Auch das ist leichter gesagt als beschafft. Denn Flußfische sind in Wien immer teuer, in Kriegszeiten um so mehr, und Seefische haben, abgesehen davon, daß sie nicht in genügender Menge zu Markte kommen, bei den herrschenden schlechten Transportverhältnissen, die die Dauerhaftigkeit bei der hohen Sommertemperatur stark beeinträchtigen, schon einen unangenehmen Geruch. Und mit den Mehlspeisen *hapter's* auch, da Weizenmehl nicht zu haben ist und Maismehl, der einzige Ersatz dafür, nur eine beschränkte Verwendbarkeit hat. Gemüse aber ohne Fleischspeise ist dem Wiener etwas, was er sich nicht vorstellen kann. Also, da ihm auch der Brotkorb arg verkümmert und recht hoch gehängt worden ist seit Einführung des Maibrottes und der Brotkanten, hat es der Wiener wahrhaftig nicht leicht, sich in diesen zum Jahr angewachsenen Kriegszeiten im leiblichen und seelischen Gleichgewicht zu erhalten. Und dennoch, er ist weder verhungert, noch hat er seinen „Hamur“ verloren. Er hat sich besser-gezeigt, als sein Ruf war. Er hat sich den schwierigen gastronomischen Verhältnissen mit überraschender Leichtigkeit angepaßt, ist tapfer sein Maibrot, verzichtet auf Tafelspitz und sonstige Lederbissen und bleibt voll Zuversicht in den endlichen Sieg der guten Sache der verbündeten Mittelmächte, der sich ja nun auch schon den verblendeten Augen der Feinde immer deutlicher und unabweislicher aufzwingt. Der Wiener hält durch, wie die Bevölkerung der gesamten Donaumonarchie, jetzt erst recht, nachdem auch „die Kachelmacher“, die er schon immer nicht hat „schmecken“ können, sich mit der heimtückischen Hinterlist des „Bravo“ den Feinden der Monarchie zugesellt haben. Die Abrechnung mit diesen falschen Bundesgenossen macht ihm die kleinen Opfer an leiblichen Genüssen noch leichter. Also, ihr Feinde im Osten und Süden und Westen und Norden, laßt den Wiener endlich aus dem Spiel eurer selbstbetrügerischen Fäseleien.

9/VIII 1915

Wiener Brief

(Von unserm Korrespondenten)

Wien, 28. Juni.

(Am 8. Juli eingetroffen.)

In erhebender, würdiger Weise hat die Hauptstadt die Wiedereroberung Lembergs gefeiert. Obwohl man nach den vorangegangenen Ereignissen die Errettung Lembergs aus den Händen der Russen schon Tage hindurch erwartet hatte, machte sie doch hier einen ungemein tiefen Eindruck, der in der Bevölkerung um so stärker zum Ausdruck kam, als ja eine große Zahl gerade Lemberger Flüchtlinge jetzt in Wien leben. Die Siegesfeier, die fast drei Tage hindurch währte, war großartig; an solchen Jubel, an solchen freudigen Stolz kann man sich kaum mehr erinnern. Wer die einzelnen anlässlich dieses Sieges in Wien veranstalteten Kundgebungen genau verfolgt hat, hat erkennen müssen, wie sich die Menschen in dieser schweren Zeit verändern. Selbst der Wiener ist merklich anders geworden: er ist ernster, gewissermaßen mannhafter; man sieht, daß die Größe der Zeit auch ihn härter gemacht hat. Bei allen Umzügen und öffentlichen Manifestationen gab es keine „Heh“-Stimmung; alles verlief durchaus würdevoll, aber innig. Ein herrlicher Zug der Zusammengehörigkeit, der Gemeinsamkeit der vitalsten Interessen, der Gleichheit und Brüderlichkeit zeigte sich überall und bewies auch hier, wie sehr dieser Krieg allenthalben dem Geist wahrer Demokratie förderlich ist.

Die Optimisten — an denen es nie gefehlt — feiern Triumphe und man gönnt sie ihnen gern; ihre Zahl wächst mit jedem neuen Erfolg, so daß man jetzt die Stimmung der Wiener Bevölkerung durchwegs als sehr befriedigt und sehr zuversichtlich bezeichnen muß. Natürlich sehnt sich alles nach einem glücklichen Ende, aber es wäre ganz falsch, wollte man glauben, daß man schlechtweg nach Frieden verlangt. Die Hoffnung ist berechtigt, daß schon in sehr kurzer Zeit ganz Galizien vom Feinde gesäubert sein wird. Erst dann wird man wirklich an die Möglichkeit eines Friedens überhaupt denken können. Wir haben viel zu große Opfer in diesem Kriege gebracht, als daß man sich zu einem andern als einem dauernden und vorteilhaften Frieden wird verstehen können. Es sind daher auch alle Gerüchte von Friedensverhandlungen leeres Gerede. Ich weiß aus bester Quelle, daß in den leitenden Kreisen niemand die Zeit für solche bereits gekommen erachtet. Ein Separatfrieden mit Rußland ist vorläufig noch nicht diskutabel und ein solcher mit Serbien ist jetzt noch ganz ausgeschlossen. Trotzdem spricht man hier viel davon und einmal ist die Meldung über solche Gerüchte sogar der Wachsamkeit des Zensors entgangen. Woher diese Gerüchte kommen und wer sie in die Welt setzt, ist schwer zu sagen. Sie kommen wahrscheinlich von auswärts, doch glaubt man sie — wie erwähnt — wenig.

Der gegenwärtige Stand des Kampfes gegen die Russen erklärt auch, daß die Monarchie sich gegen Italien ebenfalls vorläufig noch im wesentlichen passiv verhält und mehr an die Verteidigung als an den Angriff denkt. Wie beruhigend die Situation ist, geht wohl am besten daraus hervor, daß die Südbahn fast ihren ganzen Verkehr wieder aufgenommen hat, daß die Schnellzüge Wien - Triest ganz regelmäßig laufen und man zu ihrer Benützung nicht einmal einer besonderen Legitimation mehr bedarf.

Die Zahl unserer Verluste und Verwundeten ist bei den letzten Kämpfen glücklicherweise durchwegs sehr klein gewesen. Hätten wir nicht die Feuerung und infolge der vielen Einschränkungen einen starken Mangel an männlichen Arbeitskräften, hätten wir jetzt wenig Grund zur Klage. Der Arbeitermangel macht sich stark fühlbar. Die Frauen müssen immer mehr und mehr als Ersatz herangezogen werden. Seit einigen Tagen gibt es auf der Straßenbahn auch in Wien schon „Schaffnerinnen“ und auf der Stadtbahn hat man sogar zum Stationsdienst schon Frauen in Verwendung genommen. Man sieht, der Krieg wird nicht nur die Demokratie stärken, sondern auch den Wirkungskreis der Frauen bedeutend erweitern.

Dieser Tage fand hier die diesjährige Generalversammlung des Schweizer Unterstützungsvereines statt. Den Vorsitz führte der neue Gesandte Herr Bourcart, der sich die Sympathien der hiesigen schweizerischen Kolonie durch sein liebenswürdiges und

tattovolles Wesen wirklich geradezu im Sturm erworben hat. Dies zeigte schon der Umstand, daß die Generalversammlung außerordentlich zahlreich besucht worden ist. Der Verein hat im Jahre 1914 außergewöhnlich viel Unterstützungen verteilen müssen. Hierbei muß ausdrücklich bemerkt werden, daß der Verein für den Unterhalt der in Oesterreich-Ungarn wohnenden schweizerischen Familien „der in die Schweiz zur Mobilisierung Eingezückten“ nichts beiträgt und zu diesem Zwecke nur die Spenden verwendet werden, die durch die von der schweizerischen Gesandtschaft im Sommer 1914 eingeleiteten Sammlung eingelaufen sind und separat verwaltet werden, da diese Beihilfe an Familien von Eingezückten nicht als Unterstützungen im eigentlichen Sinne betrachtet werden dürfen.

Für Heimbeförderungen wurden über 2800 Franken ausgegeben, die Unterstützungen an Durchreisende betragen über Fr. 2400, die sonstigen über Fr. 5200. Sie kamen Angehörigen aller Kantone zugute, nur aus Uri und Obwalden kam kein Bittsteller. Im ganzen wurden unterstützt 147 Männer und 145 Frauen, gegen 169, beziehungsweise 89 im Vorjahr. Der Krieg hat die Vereinskasse schon 1914 stark in Anspruch genommen und im Tätigkeitsbericht klagt der Kassier: „Seither sind aber weitere sechs Monate Kriegszeit mit gleich großen Anforderungen an unsern Verein verfloßen, und wenn der Weltkrieg noch längere Zeit dauert, so werden wir uns leider gezwungen sehen, da infolge der allgemeinen Geschäftskrisis auch unsere Einnahmen sich verminderten, wiederum unser Vermögen anzugreifen, um den von unserm Verein verfolgten Zwecken auch nur einigermaßen genügen zu können.“

Glücklicherweise heißt es aber an anderer Stelle des Berichtes: „In der hiesigen Schweizer Kolonie sind noch manche Landsleute, deren Verhältnisse es sehr leicht erlauben, unserem Vereine beizutreten und uns dadurch ermöglichen würden, die gerade in der schweren Kriegszeit immer größer werdenden Ansprüche an unsere Kasse zu erfüllen.“

In der Schweiz selbst leben viele, die sich aus allerlei Gründen gern an Wien erinnern, mögen auch diese bei guter Gelegenheit ihrer hiesigen bedürftigen Landsleute gedenken.

Raiserschmarren. Ein halbes Dutzend der köstlichsten Nachspeisen mit dem Aroma des Kaffees als Krönung des Mahles oder um fünf Uhr nachmittags. Trotzdem ist da selten eine Ueberfättigung zu fürchten.

Wenn ich im Stillen mitteilen würde, daß der Unterschied zwischen deutscher und österreichischer Küche nur auf der Butter beruht und auf dem richtigen Gebrauch der verschiedenen Zwiebel, wäre man wohl fast versucht zu lächeln. Aber es ist die reine Wahrheit. Die Zwiebel und ihr abklettiger Vetter, der Knoblauch, sind der Grundbestand der besten Küchen der Welt. Die wienerische mit unbegriffen. Ich sehe manchen entsetzt die Hände ringen; es bleibt nichtsdestoweniger eine Tatsache, daß eine Spur Knoblauch mancher Speise die rechte Würze leiht. Ich wiederhole: eine Spur. Das ist die chromatische Tonleiter in der Harmonie des Geschmacks. Wiener Köche und Köchinnen wissen das und bedienen sich der vielverkäuferten Zwiebel, ohne viel zu fragen und so geschieht, daß man oft und bewundert. Natürlich will das keine Wahrhaben, denn Touristen ergreifen vor diesen heilsamen Pflanzen die Flucht. Aber mein Mund wässert im Nachgenuß meiner kulinarischen Erinnerungen. Die edle Kunst der Raschhaftigkeit wird in ganz Oesterreich aufs beste gepflegt. Die Nachbarn spielen in der Mythologie eine größere Rolle, als sich's unsre Art besaiteten Idealisten träumen lassen. Vielleicht bildet unsre nationale Küche die Normate zu unsrer künflerischen Produktivität, denn ein Land, das Sanatiken und Bräuden

Woche oder zehn Tage ihrem Besuch widmen können, so tun sie gut daran, den Weisungen des guten alten Bruders Baedeker zu folgen. Mein Weg trennt sich gleich zu Anfang von seiner geraden Straße, denn ich bin ein Wummser, ein Plaqueur, faul, von gemüthlicher Neugierde und kaum darüber betäubt, daß es schon wieder einmal Seit ist, zu Tisch zu gehen.

Die Liebe geht durch den Magen. Darum hat mich der Magen von Wien zu allererst interessiert und nicht die Seele. Nach einer Fahrt im Salonwagen der städtischen Straßenbahngesellschaft ging ich auf die Suche nach den Stätten, wo Wien ist und trinkt. Diese unkonventionelle Methode mag schon deshalb entschuldigt werden, weil doch kein Reisender, der in einer Stadt antommt, an deren Besichtigung geht, ohne vorher zu essen und zu trinken. Ich muß vorausschicken, daß ich im Winter und im Sommer in Wien war. In der warmen Jahreszeit kann man die Schönheit der Stadt besser genießen, aber wenn man nicht im Winter in Wien gewesen ist, kennt man es nur halb. Der Juni ist entzückend. Der Dezember glänzender und reicher an Anregungen. Und die österreichische Küche schmeckt mir besser als die deutsche. Ungarn leiht den Paprika, Gulasch, Spierbazylprobraten. Wien hat die berühmten Kaisersemmeln, das Eingemachte, das Rikibisi (Reis und Erbsen), Spanferkel, ausgezeichnete Fische und Würste, wohlgeschmeckende Suppen, eine Minestra von italienischer Güte, Knödeln in einem Dutzend verschiedener Arten. Und Apfeiltrudel und

Feuilleton.

Wien, das wunderbare.

Ein Preislich von James Huner (New-York).
Einzig berechtigte Uebersetzung von Sola Sorme.
James Huner ist einer der bedeutendsten amerikanischen Kultur- und Kunsthistoriker und Schrift- und Kunstkritiker der "New-York Times" und des "Sun". Gerade in unsern Tagen wird man das Urteil dieses "distinguished foreigner" über Wien mit besonderem Interesse lesen.

Wenn ich nach Oesterreich komme, erkenne ich das sofort an dem Kaffee. Nicht jedem mag die härtere Umgebung der Wiener Küche recht sein, mit der verglichen die deutsche Speisenzubereitung farblos erscheint — aber die Ueberlegenheit des Kaffees und des Backwerks steht unter allen Umständen fest. Sicherlich ist das nicht die glückliche Einleitung zu einem Preislich auf Wien, das wunderbare — aber andre Einzelheiten kann man ja spielend dem Baedeker entnehmen. Dieses wertvolle Buch, das ein Landsmann und Berufsgenosse geschrieben hat, erteilt praktische Rathschläge zur Besichtigung von Wien und Umgebung in drei Tagen oder noch weniger. Ich muß nun behaupten, daß Wien so überhaupt nicht zu sehen ist. Zehn Jahre in der österreichischen Kaiserstadt können ihre Reize nicht erschöpfen; und wenn die Reisenden denn wirklich nicht mehr als eine

Wien, das Wunderland

aufhingegen ist, auch im Bereich von Essen und Trinken, wird niemals die Geburtsstätte einer individuellen Kunst werden können.

Die heiterste Stadt, in der ich je lebte, ist Wien. Paris ist sicherhaft. Paris nimmt seine Vergnügungen sehr ähnlich wie New-York, in Eile, als gälte es, den Augenblick erhaschen und mit Haut auszufrufen: „Derweile doch! Du bist so schön!“ Berlin fand ich zu selbstbewußt, zu kultiviert, um auszuruben, während München etwas zu nachlässig, zu „naß“ erscheint. Wien trifft meiner Ansicht nach die rechte Mitte der Deiterkeit ohne hektische Symptome, mit dem nötigen Atemholen. Die Elemente der österreichischen Rasse sind sehr gemischt, das slawische und das magyharische Wesen bilden einen starken Einschlag. Die Sprache ist deutsch, die Kultur ist deutsch. In der geistigen Atmosphäre Wiens ist eine Leichtigkeit, die man gallisch zu nennen versucht ist. Der Wiener ist Optimist. Er sieht das Leben nicht sonderlich ernst oder als ein Ganzes an, sondern als ein heiteres Bruchstück. Die Wolken ballen sich, der Sturm braust dahin, dann hört der Regen auf und die Sonne strahlt neuerdings aus lichter Bläue. Morgen, morgen, nur nicht heute — heute geht's in den Prater, beim Riesenrad zuschauen. Diese Leichtigkeit ist nicht auf eine Klasse beschränkt. Ob alle Leute, die man in den Restaurants, den Kaffeehäusern und Gärten sieht, auch wirklich so viel Geld auszugeben berechtigt sind, als sie es zweifellos tun, kann ich nicht wissen. Sie essen und trinken das Beste, und ein Eingheimischer hat mir gesagt, daß sie auch ins Gasthaus gehen

würden, wenn sie kein Dach mehr über dem Kopf hätten. Mit guter, wohlschmeckender Küche genährt, darum eubestisch und nicht dshesptisch, scheinen die Wiener immer zufriedener, sie sehen so aus und sind immer lustiger und gut aufgelegt. Der Tabak ist besser als der in Deutschland und Frankreich; er ist wohlriechend und billig. Kaffee ist der Magnet, der besonders am späten Nachmittag seine Anziehungskraft bewährt, so daß es schwierig ist, um fünf Uhr einen Platz in einem der zahlreichen Kaffeehäuser zu finden. Ich erinnere mich an eines in der Kärntnerstraße, aus dessen Fenstern man auf die vorübergehenden Dummser gucken kann. Jeden Nachmittag bin ich zeitlich dort gewesen, um mir meinen Stammtisch zu sichern, und dann schlürfte ich und schaute, schaute und schlürfte und dachte im Dolcesartimente über die Nichtigkeit des Lebens nach, insbesondere die Nichtigkeit des amerikanischen Lebens mit seiner Hast, seinem Lärm und seinem Geldmachergebaren. Ich sagte mir, daß ich in sechs Monaten in einen heiteren Wiener Zuschauer verwandelt werden könnte, der die Ehrgeize der weltlichen Welt ganz hinter sich gelassen und vergessen hat.

Wie sehr habe ich mich geirrt. Keiner arbeitet schmerzlicher als der Wiener Geschäftsmann und die Wiener Geschäftsfrau; ihre Arbeitsstunden sind um ein Drittel länger als die in Amerika, aber sie haben die Gabe, sie so einzurichten, daß sie unbegrenzte Freiheit zu haben scheinen. Wie sie das zumege bringen? Das Klima ist mild und gestattet den Aufenthalt in freier Luft; die Frauen arbeiten

mehr als die Männer. Die Frömmigkeit der Einwohner tritt im allgemeinen stark hervor, und die Kirchen sind Sonntag morgen ebenso überfüllt wie die Kaffeehäuser am Sonntag nachmittag. Was Wien den ursprünglichsten Reiz gibt: es singt und klingt in der Luft. Was Wunder, wenn Johann Strauß hier seine Musik komponieren mußte, wenn der mächtige Johannes Brahms diesen Fleck Erde seiner Geburtsstadt Hamburg vorgezogen hat; wenn Beethoven hier die Scherzi seiner Symphonien geschrieben hat. Wien hat diese Musiker inspiriert, wie es Mozart und Schubert inspirierte, begeistert. Manche von ihnen wetterten über die Leichtigkeit der Kaiserstadt, aber ihr tiefer, ewiger Zauber hat sie alle festgehalten. Die Vorderseite der Medaille zeigt denselben leichten Sinn. Aber sie kennt auch ein ernstes, geistiges und künstlerisches Leben. Im letzten Winter habe ich in einer Woche Vorlesungen von Gerhart Hauptmann, Georg Brandes — er sprach über Goethe und Strindberg — gehört und Konzerten von Moritz Rosenthal, Eugen d'Albert, Godowsky und dem Mossequartett beigewohnt, ferner einer Aufführung des hervorragenden Orchesterführers der Welt, der Wiener Philharmoniker, unter der Leitung von Felix Weingartner, der uns seine Auffassung von Brahms vierter Symphonie in E-Moll schenkte, die in der Interpretation der meisten Dirigenten wie ein vorworenes Gewebe, grau in grau, erscheint, statt des glühenden, leuchtenden, sprechend ausdrucksvollen Meisterwerkes, das die Hände Weingartners hervorzauberten.

Wien, das wunderbarste.

Wien. Ich entdeckte 38 Brunnen, bemerkenswerte Kunstwerke, wie ich kaum zu versichern brauche. Die Kirchen aller christlichen Bekenntnisformen haben dieselben Heiligen zurzier. Von Denkmälern sah ich 80, zählte 39 öffentliche Gärten und zahlreiche Paläste. Das gigantische Maß, nach dem die Stadt angelegt ist, muß Eindruck machen. London und Paris sind an manchen Orten beengt, aber in Wien strömt Licht und Luft so unbehindert in die Straßen, daß sich niemals eine Enge fühlen läßt. Meinem Geschmac ist die Burg nicht eigenartig genug, sie bietet einen etwas beslemmenden Anblick. Dann gibt es auch zu wenig erstklassige Hotels, Berlin schlägt ganz Europa in seinen modernen Parawanerereien, und Wien steht in der Wohnungsfrage weit hinter Berlin zurück. In den Vororten beginnt man neue Wohnhäuser zu errichten. Sie sind nicht so behaglich und bequem, auch nicht so billig wie in Berlin. In einem Hause fand ich heraus, daß die Dampfheizung nie über 50 Grad Fahrenheit steigen wollte und daß sich der Hausherr trotz der Beschwerden der Parteien hartnäckig weigerte, den Dampfdruck zu erhöhen. Über kalte und düstere Zimmer sind nicht bloß in Wien zu finden; London ist da gerade so schlecht daran wie Paris, und Berlin ist in dieser Hinsicht am besten versorgt. Ohne Zweifel wird sich Wien später an die Vorgänger anschließen.

In den Gärten und auf öffentlichen Plätzen sieht man zahlreiche, dem Andenken berühmter Männer errichtete Standbilder: von Beethovens sind zwei Denkmäler da,

Bild: eine Kirche, ein Monument, einen Palast oder einen Park. Man schaut und schaut und ist scheinbar gar nicht imstande, die Möglichkeiten dieser Stadt zu erschöpfen. Denn man an den grünen Schatteln des Praters an einem Sonnentage, so findet man sich im nächsten Augenblick inmitten des tollsten Wirbels im Wurstelprater oder im Kaisergarten, einem verklärten Coney-Island. Aber die Weiterentwicklung ist allmächtig. Kommt uns eine historische Laune, so finden wir ein geradezu unerforschliches Arbeitsfeld. Kesthetische Sehnacht wird durch die prächtige Baukunst befriedigt, das unaufhörliche Musikmachen, die Rette der Bühneneinheiten — von dem künstlerischen Spiel nicht erst zu reden — und das künstlerische Museum, das so viele alte Meister beherbergt. Von der modernen Wiener Malerei weiß ich nicht viel zu sagen, aber der Geschmac Franz Defregger den prunkenden Arabeskenhaus Maßtarts unbedingt vor. Die Blutmischung von Kelten, Römern, Slawen und Deutschen hat Desterreich für fremden Einfluß ungemein empfänglich werden lassen. Unter den Babenbergern konnte es sich eines Walter von der Vogelweide rühmen, und an Dramatiken wie Grillparzer und Anzeingruber kann man unmöglich vorbeigehen. Wer sich für die steilen interessiert, findet auf diesem Boden eine Reihe junger Talente, die wohl von ungleicher Bedeutung, aber ungemein interessant sind.

Aus Neugierde versuchte ich eine Aufstellung der Anzahl von Brunnen, öffentlichen Gärten, Kirchen und Sehenwürdigkeiten in

Dann ist da die Oper, die Theater, und um gleich auf die andre Wagschale zu gelangen, die medizinische Schule, die berühmten Nerzte und Chirurgen, die Operatoren, die nirgends ihresgleichen haben. Und dieses reiche Universitätsleben! Ich kenne Wien nur von der Oberflache her, das innere gesellschaftliche Leben gar nicht, doch meinen ungeliebten Männeraugen erscheint die Wienerin neben der Amerikanerin als die bestangezogene Frau der Welt. Paris lassen wir da ganz außer Diskussion. Da findet man abermals bei der Wienerin den gallischen Zug. Die Schönheit der Wiener Frauen ist sprichwörtlich. Die dunkle Farbengebung des Haars und der Augen, der frische Teint, der allgemeine Stil, der nur mit dem Worte „fesch“ wiedergegeben werden kann, das alles ist nur in Wien zu finden, bei der Wienerin. Die Männer sind korrekt gekleidet, nicht minder sorgfältig als die Engländer, geben mehr als die Deutschen auf den Schnitt ihrer Anzüge, die Farbe ihrer Kravatten und die Form ihrer Hinderhüte. Es ist ein aufstrebendes, verschwendisches, lebhafte Volk, hart wie Stein, wenn es gilt, ein Geschäft zu machen, gastsfreudlich bis zum Uebermaß, sobald die Arbeit getan ist und die Erholungsstunden winken — die köstliche Stunde des Kaffees, nicht des Abtritts. —

Wien, das wunderbare! Ich fürchte den Ansturm des Lobredneriums. Wien ist in Wahrheit die Stadt großartiger Entfernungen. Nicht einmal Washington verdient das Beiwort so ganz und gar. Dabei hat jeder Blick sein

Kleiner Bilderbogen.

Aus Wiener Kriegstagen.

Vor dem Kriegsministerium, in den Tagen des großen Siegens. Nun fast schon seit einem Jahre kehrt dieses Bild hier immer wieder, und immer ergreift es noch in seiner rührenden Einfachheit und einfachen Größe. Nie noch wie damals, da Traum und Wünsche eines Volkes sich erfüllten und die Erlösung langen Sehns und bangen Wartens sich offenbarte. Lebende Begeisterung schreitet hier, Freude und Glück rauscht dahin in einem einzigen tausendstimmigen Afford dankbaren Jubels. Aus allen Gassen und Straßen strömen Menschen herbei. Wälzen, schieben, stoßen sich. Dann bleiben sie auf dem großen Platz stehen und blicken zu den hellerleuchteten Fenstern hinauf, aus denen ihr Fest, ihr Glück gegeben wird. Und sie selbst stehen dort stundenlang und warten, warten, warten. Worauf sie eigentlich warten, wissen sie selbst nicht. Was ihnen das Heute schenken konnte, haben sie ja. Dennoch müssen sie da stehen, müssen sie warten... auf das große Glück... Srgend jemand spricht, ein Mann aus dem Volk. Man hört nicht, was er sagt, es ist auch gewiß nichts, was sich nicht jeder denken kann. Aber gerade, weil es das ist, was jeder hier denkt, jeder fühlt, ist sein Erfolg ein riesenhafter. Man hebt ihn auf und trägt ihn. Und nicht seiner Rede wegen, sondern nur, weil man jemanden aufheben und tragen, weil man feiern will. Weil alles in einem jauchzt und jubiliert und schreit. Weil einen ein Taumel erfasst hat, dessen Suggestion all die Menschen, die hier stehen, vereint und zu Brüdern macht, über alle Fremdheit und Ungleichheit hinweg. Der Mann gestikuliert wild und brüllt und die Menge mit ihm. Es ist alles eifer als tief und bedeutend, was hier gesagt und geschrieben wird, aber es ist das Tiefste, was alle Menschen in diesem Augenblick bewegt, das heiligste Wünschen und Wollen jedes einzelnen: „Hoch Oesterreich-Ungarn! Hoch Deutschland! Nieder mit unseren Feinden!“ Worte, die wie Farnen wogen vor einem Volke. Worte, die Russe lind, dröhnende Pauken und Fanfaren.

Der Mann hat zu Ende gesprochen. Auf ein Zeichen heben die ihm Zunächststehenden die Volkshymne an. Immer mehr Menschen stimmen mit ein, immer mehr und mehr. Und immer stärker schwellt der Sang, und bald ist nicht ein Mensch weit und breit, der nicht mitsingt, mitspricht, mitheult oder mitschreit. Ein einziges Rauschen, Brausen und Hallen ist der Platz, und das alte schöne, ewig junge Lied steigt zum Himmel wie ein Gebet... Dann kommt die „Nacht am Rhein“, „Heil dir im Siegerkranz“ und wieder die Volkshymne. Bis tief in die Nacht stehen sie und singen, bis tief in die Nacht sehen sie zu den festlich erleuchteten Fenstern hinauf und warten, warten. Als warten sie auf das große Glück.

In einem Gasthausgarten. In einem Tisch sitzt ein Soldat. Ein Bursche mit hellen, blauen Augen, in denen ein Himmel voll Licht und Güte steht. Ich glaube, wo immer diese Augen hinkommen, muß Sonnenschein und Glück werden. Unsagbar viel Liebe spricht aus dem Angesicht. Würde und ein wenig verträumt sitzt der junge Mensch da. Seine Montur ist staubig, seine Kappe liegt auf dem Tisch. Er hat ein Stück Brot vor sich und wirft einem Späzen Krumen zu. Der ist erst scheu und zaghaft, bald aber greift er hurtig und frech mit dem Schnabel zu und zwitschert vergnügt. Immer mehr Späzen versammeln sich, und die kleinen Geschöpfe scheinen die blauen Augen ihres Gönners bald zu erkennen, denn es dauert nicht lange, so setzt sich einer zu ihm auf den Tisch neben die Kappe und zwitschert ihn freundlich an. Und dem jungen Verführer tun's die Kameraden nach. Bald wimmelt der Tisch von Späzen, und der Bursche füttert sie und lächelt voll Glück. Und rings um ihn ist ein Zwitschern und Jubilieren und alle Pracht des Frühlings. Er ist verloren wie in ein tiefes Glück, und der frechste aller Späzen setzt sich dem Krieger in der staubigen Feldmontur vergnügt auf die Schulter. Aller Friede, alle Zärtlichkeit und Liebe atmen in diesem stillen Bild.

Eine Stunde später seh' ich den Burschen mit seiner Kompanie abmarschieren. Fest und kraftvoll ist sein Schritt, durch und durch militärisch seine Haltung, und die Strammheit, mit der er sein Gewehr schultert, ist nicht anders als die seiner Kollegen. Nichts verrät in ihm, daß er so zärtlich Späzen füttern kann, nur in seinen hellen Augen steht das Bild von früher. Er geht an die Front, wird schießen und im Angeldregen stehen. Weiß Gott, was mit ihm geschieht... Ich werde ihn vielleicht nie mehr wiedersehen, aber mein Leben lang werde ich daran denken, wie er im Frühling saß und junge Späzen fütterte. Und ich werde ihm dafür dankbar sein.

Beim „Geurigen“. Weindunst und Gläserflirren, lachende Gesichter, singende Geigen und heisere Menschenstimmen, die von Liebe erzählen und irdischer Seligkeit. Eine Atmosphäre glücklicher Entrücktheit, fern dem Krieg, fern allem Schwere. Ein kleiner, buckliger Mann steht auf dem Podium und macht Stegreisfreime. Er dichtet das Publikum an, schimpft auf unsere Feinde und jongliert mit Zweideutigkeiten, deren Wirkung der Wein weicht und verdichtet. Er sagt einen Unsinn und man lacht, denn hier wird der Unsinn zu Geist, und Geist würde Philistrität... Dann singt jemand, daß graue Augen unversehlich sind, und man ist überzeugt, bis in die Seele davon durchdrungen und empfindet nichts stärker auf der Welt, als daß graue Augen... „Du hast geküßt an ihrem Munde...“ singt er, weich und wehmütig, und hundert Augen blicken hundert Augen an, verstehen einander und sind selig... Ein dider

Mensch schläft bei seiner Ziehharmonika, und dennoch durchdringt sie alles mit wundervoller, nur hier wundervoller Sentimentalität. Der Sänger hat einen aufgezwickelten Schnurrbart, und seine Augen zwinkern intim und verständnisvoll in alle Winkel und geheimen Abgründe. „Nur ein Wein, Wein, Wein...“ meint er, und die Leute ringsum, alt und jung, reich und arm, hoch und nieder singen mit und sind mit ihm selig. Und diese Einigkeit stellt ungeahnte Beziehungen und Bande her, sieht bis ins Namenlose. Ein Soldat schmiegt sich zärtlich an eine dralle Köchin, und eine sehr hohe Seite küßt nicht weit davon im selben Augenblick einer Dame die Fingerspitzen. Und wenn dann einer vortritt und den „Steffel“ singt: „Jedem Wiener glänzt das Auge...“, da fühlt wahrhaftig ein jeder bis in die Knochen, daß er ein Wiener ist, fühlt es in zitternder Freude und tiefstem Glück. Nie so stark wie hier, nie so stark wie in diesen Tagen.

11./III. 1915

Die Kriegszeit in der Schönbrunner Menagerie.

Der Krieg hat auch der bei der Wiener Jugend so beliebten Tierkolonie, in der Schönbrunner Menagerie, mancherlei Einschränkungen in der Güte und Menge des Futters auferlegt. Während manche Vogelarten in der schönen Friedenszeit in Weizen-, Hafer- und Gerstenförmern schwelgten, müssen sie sich jetzt mit verschiedenen Erbsmitteln begnügen. Die Hafer- und Gerstenschrotportionen wurden stark eingeschränkt, und vom Weizen kommt im ganzen im Tag kaum noch 1 Kilogramm zur Vermischung mit dem übrigen Futter. Die Elefantenfamilie von Schönbrunn hat vor etwa 14 Tagen ein schweres Unglück heimgesucht. Die gute Mama „Mizzi“ ist eingegangen und hat dem trauernden Vater „Pepi“ die Töchter „Mädi“ und „Gretl“ und das kleine Elefantebaby von vier Wochen „Lori“ hinterlassen. Der Elefantenfamilie ist es früher auch besser gegangen. Da gab es an schönen Tagen, wenn sich das Publikum um ihren Zwinger drängte, die wohlschmeckendsten „Schusterlaibl“, Kaisersemmeln, ja halbe Brotlaibe, die mit einem kühnen Schwung des Rüssels in dem Rachen verjadvanden. Die Zeiten sind natürlich vorbei. Jetzt gibt's nur dreimal des Tages Sumpfsheu, Kleie und etwas Burgunderrüben. Die vier Flusspferde und das träge Nashorn müssen sich auch mit Heu und Trebern begnügen. Die Raubtiere, die an Fleischkost gewöhnt sind, erhalten allerdings auch jetzt einmal im Tag Pferdefleisch, aber es ist ganz genau abgemessen: die zwei großen Löwen $4\frac{1}{2}$ Kilogramm, die Löwinnen $3\frac{1}{2}$ Kilogramm und die kleineren Bestien noch weniger. Nur eine Löwin, die etwas schwächlich ist, erhält, damit sie wieder zu Kräften kommt, $4\frac{1}{2}$ Kilogramm. Einmal in der Woche, gar am Sonntag, ist Fasttag, da heißt's hungern. Den anderen Raubtieren werden, falls nicht genügend Pferdefleisch da ist, Kuttelfleisch verabreicht. Kriegskost! Sehr verwöhnt ist nur die große Giraffe „Pajcha“. Der alte Herr — er zählt bereits 36 Jahre — hat am rechten Vorderfuß eine Sehnenzerrung, ist etwas böhartig, lebt aber genau wie eine Uhr. Das Wasser, das er trinkt, muß ofurot 22 Grad haben, nicht weniger und nicht mehr, sonst läßt er es stehen. Seine drei Schüppel Flecken und die sechs Liter Pferdebohnen, die er täglich zur bestimmten Zeit zu sich nimmt, müssen sorgfältig gedörrt werden. Der saubere Fuchs hat übrigens den Tod seiner Gattin auf dem Gewissen; vor etwa drei Jahren hat er durch eine mehr als brutale Handlung ihr Ende herbeigeführt. Aus der wilden Giraffenehe ist noch eine niedliche 19jährige Tochter da, die auf den Namen „Lucie“ hört, und ihrem ungewöhnlich langen Vater kaum bis zur Hälfte des Halses reicht. In Friedenszeiten wäre sie vielleicht schon unter die Gauke gebracht worden, aber in Kriegszeiten muß auch ein Giraffenfräulein froh sein, sein junges Leben bei magerer Kriegskost unbegehrte fristen zu können.

Die Frau auf dem Kutschbock.

Neu ist diese Erscheinung ja gewiß nicht bei uns in Wien, das eine Anzahl von Damen der besten Gesellschaft besitzt, die meisterhaft die Zügel zu führen verstehen und ihr Gespann mit einer Sicherheit und Ruhe lenken, die dem Kenner Bewunderung abnötigen. Im großen allgemeinen Straßenbild war die kutschierende Frau jedoch nur selten zu sehen. Und doch gab es viele Jahre eine gewisse Type davon, und zwar die „Gernsrau“, die in ihrem Kastenwagen Gese ausführte. Jetzt ist die Frau auf dem Kutschbock im Straßenbild nichts Neues, richtiger Seltenes. Die Wagen der Dampf-wäschereien, der Grünzeug- und Blumenhändler und vieler Kleinfuhrwerker werden von Frauen und Mädchen gelenkt. Und seit einigen Tagen ist eine ganz neue Type aufgetaucht: „Süße Weiber!“ Eine große Wiener Schokoladefabrik hat ihre Lieferwagen „beweibt“. Kutscher und Mitfahrer gehören dem zarten Geschlecht an und sind, bis auf die Farbe der Egalisierung, fast genau so uniformiert wie die städtischen Straßenbahn-schaffnerinnen, die kaum mehr etwas Auffälliges darstellen. Unter normalen Verhältnissen hätte das Auftauchen so vieler weiblicher Kosselenter vielleicht Heiterkeit erregt; so aber ist kaum der denkbarste Schwerfuhrwerkskutscher so unhöflich, irgendeine höhnische Bemerkung zu machen, wenn ein von weiblicher Hand gelenktes Vehikel die Straße einherrollt. Höhere Fahrkunst wird wohl nicht beansprucht, wenn nur Ross und Wagen nach beendigttem Tagewerk wieder heil nach Hause kommen. Uebrigens scheinen diese uniformierten Damen auf dem Kutschbock von ziemlich viel Selbstbewußtsein erfüllt zu sein. Ernst und Ruhe spiegeln sich in ihren Mienen, und Ernst und Ruhe gehören auch dazu, um in dem geräuschvollen und hastenden Getriebe auf belebten großen Straßen mit dem Fuhrwerk glatt durchzukommen. Borderhand ist die Frau als Schaffnerin und Wagenlenkerin in das Straßenbild eingestreut, und es könnte uns gar nicht so besonders wundern, wenn eines schönen Tages auch am Lenkrad des Autotari der „weibliche Fahrman“ erschiene.

Nur über zwei Stiegen...

Nur durch einen Hausflur, an einem kleinen Hof vorbei, über zwei Stiegen hinauf ging der Weg... Ein kurzer Weg, in wenigen Minuten zurückzulegen...

Im Hauseingang, in der Nische beim Glockenzug, saß die Hausbesorgerin auf einem Stockel. Neben ihr, in einem schadhafsten, lederüberzogenen Großvaterstuhl, saß ein junger Soldat. Er hielt sein linkes Bein auffallend zur Seite gestreckt und stützte die gebräunten Hände auf einen dicken Touristenstock, seine Krücke.

Er sah auf das weggestreckte Bein nieder und sah dann die Mutter an:

„Schmerz hab' ich jetzt keinen... aber der Doktor sagt... er sagt, der Fuß wird kürzer bleiben... kürzer und steif.“

Die kleine Frau mit den grauen, sauber geglätteten Haaren, ließ erlassend das grobe Stückzeug ruhen; ihre Augen, von vielen winzigen Fältchen umgeben, glitten scheu über den kranken Fuß und blieben mit tiefem, aber zurückgehaltenem Kummer auf dem Antlitz des Sohnes haften, der immer noch über die auf den Stock gestützten Hände hinweg sein totes Bein ansah, mit seltsam verschleierten Blicken...

Durch die breite Türöffnung des buntgläserigen „Windfanges“ konnte man in den Hof sehen, in den kleinen, freundlichen, ungepflasterten Hof, in dessen Mitte vier Bäume, deren Kronen ineinanderwuchsen, mit sechs Tischen drunter und einem länglichen Zaun herum einen Wirtshausgarten abgaben.

Der alte, immer müde aussehende Kellner, schürfte hin und her, klatschte mit dem vielbenützten „Gangerl“ den Staub von den Tischen und Stühlen und hielt dabei ein lautes, wie für alle Welt bestimmtes Gespräch mit einem jungen Mädchen, das aus einem Fenster des zweiten Stockes, zwischen zwei Blumenstöckeln hervor, auf ihn herabsah.

„Dr' Leopold“ hat no immer nix g'schrieb'n!... Jetzt is 's schon mehr als jwa Monat her, daß ma nix was von ihm... Gestern is m'r wieder sei Schwester begeg'n't... Sie mant, es war' wohl nix mehr z' hoff'n... Und sei Frau want den ganz'n Tag... la Mensch kann ihr's ausred'n, daß er nimmer lebt!“

Das Gangerl klatschte über Tisch und Stühle. „A brav's, fesch's Haus, d'r Leopold!... Und lustig... Sie wiss'n 's ja, Fräul'n, der hätt' um an' Kreuzer 'n ganz'n Tag g'lacht... Om, ja, a Stend... I was 's net... i bin ur'ntlich froh, daß i ganz allan steh in d'r Welt... net Kind, net Reg'l... wer was 's, was i jetzt ausz'steh'n hätt!“

Das Mädchen oben beugte sich weiter hinaus:

„Wiss'n S' es schon... unser Rud'l is gestern aa g'halt'n wur'n!“

„Halt ja, was i 's!... I hab' 'hn ja mit 'm Sträuß'l kumma g'seg'n... Das Sträuß'l war bald größer als er!... Und was is 's denn mit Jhnan Vat'r, Fräul'n Tinerl?“

„Frag'n S' mi so was vur d'r Quatt'r net!... Er kummt ja wahr'scheinlich jetzt aa dran... er wird ja erst in drei Jahr' fufzig!“...“

Bei einem Fenster im ersten Stock standen zwei Frauen. Und während der alte Kellner mit seinen müden Schritten ins Haus ging, rief die eine nach oben:

„Was sagt er denn, d'r Rud'l, Fräul'n Tinerl?“

Der Mund des jungen Mädchens oben zwischen den Blumenstöckeln gab nicht gleich Antwort. Nach einer Weile sagte sie mit einem Seufzer.

„Mein Gott... was soll er sag'n!... Ob er das ober das sagt... was ändert's denn?“

„'s is wahr!“ nickte die Fragerin.

Ein schwerer Schritt kam die Stiege herab, die zum zweiten Stock führte. Ein Mann mit angegrautem Vollbart war es, ein Landsturmmann. Auf seiner zerknitterten Kappe mit gebrochenem Schirm schlang sich ein schmaler Streifen.

„Zum zweitenmal ins Feld“, stand darauf.

„Wie geht's den d'r Klan?“ fragte die eine der Frauen.

„Dan' schön, schon besser.“

„Arg hat's i' g'hab't, das Hascherl.“

„Halt ja... I bin nur froh, daß i hie und da hab' nachschau'n können... Und i hätt's gern, daß das Kind schon ganz beinand war', bis i wieder 'naus geh'!“

„Das war' z' wünsch'n... halt ja, Herr Gahner!“

Er grüßte und ging.

Die Frauen wollten vom Fenster zurücktreten, da kannte sie die Stimme Tinerls:

„Der Herr Rohrer hat wieder g'schrieb'n... Gestern hat die Rosa a Kart'n kriagt... aus... aus... i was nimmer, wie d'r Ort hast... no, halt von dort, wo er g'fang'n is...“ Und sie rief: „Fräul'n Rosa!... Fräul'n Rosa!“

Nur eine kleine Weile dauerte es, da stand die Rosa auf dem offenen, gebrechlichen Gang im zweiten Stock, über das Eisengitter gebeugt, mit der Karte in der Hand, und las vor. Wenige Zeilen nur, in denen es zum Schlusse hieß: „Es geht mir soweit ganz gut, aber es ist mir schon besser gegangen, liebe Rosa.“

Die Rosa las mit heller Stimme, damit alle, die an die Fenster gekommen waren, hören konnten. In diesem einfachen, alten Hause sprach man ja so oft von Fenster zu Fenster, über die Blumenstöckeln hinweg... Und wer immer über die zwei dunklen Stiegen hinaufging, der ging an manch offener Tür vorüber.

Was die Rosa las, auch zwei Gäste hörten es, die sich unter den Bäumen vor dem geblumten Wachseinentischtuch niedergelassen hatten, der alte, gebeugte, müde Kellner horchte, jedes Wort mit einem Kopfnicken bekräftigend und manches wiederholend, nach oben, die Tinerl mit ihrem blonden Scheitel war im Fenster geblieben, die Frau Gahner stand, mit einem blaffen, lächelnden Kinde am Arme zwischen den Vorhängen, die Näherin vom ersten Stock, aus deren Fenster unaufhörlich das Rasseln der Maschine tönte, die drei jungen Mädchen von der Niederschneiderei oben im zweiten Stocke horchten in den Hof hinaus, der alte, zwischen seinen Hobelbänken einsam gewordene Tischlermeister läßt den Hobel ruhen, um zu hören, was der Rohrer aus der Gefangenschaft schreibt... Die Fenster sind voll von Lausichern und unter ihnen ist auch die kleine, blasse Frau Dollinger, die, wenn sie ausgeht, Trauerkleider trägt, seit acht Monaten, seitdem ihr Mann oben in Galizien fiel und sie Witwe, ihre zwei Buben, noch recht kleine Buben, Waisen wurden...

So viel Leid... Und nur durch einen Hausflur, an einem kleinen Hofe vorbei, über zwei Stiegen hinweg ging der Weg...

H. P.

Neues Leben auf dem Schafberg.

Die Tagesheimstätte der „Kinderfreunde“.

Eine der bedauerlichsten Wirkungen des Krieges war die, daß der Betrieb der beiden Tageserholungsstätten, die von dem Verein Kinderschulstationen in Hütteldorf und in Bögleinsdorf unterhalten worden sind, gefährdet wurde. Tatsächlich ist es erst nach langen Bemühungen gelungen, die eine der beiden Kindererholungsstätten wieder zu eröffnen, während die andere geschlossen bleibt. In Kriegszeiten ist es doppelt Pflicht, der Gesundheit der Jugend zu dienen. Das wenige, das Wien in dieser Richtung schon zu Friedenszeiten vorgesorgt hat, wurde aber noch verkürzt und es wurde leider veräußert, rechtzeitig andere Vorkehrungen zu treffen. Das hat die Ortsgruppe Allersgrund des Arbeitervereines „Kinderfreunde“ bestimmt, aus eigener Kraft wenigstens teilweise Ersatz zu bieten. Das ist dem Verein auch nach Ueberwindung mancher Schwierigkeit gelungen, aber nun kann der Verein schon von einer vollendeten Tatsache sprechen. Die „Spielwiese auf dem Schafberg“, wie er seine Sommerstätte bescheiden nennt, ist seit einer Woche eröffnet und Tag um Tag wandern frühmorgens und in der ersten Nachmittagsstunde zwei Kinderscharen auf die Höhen des Schafberges bei Bögleinsdorf und abends fahren sie wieder lustig heim. Der Verein hat sich schon bei Kriegsbeginn in den Dienst der Kriegsfürsorge gestellt. Freilich ohne sich in ihren amtlichen Rahmen zu zwingen. Er hat aus eigenem Antrieb und aus eigenen Mitteln, wozu ihm die warme Hilfsbereitschaft einiger begüterter Freunde der Kinderfreundesache die Möglichkeit bot, fünfundsanzig Kinder täglich mit Frühstück, Mittag- und Jausenbrot zu versehen. Diese Kinder wurden auch, solange als das alte Vereinsheim auf dem Allersgrund bestand, tagsüber beschäftigt und vom ersten Frühjahrs an mit den anderen etwa fünfzig Schülern des Vereines auch auf die Spielwiese im Irenhausgarten geführt. Mit dem fortschreitenden Sommer und der durch die allgemeinen Verhältnisse bedingten fortschreitenden allgemeinen Unterernährung der Kinder entstand im Schoße des Vereines der Gedanke, diesen Proletariatskindern und den anderen Schülern des Vereines heuer eine Art Sommerfrische zu bieten, damit gute Luft, Sonne und die Möglichkeit unbehinderten Bewegungsspiels das ihre dazu beitragen mögen, den Kindern das „Durchhalten“ zu ermöglichen. Es fügte sich glücklich, daß der Wirt des Hotel Schafbergalpe, Herr Bezirksrat Schreiner, dem Verein zu annehmbaren Bedingungen eine Wiese und einen offenen Holzbau seines Anwesens auf dem Schafberg als gedeckten Raum zur Verfügung stellen konnte.

Damit war die erste und wichtigste Vorbedingung glücklich geschaffen und es blieb noch übrig, die anderen Schwierigkeiten zu besiegen. Dank dem Entgegenkommen der Gemeinde Wien und des Finanzministeriums gelang beides glatt. Die Gemeinde Wien mußte in zweifacher Weise mithelfen. Sie mußte zum ersten den 25 Auspreisungsschülern des Vereines die Vergütung von 24 Heller für die tägliche Auspreisung jedes Kindes zusprechen. Die Auspreisung eines Kindes (Frühstückbrot mit Obstmus; mittags: Gemüse oder Mehlspeise und Brot; Jause: Milch und Brot) kommt auf 55 Heller. Durch die Zuwendungen aus den Auspreisungsgeldern ist der Verein also wesentlich entlastet. Die zweite Schwierigkeit war, die Kinder täglich auf diese Spielwiese zu bringen. Der Stadtrat beschloß auf Befürwortung des Bürgermeisters Dr. Weisskirchner, den 75 Schülern des Vereines und fünf erwachsenen Begleitpersonen die freie Fahrt auf der Strecke Volkssoper-Bögleinsdorf bis Ende September zu gewähren. Nur die Fahrkartensteuer war zu entrichten. Aber auch hier beriet der Magistrat den Verein sehr wohlwollend dahin, daß er durch ein Gesuch an das Finanzministerium vielleicht den Nachlaß der Fahrkartensteuer — sie hätte vierhundert Kronen betragen — erzielen könnte. Auch im Finanzministerium stieß der Abgesandte des Vereines auf volles Verständnis. Herr Sektionschef Ritter v. Beck befürwortete das Gesuch wärmstens und es war binnen wenigen Tagen günstig erledigt, so daß mit dem 1. Juli der Sommerbetrieb auf dem Schafberg aufgenommen werden konnte. Und nun ist der Betrieb schon im Gange.

Da ist überhaupt ein seltsames Leben auf diesem Schafberg. Die Wiener, die da selten hinauskommen auf diese herrliche, von den Wienerwaldbergen umsäumte Höhe, werden den Schafberg bei einem gelegentlichen Spaziergang im heurigen Sommer sehr verändert finden. Schon von der Hodegasse an, die sich zu einer prachtvollen Wohnstraße ausgewachsen hat, ist alles verändert. Die Wiesen wurden umgebrochen und weite Kartoffelfelder grünen heute den Wanderer. Zwischendrin, mit Harten bewaffnet, die jüngsten Bauern und Bäuerinnen der Großstadt: die Währinger Schuljugend, die unter Anleitung ihrer Lehrer hier volkswirtschaftlich Nützliches mit dem der Gesundheit Zutraglichen verbindet. Die Währinger Schulen haben sich zusammengetan und haben die rustischen Gründe für diesen Zweck in Pacht genommen und mit Hilfe der Gemeinde die freie Bauernwirtschaft eröffnet. Da stehen sie mittendrin, die kleinen Bauern, in Lederleibern und aufgestrickten Hemdärmeln und „heibeln“ im Schweiß ihres Angesichtes die Kartoffeln. Du bleibst stehen und fragst die Bauern:

„Na, wie gehts euch denn?“

„Dant' schön, haß is, und die Wassermänner kummen net.“

„Habts denn ta Wasser herob'n?“

„Na, dös muas von der Hodegass'n g'holt werd'n.“

„O weh, o weh!“

„Ja, dös können mir sag'n.“

So macht uns die humoristische Klage der Jungen auf einen Nachteil aufmerksam, der vielleicht doch bei einem guten Willen und der daraus entspringenden Tatkraft noch im heurigen Sommer behoben werden könnte: Die Zuleitung frischen, guten Hochquellwassers auf den Schafberg. Das ist der Nachteil dieses gesegneten welligen Geländes, auf dem sich so viel frohes Leben abspielt, daß in diese grüne Insel am Rande Wiens das Wasser noch immer nicht zugeleitet ist. Darüber klagen sie alle, die sich oben niedergelassen haben — und die Schafbergfibelung zählt schon zwanzig Nummern —, daß sie kein Wasser haben. Es sind einige nicht immer einwandfreie Brunnen auf dem Schafberg. Wird von ihnen getrunken, so sind Gefahren für die Gesundheit wohl nicht ganz auszuschließen. Einige Brunnen sollen, so erzählen die Leute oben, sogar ausdrücklich als gesundheitschädlich bezeichnet werden. Da oben gibt es eine große Schrebergärtnerkolonie, einige große Prachtwirtschafte, die am Sonntag Tausende von Wienern in ihren schattigen Gärten aufnehmen, ein Stück Prater ist auch angegliedert — Schaukel und Ringelspiel — und einige von Bürgern bewohnte Häuser. Seit einigen Tagen hat auch die Militärverwaltung eine Anzahl von Schülern da oben untergebracht. Eben wird an einer lustigen Holzkaferne für Kriegshunde gezimmert. Alles das lechzt nach Wasser, und wer Wasser haben will, muß es sich von der Hodegasse heraufführen oder tragen oder von Dornbach her. Das ist ein großer Nachteil, der weniger der Sommerniederlassung der „Kinderfreunde“ Beschwer macht, als wie den vielen anderen. Der Wirt Schreiner nimmt auch darin die Kinder unter seinen Schutz, er führt täglich Wasser in großen Fässern herbei, und da hat es wenig Not. Aber gespart muß doch sehr werden, denn jede Wasserfuhr kostet Zeit und Geld und Männerarbeit, die gerade jetzt im Kriege sehr kostbar geworden ist. Da könnte sich die Gemeinde sogar noch den Ruf sozialer Einsichtigkeit erwerben, wenn sie kräftig zugegriffe, und wenigstens eine Notwasserleitung von der Hodegasse herauf einrichten wollte. Das wäre für alle Menschen da oben eine wahrhafte Erlösung, und wir sind auch überzeugt, daß alle die Bürger, die sich da oben in reier Luft niedergelassen haben, gern dazu beitragen werden, daß sie von diesem Uebel erlöst werden.

Wieder Leben auf dem Pfaffenberg.

Zu solchen Entdeckungen und Forschungen führt uns die scherzhafte Klage des Jungen, „weil nur schon der Wassermann da war“. Die Spielwiese der „Kinderfreunde“ ist leer, da wir hinaufkommen, und die „Auskunft“ lautet, daß die junge Gesellschaft ausgeflogen ist, hinauf in den schönen Bögleinsdorfer Wald, wo mitten im Baumgrün, abgeschieden von den gewöhnlichen Wegen, eine Wiese herrliche Gelegenheit zu ungebundenem Spiel bietet. Wir folgen diesen Wegen und finden wirklich glücklich die frohe Schar, behütet von den braven Frauen und Mädchen, die sich in den Dienst dieser schönen Sache gestellt haben. Um 6 Uhr geht es singend vom Spielplatz im Wald zur Schafbergalpe, wo die Rucksäcke wieder aufgenommen werden, und dann geht es lustig hinunter zur Straßenbahn, wo noch immer nicht die Kinderlust ausgelebt hat. Bis zur Volksoper singen sie, die vorläufig 60 Schützlinge, die zu Beginn der Ferien auf 75 anwachsen werden, Schullieder und auch manch eines von den jetzt so beliebten alten deutschen Soldatenliedern. Freudeglühend erzählen sie dann, den bei der Volksoper wartenden Müttern und Vätern, wie schön es heute wieder war und wie gut ihnen der Reis mit Kirichen oder die Holzhackernockerln, und was es sonst an einfachen kräftigen Speisen gibt, geschmeckt haben.

Von den Sorgen der Wirtschafterin, die alle diese Lebensmittel zu beschaffen hat, erzählen sie nicht, weil sie davon doch sehr wenig wissen. Doch auch da hinein kommt nun Erleichterung: Herr Obermagistratsrat Dr. D o n t stellt dem Verein aus den Borräten der Stadt Wien die gewünschten Mengen von Lebensmitteln zu dem noch mäßigen Preise zur Verfügung, zu dem die Stadt sie seinerzeit erwerben konnte. So ist auch diese Sorge gebannt und es gilt nur noch einige andere Kleinigkeiten zu überwinden. Obstausbesserung zur Jause, Schaffung einer Badegelegenheit und die Möglichkeit, den schwächeren Kindern nach der Hauptmahlzeit eine Liegekur zu verschaffen. „Dazu“, sagt die Wirtschafterin, „brauchen wir noch L i e g e s t ü h l e und sonst einige Kleinigkeiten, aber,“ so schließt sie hoffnungsvoll, „haben wir die bisherigen großen Schwierigkeiten überwunden, so wird uns auch die Ausgestaltung gelingen.“

Wir wollen hoffen, daß die rührige Ortsgruppe, die unter der bewährten Leitung des Genossen Karl S a b l i t steht, auch diese Kleinigkeiten noch besiege, auf daß wirklich mit diesem ersten Sommerbetrieb der Arbeiterkinderfreunde ein nachahmenswertes Beispiel für alle Wiener Ortsgruppen gesetzt werde. Der Proletariatskinder, die Sonne und Luft brauchen, gibt es ja leider in Wien

so viele und rings um Wien könnte ein Kranz so kleine Gesundheitsfestungen für unsere Jugend gegürtet werden. Wir sind sicher, das Beispiel der Pfaffenberger wird die anderen so rührigen Ortsgruppen nicht ruhen lassen.

[Die resolute Schaffnerin.] Ein Leser schreibt uns: Die weibliche Eignung auch für die Geschäfte der offenen Aemter und des Verkehrs mit dem großen Publikum hat sich bis nun schon überall, wo dieser Versuch gemacht wurde, in der überzeugendsten Weise betätigt. Ich will als nächsten Beweis nur den Dienst am Postschalter anführen. Als ein ungleich heikeligeres Experiment erschien mir aber die Bestellung des weiblichen Kondukteurs auf der Elektrischen, weil dieser Dienst in der Mannigfaltigkeit des unmittelbaren Kontaktes mit dem Publikum und der Behandlung der Fahrgäste mehr der männlichen Eigenschaften bedarf als das friedliche Walten hinter Bureauwänden, die eine schützende und abwehrende Grenzscheide bilden. Insbesondere ist ja so ein Kondukteur während der Fahrt als eine Art „Kapitän“ zu betrachten, der Ordnung und Disziplin aufrecht zu halten und eine gewisse Kommandantenautorität zu üben hat. Zu kommandieren verstehen nun allerdings die Frauen — doch mag das im allgemeinen nur in bezug auf solche Männer gelten, auf die sie ein bleibendes Recht haben oder zu haben glauben, nicht für die flüchtige Zufälligkeit einer Tramwayfahrt. Schüchtern in der Tat waren auch die ersten Anfänge der Wiener Schaffnerin auf der Elektrischen, nicht ohne Scheu und Befangenheit, und das Leidete die schüchternen Anfängerin und Fahrlehrerin gar zierlich und gewinnend. Pierlich und schmutz ist sie auch weiter anzuschauen, wie sie mit der angeborenen weiblichen Geschmeidigkeit durch die zumteist so dichten Reihen der Fahrgäste sich durchwindet und hin und her gleitet — aber staunenswert ist die Sicherheit des Auftretens und Gebarens, das sie in der kurzen Zeit gewonnen. Ueberraschend zeigt sich da wieder das hurtige Anpassungsvermögen der Frau. Und was den etwaigen Zweifel an dem Talent zum Kommandieren auch über zufällig in ihr Herrschaftsgebiet geratene männliche Objekte betrifft, so hat mich auch darüber ein Probefall der letzten Tage vollständig beruhigt. Ich habe während einer längeren Fahrt in stark überfülltem Wagen eine Schaffnerin beobachten können, die im strammen Disziplinhalten unter ihrer „Fahrttruppe“ nichts von der Schneidigkeit eines männlichen Kondukteurs vermissen ließ und durch die kategorische Bestimmtheit ihres Tones jede Möglichkeit eines Widerspruches gegen ihre Befehle ausschloß. Bitte vorzugehen, meine Herrschaften — bitte den Platz nicht zu verstellen — bitte die Tür nicht zu verstellen — aber so bleiben. S' doch nicht da stehen, bitte!“ Das alles klang nichts weniger als bittend, es war, als seien es lauter gesprochene Rippenknöckchen, die der Weisung des „Fräulein Kapitän“ Nachdruck zu geben hätten. Diese Anwendung des Kommandotones konnte man sich wohl gefallen lassen, wie man sich denn überhaupt diese Kriegsinstitution der Schaffnerin recht gerne gefallen läßt und gar nichts dagegen haben könnte, wenn sie auch für die Friedenszeiten beibehalten bliebe.

* Das Anstellen bei den Bäckerladen. Eine Leserin macht diese vernünftige Anregung: In Ihrer heutigen Nummer schreiben Sie, daß das Anstellen bei den Bäckerladen — hauptsächlich sind es Unterbrotsfilialen, die belagert werden — nicht nach der Polizei ist und daß diese verfügt hat, man dürfe sich erst nach 1/3 Uhr anstellen. Damit ist aber nicht geholfen; es wiederholt sich daselbe, um eine Stunde später, wie bisher. Ich glaube, es wäre viel richtiger, wenn der Polizeimann, der die Ordnung hält, Zettel mit N u m m e r n aussteilen würde. Jeder, der ein Brot wünscht, würde seinen Zettel abholen und nachher gegen Abgabe des Zettels ein Brot bekommen. Diese Neuerung würde sicherlich von den Konsumenten mit Beifall begrüßt werden, da sie eine Ersparnis an Zeit wäre — man könnte ja auch mit dem Zettel nach Hause gehen — und auch die Gesundheit weniger gefährden würde. G. B. Das beste wäre freilich, wenn die Brotnot einmal ein Ende hätte.

* (Guer Gnaden, Herr Kutscher, woll'n S' mich führen?)

Die Wiener Polizeidirektion hat sich also doch entschlossen, an die Genossenschaften der Lohnfuhrwerker einen Erlaß zu richten, in dem sie scharfe Maßregeln gegen solche Kutscher androht, die durch unbegründete Fahrtverweigerung dem Publikum Ärger und Ungelegenheiten verursachen oder Bestellungen einfach nicht einhalten. Der Erlaß der Polizeidirektion ist in sehr entgegenkommendem Ton gehalten. Er verweist bei seinen Ermahnungen auf die Schwierigkeiten, unter denen gegenwärtig die Lohnfuhrwerker zu leiden haben. Die Behörde hat sich in der Tat in ganz außerordentlicher Weise des Wiener Lohnfuhrwerkes angenommen. Hat sie doch, wie bekannt, den Einspannern gestattet, auch bei Tage die „Zweier“-Tage einzuschalten, womit die Einspannerfahrt zweifellos zu den teuersten Vergnügungen Wiens geworden ist; allerdings wird der teure Preis viel empfindlicher fühlbar, als das Vergnügen. Wir glauben auch, daß es auf diesen teuren Tarif zurückzuführen ist, wenn den Wagenlenkern, speziell aber den Einspannerkutschern, so sehr der Kamm geschwollen ist. Den guten Leuten geht es zweifellos in diesen Zeiten der Konkurrenzlosigkeit — denn die Einspanner sind gar rar geworden — zu gut. Sonst könnten sie unmöglich jene feste Laune, jenen widerlichen „Hamur“ — richtiger gesagt jenen Hohn ausbringen, mit dem sie einen Fahrgast abtun, der sich in aller Bescheidenheit anfragt, weil er eine dringende Fahrt zu machen hat! Wir haben da in letzter Zeit durch Briefe aus unseren Leserkreisen von geradezu empörenden Vorfällen Kenntnis erhalten. Greifen wir ein paar Fälle heraus: Ein

Herr will vom Stephansplatz in die Laudongasse fahren. Der Kutscher antwortet ihm ganz frech, er wisse nicht — wo die Laudongasse ist! Darauf der geduldige Fahrgast: „Ja, wissen Sie denn nicht — bei der Allerstraße!“ Nun aber der Kutscher voll offenen Hohnes: „I kenn in derer Gegend ü b e r h a u p t ta Gass'n!“ Der Herr hat keine Zeit, den nächsten Wachmann zu suchen und ihm die Angelegenheit zu Protokoll zu geben. Er will rasch zum Ziel kommen, nämlich in die Laudongasse, wo man seiner harret, und läuft so lange, bis ihn ein mitleidiger Einspanner aufnimmt, um ihn in den achten Bezirk zu bringen. In der Unhöflichkeit gegen das Publikum geben im allgemeinen die „wilden“ Fahrer den Standplatzkutschern nichts nach. Ein anderer Herr erzählt uns, er habe kürzlich einen Einspanner aufhalten wollen, der auf dem Franz Joseph-Kai von der Aspernbrücke in der Richtung zur Ferdinandsbrücke fuhr. Der Herr hatte nämlich in der Landstraße zu tun. Der Einspanner mußte also umkehren, wenn er die Fahrt annimmt. Das tut er aber nicht! Er ruft dem Herrn einfach zu: „Ich fahr nur in derer Richtung!“, zeigt zur Ferdinandsbrücke und fährt davon, so daß man ihn nicht einmal anzeigen kann! Eine dritte Szene, die so recht zeigt, wie übermütig die Einspanner-Lenker in der für sie angeblich so schlechten Zeit geworden sind, hat sich folgendermaßen abgepielt: Ein Fahrgast, unter den Kutschern des betreffenden Standplatzes als guter Trinkgeldgeber bekannt, muß von der Inneren Stadt nach dem Rennweg fahren — eine Strecke, die jeder Fußgeher, der nicht gerade schleicht, in einer Viertelstunde geht. Da aber der Herr Einspannerkutscher, in dessen Wagen der Fahrgast steigt, mit dem Abdecken des Pferdes, mit der Versorgung seiner Tabakspfeife und anderen unverständlichen Vorbereitungen etwas lange hinzieht, sagt der Fahrgast: „Ich bitt' Sie, Kutscher, eilen Sie doch — ich muß in einer Viertelstunde auf dem Rennweg sein!“ — „Herr Doktor“ — antwortete der Kutscher behäbig, im höchsten Gönnerston, „für I h n e n tun mir uns auch tummeln!“ — Der Fahrgast muß sich also tief bedanken, wenn der Herr Kutscher bei Tag — selbstverständlich zum Nachtarif — einen Weg in einer Viertelstunde fährt, der auch zu Fuß in der selben Zeit zurückzulegen wäre. Es gibt eben in Wien gegenwärtig zu wenig Einspanner, daher das unglaubliche Selbstbewußtsein der Angehörigen dieser bevorzugten Gilde. Der Dämpfer, den der Erlaß der Wiener Polizeidirektion den Herrschaften auferlegt, deren liebster Standplatz die Steh-Weinhalle ist, kommt zu rechter Zeit. Nur hätte er etwas schärfer ausfallen können. Der Kutscher der alten Zeit rief den Fahrgast untertänigst an: „Fahr' m'r, Guer Gnaden?“ Das ist gewiß überflüssig. Aber schließlich darf es auch nicht so weit kommen, daß die Geschichte sich umkehrt, daß der Kutscher dem Publikum Gnade erweist und daß der Fahrgast untertänigst zum Bod' hinaufruft: „Guer Gnaden, Herr Kutscher, woll'n S' mich führen?!“

Im Stammeisl.



Q begreiff d' hohen Herrschaften net, daß d' si mit a Bekehrung vom P. L. Volk gar so viel krapazier'n, sagte in seiner brummigen Art Sträcker. "Not lernst eh schon alle bek'n. Der Minister des Innern in Ungarn hat d' Komitats-behörden aufg'fordert, sü soll'n doqua schau'n, daß 's Volk net allani d' zwa fleischlos'n Läg in der Woch'n halt'n, sondern überhaupt weniger Fleisch freß'n soll.

's is freilich a Kreuz," sagte Spannagl, "aber der ungarische Erz'lenzherz mant 's g'wisß quat. Größ're Sparfamkeit kann net schad'n. I beispriels-weis' halt mit streng an das, was borg'schrieb'n word'n is, aber i erlaub' mit intertächtig zu be-merken, daß ma die fleischlos'n Läg' net auf 'n Dienstag und Freitag, sondern auf 'n Montag und Mittwoch hätt' verleg'n soll'n. Am Sonntag hat ma si eh anpampft, no und am Freitag wird si do ohnedem jeder bessere Christ mit Fast'npeiß'n be-gnüg't. I bin do g'wisß a Wib'räuler, für das mi no a jeder kennt, aber daß i am Freitag a Fleisch ess'n tat, is no nia g'scheg'n und wird a nia dur-fumma."

Schwaffer rümpfte die Nase. "Wist grad so a Wib'räuler wie d' Noten in Frankreich Sozi san, iagte er zu Spannagl. "Habt's net a g'lei'n, daß d' sozialdemokratische Partei in Frankreich b'schloss'n hat, u letzten französischen Schesial her'geb'n und

d' hohe Regierung untertänigt zu sitt'n, hoch-gnädigt mit 'n Krieg kan End d' mach'n, bis net Deutschland und wir mitanand auf der Daech san? Ja, Kroit'ln san ' alle mitanand, hätt'n eh nder frag'n soll'n, wie viel daß d' Patriotische denen Füh'ren trag'n hot, denn d' g'wisse Schmirerisch gib't's grad a so quat bei d' Franzos'n wie bei d' Engländer und bei d' Stas'macher a."

Oberberger, der sich bislang an "g'wisse Niand'ln" gültlich getan, ein Krügel dazu getrunken und sich die Wirb'ler angegündet hatte, ergriff nun das Wort: "Kinder," sagte er, "nur ehrit a geg'n 'n Feind sein. D' frantzösischen Sozi müass'n net grad' b'soch'n sein. D' Franzosen san halt ehrlische Kroit'ln und glaub'n, sö m'ia s'n 's Esfässische hab'n und wann a der letzte Tropf'n Blut drauf-geh'n sollt. D'ß macht si der Poimars zu Fluß' und schlägt si aus dem republikanischen Konkurs so viel er bloß kann, auffi. Mein Gott und Herr! Sahm kann do net viel g'scheg'n. Wird d' Republik liquidiert und er hat dabei sein Schab g'macht, nacher kann er ja bei an Napoleon 'n Vierren oder bei an Louis 'n Zwanzighsten wieder a Hof- und Erichsadvokat werd'n. Er hat net viel zu verliet'n. Herentgeg'n, d'ß andern! Wann der Dichtorio Emanuele am Hund is, kann er si best'nfalls mit 'n Lichalo am Koperel, an Sabertel oder an Kindersinterel in d' wunzig flanen händlerln, alser an Wf' produzier'n. Der Bar, wann er tschali ganga is, kummt sie höchstens, nota-bene wenn eahn aus Erbarner's Praterinspektorat die Erlaubnis doqua gibt, in aner Praterhütt'n als Wahrsager und G'hundbeter sein Wort ver-dienen. Und was 'n Engländer betrifft, no der müagst halt, wenn er net 's Heig doqua hab'n isst, als Jockei si zu an Gamsier zu verdingen, doquatschau'n, daß er als Stalpasch wo an Unter-schlupf find't."

"Wart Dir mir G'schreibers. als daß Du da

drüber Dir 'n Kopf verbrücht, was aus dera Banda werd'n kann, wann s' kan Thrandl und kan Brandl mehr haben wird?" fragte ihn Stichel.

's fragt si a, ob d' Böller d' G'schicht so weit werd'n kumma lass'n, meinte Spannagl. 's kommt bloß drauf an, daß aner 'n Anfang macht," jagte Schwaffer und fuhr fort: "Beim Wällischen frey i für gar nix ein. Der kann siag'n, faum daß in'r si umschaut. Nachen hat 'n der Vikitta am Hals und samt a no für 'n Herrn Schwäger-john zu uns betteln kumma. D' Weana G'sellschaft für Mungen- und Medaillenkunde hat 'n es bereits auffig'schmiss'n, 'n Dichtorio Emanuele. Ja a ganz in Ordnung. Was hat denn der in so aner honett'n G'sellschaft d' suach'n? A Denkmung' wird ma dem Kreipeel net prägn'n, höchstens daß er an Den-k-setz'l krag'n wird."

"Keiner Wik!" erklärte Oberberger und drückte Schwaffer die Hand. "Frag'n bloß, ob d'ß net aner von Herr-schaft'n schon abg'legter is," sagte Stichel zu Oberberger.

Dieser versetzte: "I bin net neugierig und g'hör' a net zu d'ß Feut', d'ß was alles wiss'n mücht'n, so wa d' Abg'urten im englischen Pra-la-ment. Daß d'ß englischen Minister denen Abg'urten net untri 'n Herrn sag'n, wundert mi. Soll'n 's a so mach'n wie ignare Kulturspezi d' russischen Minister mit d'ß Dumaleut' einnah'n, nach Sibirien verschick'n oder, weil 's billiger kummt, igna glet im Arrest 's G'nach umdrach'n, nacher mücht' denen Genilemens mit Strupf'n d' Luft d' frag'n schon verpeh'n. Bald Zehn? Da muuß i schau'n, daß i hamtum; d' Meunge is in der letzten Zeit a gar so viel neugierig und fragt mi, wann i mi amol a bißl verjam, nach so viele Sacherln, daß ihr selber an englischer Minister d' Antwort schuldig bleib'n müagst. Zeh'n, Leopold!"

Thomas Berger.

Zwintern. Na, sagte man, die Wiener! Der Brater. Der Leo Fall. Die Nachhender. Siebe Leute, lustige Leute, aber vielleicht etwas schlapp. Zuviel Gemüt, kein Lebenserkenntnis, keine Frage. Ober tüchtig? — Man liebte uns, aber man hat sich im übrigen entschlossen, uns in aller Freundschaft ein bißchen gering zu schätzen.

Und nun entfaltete ein Jahr ist es her, dieses Oesterreich seine uralten, in halbvergessenen Stürmen zerfesten, von längst verrosteten Rügeln durchbohrten Fahnen. Und Wien? Das Wien dieses Kriegsjahres hat keiner gekannt, der Jahrzehnte hier lebte, hier grau geworden ist, alt wurde im alleinigmachenden Bannkreis von Brater, Stephans-turm und Ringstraße. Unsere genug verlässerte Gemütslichkeit hat einen harten Zug bekommen, und unsere Lebensluft, die sich auch in schweren Tagen „die Kuratse nicht abkaufen“ ließ, ist in diesem Jahr anders, unendlich mehr ist sie geworden als die satte Zufriedenheit des Spießers am Stammtisch. Das Leben ein Tanz? Aber ja, noch immer, und jetzt vielleicht erst recht. Hört die Lieder, die diese liederfreundliche Stadt heute wie aus einem Mund zu singen lernte! Aus der Enge eines Schußimmers und der ararischen Muffigkeit einer Kasernstube drangen sie hinaus auf die Straße, nahmen Besitz von dieser Straße, schallten nun hoch über dem dummigen, kleinen, lästigen Alltagslärm, spielten seit zweiundfünfzig Wochen auf dem Tanz, der Marsch-marsch heißt und zu dem wir Burschen und Männer, noch Braungelockte und schon Silberhaarige mit glänzenden Augen und in die Luft geworfenen Rappen laufen sahen. Man hat ihr viel abzubitten, dieser Stadt, die man liebte, aber nicht ernst nahm. Man bittet ihr nun jeden hoshaffen Gassenhauerwitz ab, jeden Walzer-Geheim, jedes stichelnde Gähnel, mit dem wir uns aller Welt als das Wien des Weines, der schönen Mädchen und „harten“ Galier, der urewigen Fidelität und der unverwundlichen Gutaufgelegt-heit vorstellten. Wir sind doch noch anders; wahrscheinlich

waren wir's schon immer, wir wußten es viop nicht oder wollten es nicht wahr haben.

Als wir Walzer tanzten, glühten unsere Köpfe. Und nun, da sie den Radekymarsch spielen, dieses Reiches mühtiges Bekenntnis zum Dasein und zur Freude, breimen unsere Herzen. Unsere Lebensluft ist ja etwas lang zum Heurigen und in den Brater, aufs Ringelpiel und zum Gschwandner und Stahleher gegangen. Nun geht sie seit einem Jahr, wo die alten Fahnen wehen und die Trommeln gerührt werden. Der Rausch kleiner Freuden und heiterer Müdigkeiten wurde jäh ernüchert von schweren Stunden, und diese Stunden ernannten uns zu Männern. Vorher beschränkten wir uns gern darauf, den Freunden einen ewigen Sonntag an der Donau vorzuspiegeln, und hatten auch richtig die üble Nachrede davon. Nun rühren — eine Ewigkeit von zwölf Kriegsmontaten ist's her — rühren Gefahr und Lob ihre verhängten Trommeln, aber die wienerische Sonntagsfreudigkeit gab nicht klein bei, und trotz mancherlei Beschwern, trotz dichtgefäster Feuilletons über das Verschwinden unserer Wackerln und trotz mancher Jeremiade über Kriegsnot, Kochrezepten in der Straßenbahn und hoher Kindstleischpreije ist es in einem höheren, edleren Sinn als je „eine Lust, zu leben“.

Dieses „verwandelte“ Wien erfahren zu haben, ist ein Trost, der auch in schweren Tagen vorhalten mußte. Und es ist eine Lehre, die wir uns hinter die Ohren schreiben wollen. Man hat uns bitter leiden lassen unter dem allzu schnell ausgesprochenen, bedenkenlos bitteren Dichtermort vom Capua der Geister. Und wir selbst haben uns vor schnell immer wieder das Urteil gesprochen, geraunt, sogar gesungen, nämlich im Wirtshaus und beim Heurigenwein: daß wir „eine Ruh“ haben wollen. Um diese „Ruhe“ schlugen wir uns nun mit Lob und Teufel; das wienerische, österreicheische Ruhebedürfnis war also wahrscheinlich doch nicht gerade ein gemühtliches Bekenntnis zur Schwäche. Und

Feuilleton.

Das verwandelte Wien.

Verwandelt scheint es denen, die das verjäherte Verste eines Volksängers summierten, wo von Wien die Rede war. Die Wien von einem Gassenhauer oder einem Fiakervitz her kannten, stellen uns heute, nach zweiundfünfzig Kriegsjahren, großmütig das Zeugnis aus, daß wir am Ende doch nicht ganz so lebenswürdig schlecht wie unser Ruf sind.

Wir aber, wir haben uns gar nicht „verwandelt“. Wir haben in diesem Kriegsjahr bloß Sorge getragen, daß jene Art des nachsichtig-wohlwollenden Aufdieschulterman uns besser kennen lernt. Wir bitten uns energischer Klopffens aus, zu der sich jeder berechtigt glaube, der je für zwei Tage im Schatten unseres Stephanssturmes gestanden ist und von uns zu einem Ginzinger Heurigenabend hinausgeführt wurde. Dort draußen glaubten unsere Freunde das Kästel wienerischen Weines gelöst, beim Heurigen wurden wir, mochten wir wollen oder nicht, zur Hauptstadt der Gemütslichkeit ernannt. Das Leben ein Tanz. Der Tag eine Sandpartie, die Nacht ein Walzer, einstens von Strauß, heute von König Lehar. Wenn man im Ausland, draußen im „Reich“ etwa, für dieses Wien Freunde werden und etwas Propaganda machen wollte, antwortete man mit dem gewissen, verständnisvollen

„I war requirier'n!“

Der Mann sagte dem Schaffner sein Fahrziel, ließ die Hand von der Aktentasche, um nach dem Geldbörstel zu greifen, da platzte die Tasche von seinen Knien auf den Boden, ihr Verschluss machte Knacks, sie sprang auf und ihr Besitzer rief mit gerötetem Gesicht:

„Himmel, is das z'wider!“

Die anderen Fahrgäste aber lächelten; nicht etwa höflich, höhnisch, Kadenzfroh, sondern erheitert, freundlich, verständnisvoll. Aber sie ließen die Blicke nicht von dem Spalt der Tasche, denn die kassende Öffnung zeigte nicht etwa ein Bündel Aktien, wie das dem Zweck der Tasche entsprochen hätte, ach nein... sie enthüllte dicht aneinandergedrückten, frisch-leuchtenden Spinat.

Sorgsam hob der Mann die Tasche wieder auf seine Knie, sah mit Schmunzeln im Wagen herum und sagte:

„Und wann S' aa lach'n: mei Frau wird trotzdem a Niesenfreud' mit mir hab'n, wenn s' den Spinat sieht... I hab' net widersteht'n können, i hab' ihn kauf'n müass'n... Er is um zwa Heller billiger als bei uns in d'r Gass'n samt Umgebung... So was darf ma net auslass'n, meine Herr'n... Und wer a braver Eh'mann is, macht mir's nach!“

„Tua'n S' net gar so stolz!“ lächelte einer der Nachbarn und holte unter seinem Sitze sehr, sehr langsam eine spagatverschürte Schachtel hervor. „Was glaub'n S', was i da drin hab'... No, damit i Ihna net lang auf die Folter span'n: Eier san drin... zwaadreiz'g Stückerln... sechzehne um zwa Kronen... Todfroh bin i, daß i s' erwischt hab'!... Was sag'n S' jetzt zu mir?... Alstern, net so stolz sein!... I kann mi neb'n Ihna ganz guat aa als aner von diejenigen anschau'n lass'n, die si aufs „Einkauf'n“ g'wor'n hab'n... Es gibt jetzt überhaupt a Menge Männer, die ihr Talent für die Hauswirtschaft entdeckt hab'n... Hab' i net recht?“

Er hatte wahrlich recht. Wer Augen für seine Umgebung hat, der sieht jetzt sehr oft Männer, die mit zärtlicher Behutsamkeit ein Paket, eine Schachtel, eine Tasche, gefüllt mit Lebensmittel, nach Hause befördern.

Zufallskäufe, Ergebnisse rasch ergriffener Gelegenheiten, die mithalfen, einige Heller zu ersparen, seltene Dinge zu erlangen... kleine Freuden inmitten der Zeit eines ungeheuren Lebensmittelwuchers...

„Was trag'n S' denn da in dem Körbl'?“

„Glei wer' i Ihna's sag'n, und i bin sicher, daß Ihna d'r Reid aufsteig'n wird... Ribiseln. Fünf Kilo... Sech's S' Keller 's Kilo!“

„I hab' aber erst vor fünf Minut'n 's Kilo mit ach's S' Keller ang'schrieb'n g'seg'n!“

„Ja, wiss'n S', i hab' an Freund, der draußt an d'r Franz Josefs-Bahn wohnt. Der hat die Ribiselquell'n entdeckt und hat m'r fünf Kilo bracht... Sie können Ihna den'n, daß i mi warm bedankt hab'... Is ja a wahrer Glücksfall!... No, mei Frau wird schau'n! Wo stell' i s' denn nur hin, meine Ribiseln, daß m'r nig dran g'schicht!...“

Da stapfte einer, ausgerüstet mit Bergstock und Rucksack, durch die Gasse.

„Berg Heil!“ rief ein Bekannter.

Der andere aber blieb stehen und gestand:

„Die Berg' san m'r jetzt net die Hauptsach'!... Mei Rucksack hat an' Nebenzweck... I geh nachschau'n, ob i net wieder, wie schon amal, wo drauß'n a Mehl kriag'... a weiß's... Doppelnuller, mei Diaber!... Wer'n d'r net die Zähnd lang?“

„Und ob! I bitt' di, den' an mi, wannst was z' Haus bringst... Daß m'r fünf, sechs Kilo zuakumma!“

„Wo denkst denn hin?... Aber i wer' schau'n, was si machen laßt... Wirft an' Kilo aa nehmen! San ja schon drei vorg'merkt auf das Mehl... das i no net hab'!“

Da gab es kürzlich auch in einem ernstern Büro um einen Schreibtisch herum einen argen Wirbel.

„I war requirier'n!“ hatte einer gesagt und zur Verwunderung aller einen großen Korb mit weißblinkenden Eiern auf den Tisch gestellt. Der Wadere hatte einige Urlaubstage dazu benützt, irgendwo draußen mit Hühnern bekannt zu werden, die große Eierchen in seine Hände legten... sechzehn Stück um zwei Kronen... und war als glücklicher Kundschafter heimgelehrt... Sechzehn Stück, so was!

„Wer kauft, solange der Vorrat reicht!“

Er brauchte nicht zu locken. In wenigen Minuten war der Korb leer und ein ebenso dankbar-fröhliches als weiblich ungeschicktes Einpacken in rasch geleerte Briefumschlagschachteln begann. Und auf den Gesichtern aller Käufer wütete die Sorge:

„Jessas, die Verantwortung! Wie wird der große Wurf gelingen, ohne daß ich mit einer Eierpeiß' nach Haus' komm!“

Ah, einer hatte Pech! In der Elektrischen geschah das Unglück. Und dabei war der neugebackene Einkäufer noch so fürsorglich gewesen, im Gasthause, während er seine Portion gerösteter Nierndl verzehrte, die Eier in den Eiskasten stellen zu lassen, damit sie um Himmels willen nur ja nicht verbürben.

Ueberhaupt Pech. Davon weiß auch jener Chemann zu erzählen, der, von dem Walten der fortwährenden Preisausschläge verwirrt, fleißig einkaufend, von Ungemach zu Ungemach schreitet. Er hat es sich in den Kopf gesetzt, der Ehehälfte seine Ueberlegenheit im Einkauf zu beweisen; was aber bisher herauskam, brachte die Arme von einem Aufregungszustand in den anderen. Er treibt immer wieder etwas „Billiges“ auf; aber seine Frau hat sich dabei einen Aufschrei angewöhnt, den sie immer wieder hören läßt, so oft der Gatte mit einem „Wadern“ nach Hause kommt:

„Jessamarandjosef, mir scheint, du hast, schon wieder was ein'kauft!“

Zum Glück gibt es manche, die tatsächlich mit einem kleinen Vorteil „requirieren“ und die dadurch ein dankbares Lächeln auf die Lippen der mit Verzweiflung in der Küche schaltenden Frau bringen.

Zu ihnen gehört auch der Brave, dem es gelang, sich einer „Frau Tant' vom Land“ zu erinnern, einer Tante, die längst aus seinem Gedächtnis geschwunden war.

O über die wadere, mit allerhand Vorräten gesegnete Frau Tant', die nun zu großen, verwandtschaftlichen Ehren gekommen!

Seiter klingt es von dem Munde des Nessen, wenn er von ihr heimkehrt und den Rucksack leert:

„I war requirier'n!“

H. P.

Ein Jahr Weltkrieg.

Wien in der letzten Juliwoche
1914.

In den drei Tagen vor dem 26. Juli 1914 gab es in Wien nur für eine einzige Frage Interesse: Wird unser Gesandter am Abend des Samstag, den 25. Juli, Belgrad verlassen oder nicht? Obwohl der Entscheidung mit Beruhigung entgegengesehen wurde, war es schon ein bedenkliches Zeichen, daß Serbien mit der Antwort bis zum letzten Augenblick zögerte. Das Gerücht, Serbien hätte das Ultimatum angenommen, wurde bald dementiert, und kurz darauf der Inhalt der hinterhältigen und aggressiven Note Serbiens bekannt. Damit war es entschieden: **Krieg**. Um 6 Uhr abends war wohl in ganz Wien niemand, der nicht von dem unerhörten Ereignis sprach, und die Erregung zeigte sich zuerst darin, daß Tausende zum Palais der serbischen Gesandtschaft eilten. Es kam begreiflicherweise zu lärmenden Kundgebungen, aber eigentlich zu nichts, das man polizeilich als „Ausbreitung“ bezeichnen könnte. Die besonnenen Teilnehmer der Demonstration und die Sicherheitsorgane konnten die Massen leicht bei Vernunft erhalten, um so mehr, als bei der deutschen Botschaft laute Kundgebungen der Sympathie stattfanden. Dann, fast wie auf Verabredung, betätigten sich riesige Ansammlungen vor dem Kriegsministerium, auf dem Schwarzenbergplatz und beim Deutschmeisterdenkmal in imposanten patriotischen Demonstrationen. Daß die „Stadt Belgrad“ in der Josefstadt, das uralte Gasthaus, das so lange die „Musikantenbörse“ war, den Schild ändern mußte und daß einem unschuldigen Kriseur in der Habsgurgasse der Laden demoliert wurde, ist so ziemlich alles, was an „Gewalttätigkeiten“ zu bezeichnen wäre.

Dann kam das Manifest des Kaisers, es kam die Mobilisierung, es kamen bald die ersten Wirkungen der Kriegserklärung in der Familie, in der Schule, im Amt, Geschäft, Gewerbe zur Geltung. Die Schulhäuser und andre Amtsgebäude mußten in Kasernen umgestaltet werden, um die Einberufenen unterzubringen, denen sich in großer Zahl Freiwillige anschlossen. In den Straßen herrschte vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein aufgeregtes Leben. Trotz der hochsommerlichen Zeit blieb der größte Teil der Bevölkerung in Wien, und viele, die schon in den Badeorten und Sommerfrischen weilten, kehrten rasch in die Residenz zurück. Die zu den Bahnhöfen abmarschierenden Regimenter waren vom Jubel von Hunderttausenden umdrast, man warf ihnen Blumen zu, man sandte ihnen Heil- und Hochrufe nach. Auf der Stadtbahn und der Verbindungsbahn folaten Züge mit Mannschaften fast ununterbrochen aufeinander, herzlichst begrüßt von der Bevölkerung, die namentlich in Meidling, Heldenhof und St. Veit einen freiwilligen Labe-dienst organisierte, dessen Leistungen in keinem offiziellen Bericht nach Umfang und Geld verzeichnet sind, die aber um so respektablere Höhen erreichten, als selbst die Vermisten unkontrolliert ihr Scherflein beitrugen.

Wie sich das Stadtbild verändert hat.

Wenn man zurückdenkt an das Stadtbild, wie es voriges Jahr war, und wie es sich jetzt zeigt, so wird man in vielen Belangen große Veränderungen feststellen, die aber so nach und nach gekommen sind, daß man sie ohne besondere Aufmerksamkeit kaum bemerkt. Einem Ringstraßenbummler, der ein Jahr nicht in Wien war, würde vor allem der lebhafteste Verkehr vor dem Kriegsministerium auffallen, die riesige Menge von Fiakern, Einspännern und Automobilen, die dort stehen, die Wachmannschaft mit dem Wiener Scharfschützenkorps, beim Weiterflanieren die geringe Anzahl von Lohnfuhrwerken auf den Standplätzen, hingegen daß auf der Fahrbahn unausgesetzt Autos mit dem roten Kreuz dahinflaufen. Auf dem Schwarzenbergplatz steht der „Eiserne Wehrmann“, und auf dem Dachsim des Mittelhauses, das mit dem Eckhause zu einem „Hotel Majestic“ umgebaut werden sollte, ist auf dem weithin sichtbaren Schild das Wort „Majestic“ verdeckt. Wird man dadurch aufmerksam gemacht, so kann man finden, daß auf vielen Geschäftsschildern französische, englische und italienische Worte mit Papier überklebt oder sonst unleserlich gemacht

sind. Es gibt kein „English Tailor“ oder ähnliche Bezeichnungen auf den Firmenschildern, und in der Innern Stadt hat ein Fleischhauer sein „On parle français“ verschwinden lassen.

Die Geschäftsauslagen sind alle auf den Krieg gestimmt. Die Schneider sind beinahe durchweg für Uniformen eingerichtet, natürlich vorwiegend Feldgrau, die übrigen Läden für andre Heeresausrüstung und „Liebesgaben“. Die Leute auf der Straße tragen alle möglichen Abzeichen der Wohltätigkeit und der Kriegsfürsorge. Militär sieht man mehr, als im Frieden zu sehen war, aber vielleicht kommt es einem nur so vor. In die Erscheinung der vielen deutschen Soldaten sind wir schon so gewöhnt, daß sie kaum mehr auffallen, und auch sie selbst bewegen sich in Wien mit sichtlichem Behagen.

Gefangene sieht man auf den Straßen in Wien nicht. Bei uns wird es eben vermieden, mit den armen Gefangenen Staat oder Stimmung zu machen. Auf den Bahnhöfen und in den Zügen auf der Verbindungsbahn kann man sie zu Tausenden sehen, namentlich Russen, und man kann sich über ihr Schicksal beruhigen. Sie machen nicht den Eindruck von Unglücklichen oder von solchen, die mit ihrem Los nicht zufrieden wären.

Neu sind im Wiener Stadtbild auch die Erscheinungen der Pflegetochter, wenigstens in der heutigen Anzahl, und oft genug sieht man bekannte Damen der besten Wiener Gesellschaft mit der Pflegerinnenhaube und der Roten-Kreuz-Armbinde auf den Straßen. Mit lebhaftem Interesse betrachtet das Publikum die Sanitätshunde, die von ihren Führern zur Training in den Wiener Wald gebracht werden. Eine bereits eingebürgerte Neuheit, die der Krieg gebracht, sind die Aufrufer der Extraausgaben.

Ein Jahr Stillstand.

Wenn man vom heutigen Stadtbild spricht, muß man auch der Verkehrseinschränkungen gedenken. Gleich zu Anfang hatte der Krieg für Wien einschneidende Folgen für den Verkehr. Einstellung des Personenverkehrs auf der Stadtbahn und der Verbindungsbahn, Einschränkung des Betriebes der Straßenbahnen und der Stellwagen, Verminderung des Lohndienstes durch Einberufung von Automobilen, Pferden, Motorführern und Kutschern. Namentlich die erst erwähnten Behinderungen des Verkehrs wirkten unangenehm, insbesondere für jene vielen Wiener, die in den äußeren Bezirken oder den ländlichen Vororten wohnen und täglich zeitlich früh ins Stadttinnere zu ihrer Arbeit müssen. Nach und nach hat sich das aber geregelt. Die Stadtbahn funktionierte schon nach vier Wochen, die Straßenbahn fand bald Ersatz für die einberufenen Bediensteten, die Autos aber und die Mietwagen sind noch jetzt sehr spärlich auf den Standplätzen vertreten, und wer rasch ein Fuhrwerk braucht, muß nach dem Berliner Refrain: „Geh'n Sie noch eine Etde weiter!“ wiederholt weiter laufen. So haben eine Menge verwöhnter Leute wieder gehen gelernt und sich dabei eine Marienbader Kur erspart. Da ist eben, wie in so vielen andern Belangen, der Krieg Erzieher gewesen. Man vermisst heute auch ohne Murren manche gewohnte Bequemlichkeit. Auf der Nordbahn, der seit Kriegsbeginn am intensivsten beanspruchten Eisenbahnlinie, verkehren nur Wagen dritter Klasse, und zwar aus sanitären Gründen, wegen der Ansteckungsgefahr und zur Vorbeugung der Verschleppung von Ungeziefer. Aus denselben Ursachen sind auch keine Vorhänge in den Eisenbahnwaggons, ebensowenig wie auf den Wiener Straßenbahnwagen und in den Stellwagen.

Auch die Beschränkungen und die Wiederaufnahmen des Eisenbahnverkehrs, die mit dem Aufmarsch gegen Italien verknüpft waren, vollzogen sich ganz glatt, auch da hat der Krieg auf Behörden, Verkehrsanstalten und Publikum erzieherisch gewirkt. Das Neueste, das der Krieg dem Verkehr gebracht hat, sind die weiblichen Kondukteure, die Kontrolldamen, bei den Ein- und Ausgängen der Stadtbahnstationen und die weiblichen Stationsdiener auf den Perrons.

Der Haushalt im Kriege.

Vor einem Jahre war der Haushalt im Kriege noch ein Problem der Oekonomie, das sich für einen längeren Zeitraum lösen ließ. Man konnte im Wechsel der Jahreszeiten auf ganz bestimmte Arten von Lebensmitteln und

ausreichende Mengen rechnen, und was die Preise betrifft, so mußte man freilich immer Erhöhungen in den Kalkül ziehen, aber nur kleine additionelle Vergrößerungen, kein Anwachsen der Preise durch Multiplikation. Ein Kilo Gramm Rindfleisch sieben Kronen! Die Zwiebel so teuer wie Pfirsiche! Kein reines Weizenmehl! Wenn das alles so plötzlich und auf einmal gekommen wäre, unsre Hausfrauen wären dem nicht gewachsen gewesen. Es kam aber „nach und nach“, sowohl was das Abnehmen gewisser Lebensmittel anlangt als auch die Steigerung der Preise.

Zuerst war eine ganz ungerechtfertigte Hausse in Erdäpfeln, und dann wurde einige Zeit „Kriegsbrot“ gebacken. Doch die Erdäpfel wurden wieder billiger, und die Kaisersemmel und das „mürbe“ Rispel ersiegten neuerdings beim Frühstück. Bald aber kam auch für den apathischsten Hinterländer die Erkenntnis, was der Krieg ist, und zwar auf demselben Wege, durch den auch die Liebe am sichersten ins Herz gelangt, auf dem Wege durch den Magen.

Hat nun der Krieg die Freuden der Mahlzeit abgekürzt, so hat er auch die Leiden des Robotens am glühenden Sparherd vermindert. Die geringere Auswahl an Fleisch und Gemüse und die hohen Preise einerseits sowie die verhältnismäßig raschere Zubereitung der neuen Kriegsspeisen andererseits haben die Opfer, die für den Kultus unsres Gaumens durch namentlich im Sommer recht unangenehme Arbeit gebracht werden müssen, erleichtert. Wir selbst aber sehen, daß es so auch geht. Allerdings sind wir langsam daran gewöhnt worden; zuerst verschwand das Kleingebäck, dann kam das Weizenmehl, dann das Maismehl, dann die Brotkarte, dann kamen die fleischlosen Tage. Und so wird in der Tat weniger gekocht und weniger gegessen, und vielleicht gewöhnen sich viele das „wenig essen“ genau so an, wie sie sich das „zu viel essen“ angewöhnt haben, und es kann der Krieg auch da erzieherisch und sanitär wohlthätig wirken.

Mit einem Aufzug hat der Krieg gründlich aufgeräumt: Man sieht keinen „gemüthlichen Stammgast“ mehr, der aus dem hochgefüllten Gebäckskorb mehrere Stücke herausnimmt, versucht, ob sie genügend „resch“ sind, und nachdem er alle abgegriffen hat, endlich eines verspeißt und die übrigen aber wieder zurücklegt. Wenn diese unappetitliche „Prozedur nicht mehr reaktiviert“ wird, so hat der Krieg da in einem Jahr mehr erzieherischen Erfolg gehabt, als die eindringlich gehaltenen Beschwerden der Wiener Lokalhistoriker von Gewey bis auf Schlögl und Böhl in einem ganzen Jahrhundert.

Im Neußern hat sich in den Restaurants und Cafés nicht viel geändert, der „Bikkolo“ geht mit der Brotkartenscheere herum, die Kellner sind sehr häufig durch Kellnerinnen ersetzt, und wenn jetzt jemand sogar feststellen würde, daß das Hofdekret aus der Zeit Maria Theresias vom Jahre 1777, wonach das Halten von Kellnerinnen in Wien streng verboten ist, noch zu Recht besteht, weil es noch nicht ausdrücklich aufgehoben wurde, möchte es wenig nützen. Man ist mit der weiblichen Bedienung im allgemeinen ganz zufrieden.

Ein Jahr Weltkrieg.

Was anders ist es mit dem Speisezettel. Der ist nicht nur sehr reduziert, was die „Auswahl“ anbelangt, namentlich an den „fleischlosen“ Tagen, Dienstag und Freitag, er ist auch verdeutsch. Alle Fremdwörter und „fremden“ Speisen sind ausgemerzt, es gibt kein „serbisches Reissfleisch“, kein „englisches Roostbeef“, keinen „französischen“ oder „italienischen Salat“. Das ist schon alles dagewesen. Nicht nur nach dem Deutsch-französischen Krieg vom Jahre 1870/71, sondern auch in Wien nach dem Kongress. Ein in den Jahren 1816 bis 1818 in Wien erschienenenes, wirklich mustergültiges Kochbuch in drei stattlichen Bänden, das der fürstlich Schwarzenbergische Hofkoch Zenter herausgegeben, gibt dafür Zeugnis. Damals, nach dem Wiener Kongresse, wurden alle französischen Worte in der Kochkunst durch deutsche ersetzt, und das schon sehr seltene Buch ist nicht nur eine klassische Quelle dafür, was und wie man im Kongressjahr in Wien gespeist hat, sondern auch ein Nachweis der damals hauptsächlich unter dem Einfluß Campes eingeführten Verdeutschungen. Sie haben sich freilich nicht gehalten. . . .

Der Krieg und die Jugend.

Von der „Tascherklasse“ bis zu den höchsten Stufen des „Lehrganges“, von wo aus man in den Saal tritt, in dem Staatsprüfungen gemacht werden und in dem man Rigorosen ablegt, überall hat der Krieg Veränderungen hervorgerufen. Sind doch, vom Volksschullehrer bis zum Universitätsprofessor, gar viele in den Krieg gezogen und manche von diesen auch gefallen. Und auch viele Studenten sind den Fahnen gefolgt, und viele ihren Lehrern auch in den Tod. Das Lied vom „Guter Kameraden“, das jetzt so oft gehört wird, hat in den oberen Klassen der Mittelschulen und an unsern Hochschulen leider sehr ernsten Sinn. Große Lücken klaffen in der Schar der Lehrenden und Lernenden.

Wer aber noch auf dem Ratheder steht oder die Schulbank drückt, kann nicht los vom Krieg und seinen Folgen. Alles Lehren und Lernen ist von ihm beeinflusst. In den Volksschulen und Bürgerschulen kommt das sogar für die zum Ausdruck, die am Schulgebäude vorbeigehen: Delle Kinderstimmen singen die „Wacht am Rhein“, „Heil dir im Siegerkranz“ und „Deutschland, Deutschland über Alles“ . . . Was sich damit in die jugendlichen Gemüter einlebt, ist eine Gewähr dafür, daß die staatliche Verbrüderung mit Deutschland in Herz und Gemüt dauernd Bestand haben wird.

In den Mittelschulen sind die „Notmatura“ und die „Kriegsmatura“ Zeichen der ernsten Zeit, von den Hochschulen sind viele Räume zu Spitalzwecken verwendet. Beim Labedienst, als Krankenträger und Krankenpfleger, als kämpfende und arbeitende Soldaten und freiwillige Mediziner sind unzählige Studenten in Tätigkeit und arbeiten an der Front oder im Hinterland für Heimat und Reich. Vielleicht wird der Homer heuer etwas weniger gründlich kommentiert als sonst, vielleicht leidet die Uebersichtlichkeit in der Darstellung der punischen Kriege. Immerhin wird der Krieg auch ein eventuelles wissenschaftliches Manko wettmachen: Gemeinsinn, Opferwilligkeit, Hilfsbereitschaft, Vaterlandsliebe, Mut, Charakterfestigkeit und Treue sind auch etwas wert, und die lehrt der Krieg unsre Jugend.

Der Chefchirurg.

„Wann kommt der Herr Primarius?“ — „Er soll um 8 Uhr hier sein.“ Man weiß im Spital, daß es sicherlich $\frac{1}{2}$ oder 9 Uhr, vielleicht sogar später sein wird, bis der vielbeschäftigte Arzt erscheint. Fast immer wird er noch im letzten Augenblick zu einem Schwerkranken gerufen, zu einem Patienten, den er tagsvorher operierte, oder zu einem neuen ernststen Fall. Seine Tätigkeit läßt sich daher nicht genau nach der Uhr regulieren, nichtsdestoweniger ist man im Krankenhaus auf die Minute pünktlich.

Der Feldwundarzt in der Aufnahmestanzlei legt die Papiere zur Unterschrift zurecht. Zwanzig Mann sind gestern abgeschrieben worden, ein kleiner Trupp wurde ins Refondaleszentenheim geschickt, und für einen Offizier, dessen Genesung langsamer vonstatten geht, als man erwartet hatte, wird um Urlaubsverlängerung angefragt.

Die Sekretärin hält sich parat, um ein eventuelles Diktat in Empfang zu nehmen, die Instrumentarin vom Dienst macht ihre Vorbereitungen beim Sterilisierapparat und richtet ihren Anzug, Tupfer, Schieber, Sonden her und was sonst noch nötig sein könnte.

In den Krankenzimmern notieren die Pflegerinnen, was sie zu melden haben, denn der Herr Primarius darf nicht aufgehalten werden. Generalvisite ist gestern gewesen, heute wird er nur kritische Patienten besuchen.

Auch die Ärzte halten ihren Rapport bereit, und die Oberin braucht keine Sanktion für einige Neuanschaffungen.

Um 9 Uhr fährt der Chefchirurg bei dem Klosterhospital in der Burggasse vor, bei dem schönen, zierlichen Bau mit dem großen Garten. Er nimmt die Meldungen entgegen und hört mit Befriedigung, daß es dem Operierten von gestern sehr gut geht. Dann erledigt er die ihm vorgelegten Akten präzise und mit scharfem Urtheil jedes einzelnen Falles. Vom diensthabenden

Arzt geleitet, durchschreitet er den kühlen, hallenartigen Saal, sonst der Festsaal des Klosters, in dem jetzt Soldatenbett neben Soldatenbett steht. Der Ungar mit dem Lungenstich, den er sich in den Karpathen geholt hat, ist außer Gefahr. Die bis jetzt erfolgreich geführte Rieferbehandlung eines jungen Ruthenen wird der Zahnarzt zu vollenden haben, und dem tapferen Burschen des Wiener Hausregiments, dessen Arm eine böse Versteifung drohte, kann der Herr Primarius mitteilen, daß er aller Voraussicht nach das Lazarett mit gesunden Gliedern verlassen dürfte.

Hier wird eine physikalische Nachbehandlung angeordnet, dort eine Badner Kur verfügt, und dann tritt der Chirurg an das Bett eines unsäglich armen Burschen, der vor wenigen Tagen mit gebrochener Wirbelsäule gebracht worden ist. Er weiß, daß menschliche Kunst hier nichts mehr vermag. . . .

Nach einer halben Stunde besteigt der Primarius wieder sein Automobil, um sich in ein fürstliches Spital zu begeben. Auch dort wartet man ungeduldig seiner Ankunft. In dem schönen alten Wiener Palast, dessen Lazarett der Petersburger Botschafter Graf Szapary und Gräfin Thun-Dobkowitz vorstehen, verspürt man weniger den Eindruck eines Spitals, als den eines glänzend geführten kleinen Sanatoriums. Weinade alle Pflegerinnen des Hauses tragen Namen von altösterreichischem vornehmerem Klang, wenn sie jetzt auch nur Schwester Ely, Schwester Maria Theresia oder Schwester Marianne heißen.

An einem Krankenbett steht der Assistent und spricht einem Patienten liebevoll zu. Es ist ein knabenhaft junger Bursche, ein Slowene, dem dicke Tränen in den Augen stehen, wenn er auf seinen verbundenen Arm blickt. An seinem Hals hängen ein paar silberne Münzen, sicherlich Amulette, die ihm die Mutter daheim umhing, als er ins Feld zog. Morgen will der Herr Primarius versuchen, einen Nerv zu lösen, der in die Narbe der Schußwunde eingewachsen ist, damit der Arm nicht lahm bleibe. Heute soll der Chirurg in seinem dritten Militärspital, außerhalb des Mariahilfergürtels, operieren.

1500 Soldatenpatienten hat der Primarius in den vier Lazaretten, die ihm unterstehen. Die chirurgischen Eingriffe, die er seit dem Herbst an Militärpersonen vorgenommen hat, haben das fünfte Tausend bereits überschritten.

Das Auto faßt die Mariahilferstraße hinauf und hält vor einem Militärspital.

Auch hier dasselbe Bild, nur in wesentlich vergrößertem Maßstab: siebzig Pflegerinnen und ein Stab von fünfzehn Ärzten, unter denen sich auch ein Lemberger Professor befindet.

Übermals ein Rundgang bei den Schwerverwundeten. Alle Räume des vier Stock hohen, weitläufigen Gebäudes, einer modernen, besonders hygienisch eingerichteten Bürgerschule sind belegt. Ueberall bringen Licht und Luft ein, und weithin dehnt sich der Blick über das Häusermeer des westlichen Wien.

Ein Fall, die Kopfwunde eines tschechischen Soldaten, ist besonders ernst, und der Primarius beschließt, sofort eine Operation vorzunehmen. Er gibt den Befehl, und in wenigen Minuten brennt die Lichtsonne in dem Operationsaal, die das breit-einfallende, strahlende Tageslicht noch zu verzehnfachen scheint, Pflegerinnen, Instrumentarin, der Spezialist für Erkrankungen des Gehirns und ein paar Ärzte, die der Fall interessiert, sind zur Stelle. Der Kranke wird gebracht.

Er ist ruhig und kein Laut, keine Bewegung verrät auch nur das geringste Symptom von Erregung. Fürsorglich wird er auf den Tisch gebettet, und man legt ihm die wunderbare Maske des Schlafes, den Schleier des Vergessens, vors Antlitz: das Chloroform. Wie vertraut man auch mit diesem segensvollen Wunder gänzlichen Entrücktheits und absolutester Gefühllosigkeit ist, immer wieder empfindet man es wie einen hehren Zauber. Was jetzt auch vorgehen wird, wie tief die Sonden und all diese kleinen, blanken und, wenn eine geniale Hand sie führt, so tausendfach gesegneten Instrumente in das Innere dieses jungen Hauptes dringen werden, wie auch der kleine Meißel die Schädelbede durchstoßen und der Hammer daran klopfen wird — der Patient wird keine Kunde davon haben und wird erst wieder erwachen, um der Genesung entgegenzuschlummern.

Die Arbeit beginnt. Von Kopf zu Fuß sterilisiert, im weißen Kittel, mit der Willrothschürze, die Hände, die über Tod und Leben zu entscheiden haben, in Gummihandschuhen, so steht der Chirurg vor dem Patienten, dessen Körper mit einem weißen Tuch bedeckt ist. Nur die zu operierende Stelle ist bloßgelegt. Hörte man nicht den leise röchelnden Laut des tiefen Atemziehens, man würde nicht glauben, daß es ein Lebender ist, der da liegt. Mit sicherer Hand erfolgt der Einschnitt. Ganz still ist es im Saale. Nur das leise Klirren der abgelegten Instrumente vernimmt man, und ab und zu hört man: „Schieber! . . .“ „Tupfer! . . .“ „Kleine Sonde! . . .“ „Hammer! . . .“ und

Im Chefchirurg.

wieder: „Größeren Tupfer!“ Mit souveräner Ruhe arbeitet der Chirurg, und mit jenem Starren leisen Grauens, das der Laie stets empfindet, wenn sich das Innere des Menschen, also gleichsam er selbst, vor ihm auftut, blickt man in die Geheimnisse des Organismus und sieht die Natur am Werke. Minutenlang hat man das Gefühl, als stünde man an der Quelle des Lebens, ganz hart am Rande, dort, wo über Sein und Nichtsein entschieden wird. Schon vermeint man . . . aber bald ertönt der freudige Ruf des Chirurgen, der die Stelle der Abzählbildung glücklich gefunden hat. Das Drainrohr wird angelegt, in schweren Tropfen sichert das Gift aus dem kranken Saupf — das ist die Rettung.

Befriedigt schaut der Chirurg zu. Er weiß, daß er gute Arbeit getan hat. Dann der Verband, der Patient wird aufgehoben und in sein Bett geführt. Die ersten Anzeichen des Erwachens machen sich bemerkbar — die Operation ist gelungen.

Gewiß, all diese Eingriffe haben sehr bedeutende wissenschaftliche Namen, und man kann große Worte schweren, düsteren und lastenden Ernstes finden, um sie zu schildern — man hält sich bei solch bedrückten Bildern jetzt nicht gern auf. Nur die starke, warme und zugleich stolze Empfindung nimmt man mit, daß Helden, die Wunden zu heilen wissen, auch in der ersten Front des Kampfes stehen. Und ein Trost ist die Ueberzeugung, daß alle Kunst der Wissenschaft am Krankenbette des Soldaten wirkt.

Der Herr Primarius ist nicht müde, obgleich er heute schon mehrere Operationen hinter sich hat und täglich mindestens fünfzehn Stunden tätig ist. Mit dem Spezialisten für Hirnerkrankungen besucht er die vorgemerkten Fälle. Da ist ein Mann, der vor mehr als Wochenfrist gebracht wurde. Er vermag keinen verständlichen Laut hervorzubringen, und man weiß nicht welche Sprache er spricht, woher er kommt und was ihn schmerzt. Er kann nur mühselig lassen. Durch Lähmungserscheinungen, die man an ihm findet, weiß man, daß an der linken Seite, dort wo die Zentralwindungen des Gehirns liegen, das Uebel sitzen dürfte. Vielleicht war ein Schlag seine Ursache, vielleicht eine Blutung. Der Mann hört, er sieht, und man kann nicht erfahren, wer er ist. „Aphasie“ und noch ein paar wissenschaftliche Namen sagt der Professor. . . . Man muß noch zuwarten, vielleicht wird später ein operativer Eingriff nötig sein.

Ein andres Bett: Die Kugel hat den Opticus, den Sehnerv, zerstört, und es gilt das zweite Auge des Patienten zu retten. An einem armen Amputierten kommt man vorbei, dem beide Beine und ein Arm fehlen. Vor einem Mann mit rechtsseitiger Gesichtslähmung machen die Herren halt. Die Kugel hat ihm das Ohrfläppchen weggerissen, und es wird die Frage erörtert, ob der Chirurg dafür künstlichen Ersatz schaffen soll. Lächelnd wehrt er ab. „Wenn Sie die Haare darüber kämmen, lieber Freund, so merkt's kein Mensch, und was die Lähmung betrifft, in einen Helden Viktor Hugo's, dessen Gesicht auch gelähmt gewesen ist, hat sich sogar eine Herzogin verliebt. . . .“

Von einem Infanteristen ist die Rede, dem ein Schrapnell den Unterkiefer zerstört hat. Eine schwierige Operation ist an ihm vorgenommen worden. Kaum aus der Narkose erwacht, verlangte er dringend nach einem — Spiegel. Der Patient war Markför in einer Wiener Bar und also gewohnt, auf seinen Außenmenschen etwas zu halten. — Ein Edelweißjäger träumt davon, wieder in die geliebten Berge zu steigen. Es besteht die Gefahr, daß man ihm das Bein abnehmen muß. Schwester Helene hat ihm ein Edelweißstückerl gebracht und es ihm liebevoll vors Bett gestellt. Sie erzählt von einem andern Landeskrieger, der auch gestern, allerdings mit einem weit leichteren Fall, unter das Messer des Chirurgen kam. „Wir sind alle tief ergriffen gewesen“, sagt sie, „er lag in der Narkose und begann plötzlich mit schöner klarer Stimme zu singen: „Von meinen Bergen muß ich scheiden. . .“ Alle haben wir geweint. . . .“

Es gibt Bilder und Schicksale in diesem Hause, die einem unmittelbar ans Herz greifen, dorthin, wo es am heißesten und wildesten in Mitleiden zuckt. Ärzte und Pflegerinnen schließen sich zu Bataillonen wundervoller Barmherzigkeit und Menschengüte.

„Bane Doktor — operier!“ . . . ruft ein junger Soldat, als der Primarius an seinem Lager vorüberkommt. Der Patient leidet und weiß wohl längst, welche Heilung das Messer des Chirurgen zu verdrängen vermag. Den Laien erfüllt der Anblick des glühenden Instrumentariums eines Operateurs mit heimlichen Grauen; was bedeuten diese Werkzeuge aber den Soldaten, die im Felde draußen so ganz, ganz andre „Instrumente“ kennen gelernt haben? Sie wissen, daß der Chirurg, daß der Arzt der Kommandant der Genesung ist, und mit dem Ausdruck unsäglich rührenden, hoffnungsfreudigen Vertrauens blicken sie ihm entgegen.

Helene Tuschgal.

29. 10. 1915

Stunden im Türkenschanzpark.

So geht es uns oft mit jungen Menschen, die wir als Kinder verlassen haben und nach ein paar Jahren wiedersehen: man schaut und staunt und schiebt sie immer wieder auf Armeslänge von sich, um sie besser zu betrachten: „nein, bist du gewachsen, bist du groß geworden!“ Und so geht's uns oft mit selten besuchten Städten — auch mit der eigenen, dort, wo sie sich dehnt und streckt und in die Felder hinauswächst. Denn man steckt so fest drin in „seiner“ Gegend, in „seinem“ Bezirk, geht tagaus, tagein den gewohnten Berufsweg, bis das Jahr herum ist und mehr der Zufall einen wieder an einst wohlbekannte Plätze führt, die man dann so verändert findet, daß man sie kaum wiedererkennt. Alte Häuser sind gefallen und haben neuen Platz gemacht, die sich nicht mehr gemütlich in die Breite strecken, sondern in die Höhe streben; und wo in unsrer Jugend Brachland gewesen, darüber im Herbst die Drachen flogen, da steht Villa neben Villa in grünen und bunten Gärten. Vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren war die Türkenschanze eine weite, lehmige Einöde; bis der Park angelegt wurde und eine dünne, schüchterne Anlage hier entstand. Und heute? Da ist hier eine ganze großartige Gartenstadt entstanden. Villa reiht sich an Villa, ganze Straßenzüge sind mit Parkgittern gesäumt, hinter denen die lichten Häuser stehen; manches schlicht und bescheiden hinter die Bäume geduckt, manches breit, fast prunkvoll hingestellt wie ein kleines Schloß, und viele, die mit dem neuen Stil kolettieren. Da blühen bunte Beete auf und die vollen leuchtenden Büschel der Schlingrosen; dort glänzt von einem Balkon ein großer Gartenschirm wie eine märchenhaft riesige Wohnblume. Und die „Straßen“ selbst sind Gartenwege, sandbestreut, mit Bänken und Bäumen besetzt; jeder Baum aber hat sein eigenes grünes Rasenbeet, mit dem er durch Girlanden wilden Weines verbunden ist wie durch die wehenden Schleifen einer großen grünen Masche.

Der Park selbst aber ist der Park par excellence geworden, der durch sein sanft ansteigendes Terrain noch einen besonderen Reiz erhält. Und groß, groß ist er geworden! Immer neue Stücke sind ihm einverleibt worden, und man sieht den Unterschied der jungen Partien neben dem schon dichten alten Bestand. Da gibt es schattige Alleen unter starken Bäumen, die ihr Zweige dicht ineinander verästeln, dunkle Baumgruppen, wundervoll gehaltene Rasenflächen und weitgedehnte Plätze, die den Jüngsten gehören. Kinder spielen da auf den gelben Sandhäufen, Kinder jagen und tummeln umher, springen hinter bunten Bällen, treiben Reifen, marschieren im Takt bei den unvermeidlichen aktuellen Soldatenspielen. Kinder — eine wahre Ueberfülle von Kindern! Ja, man bekommt einen großen, stauenden Respekt vor der Fortpflanzungsfähigkeit unsrer Generation. An Sonntagvormittagen bietet der

Türkenschanzpark durch sie ein wahrhaft überwältigendes, herzerfreuendes Bild, und wahrscheinlich auch an andern schönen Vor- und Nachmittagen. Denn diese Püppchen hier haben ja jetzt nach dem Schulschluß immer Feiertag, haben sonst nichts weiter zu tun, als den Weg aus ihren weißen Villenhäusern nach dem Park zu gehen, wohlbehütet an der Hand der Erzieherin, und ihn zu erfüllen mit dem bunten Glanze ihrer weiß, blau und rosa leuchtenden Kleider, dem jubelnden Klängen der hellen Stimmchen, dem wilden Wehen ihrer Locken — mit ihrer ganzen entzückenden, gesundheitsfrohen Lieblichkeit.

Und dann gibt's Stellen, wo das Grün, die Bäume und Sträucher zurücktreten und der Blick ungehindert in die Ferne schweifen kann. Pöhlensdorf liegt da dicht herangerückt, und nah zum Greifen stehen die grünen Berge, zu denen man hier gleichsam emporgehoben ist und die ihren reinen Atem kräftigend und erfrischend herübersenden. Er mag auch die Ursache sein, daß unter all den vielen Häusern, die nur einem gesunden, behaglichen Wohnen dienen wollen, auch viele sind, in denen Kranke Genesung, Müde Ruhe und Erholung finden sollen: das Cottage-Sanatorium, das schloßartig die Anhöhe beherrscht, das kaufmännische Spital, das Studentenheim, das Frauenhospiz.

Das alles hat jetzt seine kriegerische Note erhalten. Man sieht kranke Soldaten in den Gärten; ein weiter Komplex ist mit weißen Baracken besetzt und trägt eine große Tafel: „Militärunterkunft Türkenschanze“ überm Eingangstor, und an der Hauptfront der Hochschule für Bodenkultur leuchtet das rote Kreuz. Hier schweifen wieder die Gedanken vergleichend zurück. Die Zeit verschwimmt in der Erinnerung. Wie lange ist's her, erst einige wenige Jahre, da stand der weite, prächtige Bau noch trotz der Nähe des Parks ganz absonderlich da in leerer, öder Umgebung. Heute ist auch er ganz eingeschlossen von schönen Wegen, grünen Anlagen, hat wie ein grüner Polster vor sich sein eigenes Gärtchen, voll des Blühens und des Duftes. Und die schmuden Villen haben die alten Hauptstraßen verlassen, sind weit hin seitwärts ausgebogen, sind den Abhang herangefrohen und haben ihn besetzt, bis hier ein neues Häuserviertel um den neuen, jungen Garten entstand.

Freilich, den wunderschönen Blick auf die weitgebreitete Stadt, den man hier genöÙ und der einstmals so entzückte, den sperren die Giebel und die Bäume heute. Aber man verwindet das in der Freude über das reiche und schöne Wachstum unsrer Stadt, über dieses kleine Dorado, das hier aus dem Nichts entstanden. Diese junge Gegend trägt den Stempel von soviel Schönheit, daß diese Kultur der Heimstätte ein gutes Zeichen ist für den Reichtum, den frohen Häuslichkeitsinn ihrer Bewohner und Erbauer und für das Verständnis, das unsre Stadt dieser Freude an Licht und Luft und grünen Weiten entgegenbringt. Ein Stückchen lachender Lebenskultur liegt in der schönen Anlage auf der alten Türkenschanze — und Barbarenhorden hatten sich diese Stadt zum Ziele gesetzt, die solche junge Sprossen zeitigt! Haben ihr Bombenwürfe, Tod und Vernichtung zu bringen geträumt! Ist's nicht zum Grausen? Aber nein — zum Lachen ist es! Ja, gottlob, heute können wir darüber lachen. * * *

Die Schaffnerin.

Von Triß Arens (Bremen).

Sie hatte sich sofort gemeldet, als die Straßenbahnverwaltung die Frauen der im Felde stehenden Straßenbahner auf-forderte, in den Dienst der Gesellschaft zu treten. Sie konnte das umso eher, als ihre junge Ehe noch nicht mit Kindern gesegnet war. Ihren Lebensunterhalt hatte sie ja, dafür war gesorgt, aber es erschien ihr schöner, das Geld dafür zu verdienen. Und dann war der Verdienst ja auch höher als die Unterstützung. Schließlich: Hatte sie denn nicht immer arbeiten müssen? Was war denn dabei, wenn sie sich jetzt — an die Stelle ihres Mannes — auf die Straßenbahn stellte, die Fahrkarten aussteilte und knipste und zum Halten und Weiterfahren Klingelte!

So stand sie eines Tages auf der Plattform und ließ sich in die Geheimnisse des neuen Berufes einweihen. Man hält's nicht

für möglich halten sollen. So vielerlei Einzelheiten gab es. Am Abend tat ihr der Kopf ordentlich weh. Ich werd's schon zwingen, dachte sie. Und am dritten oder vierten Tage war sie über das Größte hinweg und sah schon Menschen und hörte schon Gespräche.

Sie sah jetzt manchen Blick. Sie sah, wie die Augen an ihrer Figur auf und ab liefen. Sie wußte ganz genau, daß sie eine solche Prüfung schon aushalten konnte. Wenn man einundzwanzig Jahre alt ist, einen schlanken Körper, dicke blonde Büschelzöpfe und ein paar lustige Guderln hat, dann ist man schon eines Blickes wert. Das Gegenteil wäre ja auch noch schöner. Ihr Heinrich, der da draußen jetzt irgendwo in Rußland rum-marschierte, hätte ja einen schlechten Geschmack haben müssen. Aber manche Blicke verursachten ihr doch ein gewisses Unbehagen. Schließlich aber lachte sie im Stillen darüber und schüttelte das von sich ab, wie ein in den Fluß geworfener Pudel das Wasser von sich abschüttelt, sobald er wieder festen Boden unter sich hat.

Sie hörte auch manches, ohne zu lauschen. Manches Wort, das ihr gut tat, manches aber auch, das verwunden konnte. Sie verarbeitete alles in ihrem Köpfchen und reimte sich daraus eine eigene Naturgeschichte des Straßenbahnpassagiers zusammen. Unbewußt zog sie aus allem aber eine Lehre für sich selbst: Durchhalten! Und immer guter Dinge sein! Bis eines Tages ihre sonst wohlgenunte Laune dahin zu sein schien. Da ich sie auf meinen vielen Fahrten fast täglich einmal traf, waren wir bald Bekannte geworden, und so erzählte sie mir denn, daß ihr Mann lange Zeit nichts habe von sich hören lassen. Ich wuschte ihre Traurigkeit mit einer einfachen Handbewegung weg und erklärte ihr die drei Möglichkeiten. Da werden strategische Um-gruppierungen vorgenommen. Wie soll die Feldpost sogleich folgen können? Oder aber: die Umgruppierung soll vorläufig ein Geheimnis bleiben und den Soldaten wird das Nachhause-schreiben für eine Zeit untersagt. Ich muß das wirklich sein gemacht haben, denn sie war in den folgenden Tagen wieder, wie man so sagt, gut auf dem Damm.

Da springt eines Tages ein Mitbewohner ihres Hauses auf die Straßenbahn, überreicht ihr einen Brief und springt grüßend wieder ab. Ein Feldpostbrief aus Rußland. Mit ihrer Adresse. Aber nicht von seiner Hand geschrieben. Ich sehe noch, wie sie den Brief fieberhaft öffnet, ihn fliegend liest und plötzlich auf-schreit. Der Hauptmann hatte ihr geschrieben: „Ihr Mann, einer der Tapfersten der Tapferen, ist gefallen!“ Irgendwo in Ruß-land lag nun der, für den sie in die Dresche gesprungen war. Die junge Witwe wurde sofort abgelöst. Aber am anderen Tage war sie wieder im Dienst, einen Trauerflor um den Arm. Und die Fahrgäste behandelten die kleine tapfere Frau fast ehrfurchtsvoll, etwa wie man einen Feldgrauen behandelt, der auf seinem zer-schlissenen Rock das Eisene Kreuz trägt.

Die 43- bis 50jährigen.

Beginn der Musterung beim Dreher.

Seit aus der ärarischen Frühjahrsaison des „Dreher“ ein ernster militärischer Permanenzdienst wurde, ist er sicherlich das populärste Lokal von Wien: Er erfreut sich heuer des Besuches der ganzen männlichen Bevölkerung der Stadt. In seinen hierfröhlichen Gastzimmern antizipiert seit einem Jahr der Regimentsarzt und der Theateraal mit dem jetzt inaktuellen Podium, die Heimstätte vergnüglicher vorstädtischer musikalischer Nachtmähler mit Volksängerbegleitung, ist der Sammelraum der Musterungspflichtigen. Vor kurzem warteten hier die Siebzehnjährigen auf den Aufruf des Dieners, nun, gestern, „die älteren Jahrgänge“, die Männer von 43 bis 50.

Die Verschiedenheit gegen frühere Musterungstage sieht man schon beim Eintritt in den Hof: Der Massenbetrieb, die Ueberfülle an Material hat aufgehört, weniger Kommissionen und weniger vorgeladene Ordnung. Disziplin. Reserviertere Reife, Würde beinahe. Man hat die ärztliche Untersuchungsfrist für diese Jahrgänge ziemlich lange anberaunt, um sorgfältig zu prüfen und so ist der Saal, zu dem früher ein Zudrang war, sehr schütter, beinahe spärlich besetzt. Er ist ausschließlich für den amtlichen Verkehr reserviert: Wachleute lassen nur die Inhaber von Legitimationen in den Hof, Angehörige, Familien, Freunde, Neugierige werden auf die Toreinfahrt beschränkt.

Im Hofe hängt ein Plakat: „Musizieren, Drehorgelspielen sind verboten.“ Das mag ein Aviso für die Jüngeren, für die Jüngsten gewesen sein. Man sucht keine unpassenden, mit dem Amtsernst kontrastierenden Szenen. Man sieht Herren mit den Väuchen des reiferen Alters, mit der Virginier, die eine Zigarre der Behaglichkeit ist, mit selbstdiensttauglichen Söhnen und mütterlich ältlichen Frauen. Straßenbahnbedienstete, Arbeiter, Geschäftsleute. Leute, ganz verschieden in ihrem sozialen Rang, in ihren Berufen, gemeinsam durch ihren Geburtschein und die Pflicht, zu der sie gerufen werden. Da fährt ein Auto vor, ein Privatauto und der Herr im lichten Sommeranzug und den gelben Handschuhen mag ein Mann sein, der von seinem Schreibtisch aus die Schicksale vieler Menschen dirigiert, daran gewöhnt, nach seinem Willen zu leben, zu herrschen, unabhängig, selbständig. Er geht in den dunstigen rauchigen Saal und wartet auf das Kommando.

Alle, die dieses Tor passieren, sind in der Nähe der Pension, im Alter der behaglichen Sekshastigkeit, nahe dem Abschluß ihrer Lebensschicksale angelangt. Sie haben nicht mehr viel Neues, keinen Umsturz des Gewohnten erwartet. Jetzt ist er dennoch gekommen: Ein Landsturmlegitimationsblatt hat ihnen das Nievorhergesehene gebracht. Sie stehen wieder, wie vor vielen Jahren, an der Schwelle neuer, ganz neuer Erlebnisse. Am Anfang von Abenteuern. Am Beginn einer frischen Zukunft, falls der Regimentsarzt mit einem „geeignet“ diese eröffnet. Und schon das mag verjüngen.

Durch ein Hoffenster im Parterre sehen diese Geeigneten. Der Raum war ein Gastzimmer, ist interimistisch ein Musterungsortal geworden und ist jetzt für die Behaltene reserviert. „Eintritt nur für Assentierete“ steht auf der Tür. Und man sieht in dem Zimmer die Auslese der Tauglichkeit. Die

Gesunden aus einem Alter, in dem man meist schon einen „Knacks“ weg hat, ein Nachlassen der körperlichen Funktion, ein Abflauen der Beweglichkeit. Aber diese Assentierten haben noch die Vollkraft des besten Alters, ihre Organe haben sich gegen Schäden konserviert, sie sind jung in ihrer physischen Veranlagung, in ihrer Fröhlichkeit, in ihrem Anpassen an ein neues Erlebnis. Und während man die feschten Herren, auf den Schwur wartend, in dem alkoholabstinenten Zimmer sieht, denkt man, daß es auch eine willkommene Konstatierung sein muß für einen Fünfzigjährigen, wenn er in der ärztlichen Ordination hört: Sie sind vollständig gesund.

Es ist zwölf Uhr mittags geworden. Die Untauglichen gehen mit ihrem Zettel: „Zum Landsturmndienst mit der Waffe ungeeignet“ wieder weg. Jeder einzelne wird vom Musterungspublikum befragt. Nicht mehr seine Persönlichkeit, sondern sein Leiden, was ihm fehlt, interessiert. Man hört von Leistenbruch, Fettleibigkeit, Blähhals und Herzfehler . . . Die Haare sind spärlicher, etwas ergraut, die Bärte voller, manche Figur neigt zur Fülle — die Herren zeigen die Merkmale eines arbeitsreichen Lebens: die Musterung der Fünfzigjährigen ist ausgeschrieben.

Und dann haben die Assentierten Treue geschworen, haben sich gelbe Schleifen an den Rock gesteckt: „Tauglich 1915“, tragen den Rekrutenstrauß, der freilich diesmal bei stark vermindertem Absatz verkauft wurde, am Hut. Und es ist ein seltsamer kriegerischer Schmutz der Landstraße Hauptstraße: dieser Rekrutenstrauß der Fünfzigjährigen . . .

E. D.

Der erste Musterungstag der 43- bis 50jährigen Landsturmpflichtigen.

Gestern früh begann in Wien die Musterung der in den Jahren 1865 bis einschließlich 1872 gebornen Landsturmpflichtigen. In den Sälen der Dreherischen Lokalitäten auf der Landstraße amtieren die drei Kommissionen, vor welchen die zu musternden Männer im Alter von 43 bis 50 Jahren zu erscheinen haben, um auf ihre Eignung zur militärischen Dienstleistung geprüft zu werden. Seit den ersten Frühstunden kamen die für gestern vorgeladenen Musterungspflichtigen, und jeder Wagen der Straßenbahn brachte neue stattliche Massen dieser Männer, von welchen manche schon ergraut sind, manche noch ein ziemlich jugendliches Aussehen haben. Als um 8 Uhr früh die ersten Gruppen zusammengestellt wurden, um durch Magistratsdiener zu den Kommissionen geführt zu werden, waren die Parterreräume und der Hof des Dreherischen Hauses dicht gefüllt. Einige Männer waren mit ihren Frauen gekommen, die mit Spannung auf das Ergebnis des Befundes warteten. Andre Musterungspflichtige kamen mit ihren Söhnen, die selbst schon seit längerer Zeit beim Militär dienen und daher in Uniform waren. Die Musterung vollzog sich ziemlich rasch, gegen zehn Uhr vormittags waren schon mehrere hundert Personen gemustert. Die Kommissionen amtieren von nun an täglich in den Vormittags- und Nachmittagsstunden bis zum 30. September.

Das Braterzimmer.

Extremitätsverletzungen sind in diesem wie in allen andern Kriegen die am häufigsten vorkommenden; Arm- und Beinschüsse, -brüche und Erfrierungen. Man weiß es, daß die moderne Chirurgie, die Kriegschirurgie, Enormes leistet. Märchenhafte Heilungserfolge werden erzielt, phantastische Resultate. Dort, wo der Schimmer einer Möglichkeit einer Regeneration angenommen werden kann, wartet man diese ab. Das ist selbstverständlich. Der Mann behält seinen Arm, sein Bein. Nachdem man ihn auf eine harte Geduldprobe gestellt hat, nachdem Transplantation, Extension und schmerzhafteste Prozeduren aller Art vorüber sind.

Drei Voraussetzungen sind allerdings zu berücksichtigen, deren Erfüllung endlich der vollständige Heilerfolg krönt. Der tritt aber nur da ein, wenn der Mann, der seinen Arm oder sein Bein behalten, auch die volle Gebrauchsfähigkeit wieder erhalten hat. Die erste Voraussetzung ist die Kunst des Arztes, die sich freudig bemüht; die zweite die hilfreich nachgiebige, den Arzt unterstützende Natur des Patienten, die dritte die Energie des Kranken, sein entschlossener Wille, mitzuhelfen, Schmerzen, die er sich selbst zufügt, nicht zu achten, sie zu überwinden, nur das eine Ziel vor Augen habend, dem Arm, dem Bein Kraft und Festigkeit in der Bandertammer zurückzuerobieren, in der der Patient Gelenksübungen vornimmt.

Die Ärzte beklagen sich, daß diese Harmonie nur in seltenen Fällen sich einstellen will. Sie selbst tun ihr möglichstes; der natürliche Heilungsprozeß

beeiligt vorzüglich. Nur mit der Energie des Patienten sieht's traurig aus. Man macht ihm natürlich bittere Vorwürfe über seine Indolenz, obwohl sie — unmedizinisch betrachtet — begreiflich wäre. Wochenlang, wenn nicht monatelang hat der arme Kerl Schmerzen gelitten. Und nun verlangt der unerbittliche Doktor, daß er langsam, später immer heftiger Schulter-, Ellbogen- oder Kniegelenk zu beugen, zu bewegen versuche. Man muß nämlich den Arm oder das Bein vor vollständiger Entkräftung, vor eventuellem Steifwerden hüten. Was nützt es, daß der zerschmetterte Knochen prächtig plombiert, daß der aus dem linken Schienbein gewonnene, in das rechte Bein überpflanzte Stützteil herrlich eingewachsen ist, wenn die umgebenden Muskelpartien, die durch die lange Untätigkeit abgemagert und gänzlich erschlaft sind, nicht, ehe es zu spät ist, gereizt, irritiert, wieder zur Bewegung gezwungen werden . . . ?

Der Patient, hauptsächlich der primitive, geht nur höchst ungern in die Bandertammer. Er ist froh, daß die Schmerzen endlich nachgelassen haben. Jetzt fängt man ihm absichtlich neue Schmerzen zu. Weßhalb? Das versteht er nicht. Er haßt den Vibrationsapparat, noch mehr aber die mechanischen Vorrichtungen. Er absolviert die halbe Stunde, ist glücklich, zu entkommen, und atmet auf, daß er einen Tag Ruhe hat. Er selber natürlich hütet sich, Arm oder Bein das geringste zuzunutzen. Er sitzt hübsch still, freut sich des schmerzfreien Zustandes und hsegt sich. Was natürlich von Uebel ist. Denn der Patient muß den Arzt unterstützen. Die halbe Stunde Bandern genügt nicht. Dreiundzwanzigeinhalb Ruhestunden sind Gift für das kranke Glied. Die Ermahnungen der Schwestern helfen nichts. Und da das Krankenmaterial ein zu großes ist, und da alle das gleiche Recht, gesund zu werden, besitzen, und da außerdem die vorhandenen Turnapparate nicht allzu zahlreich sind, so muß man es bei dieser einen halben Stunde per Kopf und Mann und kranken Arm bewenden lassen.

Das ist sozusagen ein Problem geworden: wodurch könnte es gelingen, den Patienten zu veranlassen, zu arbeiten, zu trainieren, um die Gelenkigkeit, die vollkommene Bewegungsfreiheit wiederzugewinnen, die sich sonst niemals einstellt?

Ein Arzt im Reservespital Nr. 1 in der Stifts-Laserne hat das Problem gelöst. „Auf welche Weise denn . . . ?“ frage ich interessiert.

Das Praterzimmer

„Wissen Sie was . . .?“ sagt der Doktor. „Wozu soll ich Ihnen da eine lange Geschichte erzählen. Kommen Sie morgen vormittag zu mir, besuchen Sie mich. . . Da zeige ich Ihnen alles. . .“

Andern Tags finde ich mich pünktlich ein. Wir schreiten einen freundlich-hellen Gang hinab. „Die ganze Sache ist ja so furchtbar einfach. . .“ sagte der Arzt zu mir, wie um mich auf eine sichere Entscheidung vorzubereiten. „Nach dem Prinzip, das Mögliche mit dem Unangenehmen zu verbinden. Ferner dürfen Sie nicht vergessen, daß man es da hauptsächlich mit ganz einfachen Menschen zu tun hat. Für die höheren Intelligenzen ist meine Erfindung nicht berechnet; aber die haben sie auch nicht so notwendig. . .“ Er öffnete eine Tür. „So, da sind wir,“ sagte er und ließ mich vorantreten. „Das ist mein Praterzimmer. . .“

Praterzimmer . . .

Lärm herrschte hier. Soldaten in hellen Spitalkitteln, die das sehr geräumige Zimmer füllten. Neben mir, gleich neben der Tür stand etwas, das meinen erkaunten Blick fesselte. Eine übermannshohe Puppe, die eine Rosafarntellmütze trug. Ein gemaltes Russenanitz mit einer fürchterlich geschwollenen Backe. Die Puppe war mit einer original russischen Uniform bekleidet. Vorn auf der Brust, das heißt tiefer, auf dem Bauch saß eine Art riesengroßer Taschenuhr, die nur einen einzigen Zeiger aufwies.

„Das ist ja. . .“ sagte ich ungläubig.

„Ein Watschenmann, jawohl. . .“ nickte der Arzt. „Sie machen sich keinen Begriff davon, wie beliebt der bei den Patienten ist. Wie gern da jeder mit seinem kranken Arm hinhaut. . . Da verspürt keiner auch nur den geringsten Schmerz. . .“

Daneben war eine Bude errichtet. Eine regelrechte Praterbude. Im Hintergrund standen auf einer Hintenüber geneigten Holzwand Masken, buntbemalte Traber, die sämtlich die Mäuler weit aufgesperrt hatten. Wie gefräßige exotische Tiere lauerten sie da in einer Reihe. Und die Soldaten standen, durch eine Holzbarriere getrennt, hatten vor sich kleine Körbchen, die mit Bällen angefüllt waren und zielten, jeder einen Ball in der Hand, nach den offenen Mäulern. War ein Treffer zu verzeichnen, so schnappte das hohle Maul mit einem deutlich hörbaren Klapp zu, ein Triumphgeheul erhob sich, das, da inzwischen ein andres Maul zuckelte, gleich seine Fortsetzung fand.

„Das ist eine Bewegung, die hauptsächlich dem Schultergelenk zugute kommt. . .“ erläuterte mein Führer.

Wir traten zu einer zweiten Bude. Hier gab es das sogenannte „Ringwerfen“. Man zielte mit Messing- oder Eisenreifen nach Figuren, die in einer

Entfernung von zehn bis fünfzehn Schritten aufgestellt waren. Kunstvolle und ganz außergewöhnliche Figuren, denen man gar nicht ansah, wie tüchtig sie waren. Der Bahn bewegte den Schweiß und krächte, wenn er getroffen war, das kleine Mädchen stoßte die Zunge heraus. Lauter veritable, mechanische Kunstwerke saßen da nebeneinander. Unterdessen flog klirrend Reif um Reif nach hinten.

„Hier wird der ganze Arm gleichmäßig bewegt,“ erklärte der Arzt. „Hauptsächlich profitieren die Unterarmmuskeln. . . Und das,“ fuhr er fort, als wir ein paar Schritte weiter gegangen waren, „das ist ein sogenannter „Rundball“.“

Das war ein zwischen zwei vierkantigen Gummisseilen, deren eines an der Dede, das andre im Fußboden verankert saß, befestigter Lederball von ovaler Form. Da er englischer Abstammung war, hatte ein ebenso geschickter wie phantasievoller Maler ihm echt englische Gesichtszüge verliehen, die unter einer schwarz-weiß larrierten Dighländerkappe hervorgrinsten.

„Probieren Sie nur, den Ball zu bewegen,“ forderte der Arzt mich auf. „Der sitzt fest. Da muß man schon anständig bozen, wenn man ihn aus der Fassung schlagen will. Das ist eine überaus gesunde Bewegung, die hier gelbt wird, die in erster Linie den Mittelhandknochen, aber dann auch der gesamten Armmuskulatur zugute kommt. . .“

Unweit von hier saßen zwei Soldaten bei einem Tisch, anscheinend sehr vertieft.

„Die spielen Salma. . .“, sagte der Arzt. „Kiebhien Sie ein bißel. Sie erinnern sich doch noch. . .? Als Bubens haben wir das doch leidenschaftlich gespielt. Ist übrigens kein gewöhnliches, sondern ein ganz besonderes Salma. . .“

Der Tisch war wie ein Schachbrett gemustert. Aber die Figuren waren merkwürdig groß. Jetzt ergriff einer der Spielenden eine Figur, um sie zu verschieben. Er hob sie hoch. Da sah ich zuerst, daß die Figur in einem ausgeschnitten kreisrunden Loch gefesselt hatte. Immer höher hob der Spieler den Stein; an diesem aber war eine Schnur befestigt und an deren unterem Ende hing ein Gewicht. . .

„Das ist auch eine ausgezeichnet gesunde Bewegung,“ sagte der Arzt, „dieses langsame Gewichtheben. Tausendmal natürlicher als Panteln. . . Wenn ich ihm anschaffen möcht, eine halbe Stunde lang zu panteln, wäre er unglücklich. . . Aber das Spiel interessiert ihn. Und so merkt er gar nicht, daß er dabei Gelenkübungen macht. . . So, und jetzt sind wir eigentlich fertig. . . Das Zimmer ist natürlich noch lange nicht komplett. Es fehlen ja noch die Konstruktionen für die unteren Extremitäten, die Ruderapparate. . . Auch ein Ringenspiel wollen wir anschaffen, ein ganz kleines natürlich. . .“

In der Gegend der Eingangstür war anscheinend ein kleiner Tumult entstanden. Vor dem Watschenmann waren zwei in ein kleines Handgemenge geraten. Zwei echte Wiener Edelknaben.

„Der Ganner. . .!“ ruft der eine.

„Was hat er denn g'macht. . .?“ erkundigt sich der Arzt.

„I hau' allerweil und bring' nit mehr auff als fünfdreiviertel Kilo, und bei ihm macht jede Watschen über fünfzwanzig Kilo aus. . . Und da merk' i, daß der Fallot mit der g'funden Hand watscht, anstatt mit der kranken. . .“

„Na hörst, Ferd'l, wann i' bazulomm', an Russen a Watschen z' geben, werd' i do mit der g'funden Hand hinhau'n. . .“ lacht der andre.

1./VII. 1915

Wiener Neuigkeiten.

Kleiner Bilderbogen.

Aus Wiener Kriegstagen.

Im Garten meines Freundes ist ein Springbrunnen. Wenn der Frühling kommt, wird er aufgedreht, und dann tanzt der feine, silberne Strahl auf dem Wasserpiegel, tanzt und springt, zischt, gurgelt und plätschert, ohne Rast, ohne Aufhören, unentwegt. Oft saßen wir dort an stillen Sommerabenden. Auch in den ersten Kriegstagen, da das Netz von Haß und Feindschaft immer dichter und wirrer wurde um uns. Bewegung und Ergriffenheit ist da in jedem gewesen und wir waren ganz still und blickten alle nur auf den feinen silbernen Strahl, der ahnungslos auf dem Wasser tanzte, ohne Aufhören, unentwegt. Und in die Stille und das einförmige Plätschern hinein sagte jemand wie erlösend, leise und fest: „Wir werden siegen.“ Es folgten Abende des Harrens und Bangens, der Sorge und tiefer Freude, und der silberne Strahl tanzte, gurgelte und plätscherte immerzu. Der Freundeskreis rings um ihn löste sich auf, jeder folgte seiner Berufung, mancher ging ins Weite, Ungewisse, fern dem Bild des Friedens. Blut floß und Menschen fielen, immer unüberbrückbarer Haß wurde gesät, eine Welt umschlossen von Schrecken und eherner Unerbittlichkeit — und der Springbrunnen plätscherte friedlich weiter, ewig, ewig. Endlich kam der Winter; da wurde er abgedreht. Und als es Frühling wurde, da hat man ihn wieder aufgedreht. Der feine, silberne Strahl tanzt und springt nun wieder, zischt und gurgelt und plätschert, ohne Aufhören, wie einst. Unendliches ist geschehen, während er still war. Der Wasserstrahl ist ahnungslos und glüht in den Strahlen der Abendsonne, und fast ist es, als hörte man in seinem Plätschern ein feines, geistreiches Lachen. Wir sitzen wieder da. In uns wurde alles anders und um uns so vieles. Mein Freund ist gefallen. Er wird seinen Springbrunnen nicht mehr sehen. Seine junge Frau ist klaf und hat ihr helles Lachen verlernt. Und mancher von uns ist noch in der Ferne, im Ungewissen, weit weg von diesem Bild. Kraft und Hoffnung, Sieg ist in dem Abend, der uns umfriedet. Wir sitzen stumm wie damals und blicken in den Springbrunnen. Jemand sagt: „Wir werden siegen.“ Und der feine, silberne Strahl tanzt fröhlich auf dem dunklen Spiegel, zischt, gurgelt und plätschert, ohne Rast, ohne Aufhören, ewig, ewig...

* * *

In der Stadtbahn. In einem Abteil sitzt ein höherer Offizier. Sein Gesicht ist gebräunt, aber man sieht ihm an, daß er viel Schweres hinter sich hat. Den linken Arm trägt er in der Schlinge. Er blickt ein wenig traumverloren zum Fenster hinaus, das Kinn auf den Stockgriff gestützt. In einer Station steigen zwei elegante junge Frauen ein. Sie rauschen förmlich herein, bringen Duft und Frühling mit. Der Offizier nimmt sofort eine strammere Haltung ein. Ein flüchtiger Blick der Damen trifft ihn, dann lassen sie sich ihm gegenüber nieder und beginnen darauf los zu plappern. Wobon zwei junge, schöne Frauen halt plappern: auch von der Liebe, aber hauptsächlich von Toiletten. Sie machen einander den Hof und überbieten sich dabei gegenseitig kokett in der Vornehmheit ihrer Bezugsquellen. Und wenn eine der anderen zwischen den Zeilen eine liebenswürdige Grobheit versetzt hat und sie sich beide tüchtig weh getan haben, dann sehen sie sich mit so viel Liebe und Herzlichkeit in die Augen, als wären sie die besten Freundinnen, und lügen einander weiter ins Gesicht und überhochstapeln sich gegenseitig mit Gefühlen, Preisen, Mühen und Ambitionen. Sie plappern fröhlich wie junge Vögel zwitschern, und man könnte dabei

wahrhaftig vergessen, daß Krieg ist, wenn sie einen nicht selbst daran erinnern. Sie klagen nämlich heftig darüber, wie eben zwei junge, schöne Frauen, die nur von Liebe und Toiletten plaudern, über den Krieg klagen: „... Ach, ich bitte Sie, man kann ja nirgends mehr hin gehen, man ist verurteilt, in Wien zu sitzen. Es ist gräßlich, mich langweilt der dumme Krieg schon entsetzlich.“ Um die Lippen des Offiziers gegenüber den Damen spielt ein ganz zartes, feines Lächeln, und einen Augenblick fällt sein Blick geradeswegs in die Augen der jungen Frauen. Die beiden spüren den Blick, spüren das feine Lächeln. Und sie erröten und schweigen. Endlich meint die eine sehr verlegen: „Gott, wir sind ja so dumm... so dumm, nicht wahr? ...“ „Wirklich... wirklich dumm,“ meint die andere. Mit einemmal sind die Masken gefallen, alles Anechte, Gesellschaftliche und Puppenhafte ist verschwunden — sie sind Menschen. In ihnen ist nichts als tiefe Scham und Verlegenheit. Am liebsten würden sie in den Erdboden versinken. Und sie erröten immer mehr, und der Offizier lächelt immer mehr. Und seine Augen sind voll Güte und Menschenfreundlichkeit. Ich glaube, am liebsten würde er jetzt die beiden schönen jungen Frauen, die augenblicklich so arm sind, umarmen und küssen — aus reiner Menschenfreundlichkeit...

* * *

In einem Park. Auf einer Bank sitzt ein invalider Soldat. Ihm fehlt ein Bein, und neben ihm lehnen seine Krücken. Ein junges Paar nähert sich der Bank. „Nicht hier,“ jagt sie, „ich bitte dich, nicht hier.“ Und er: „Gerade hier. Wir sind so reich, Geliebte. Und der da... wir müssen geben, geben.“ Die beiden lassen sich auf der Bank nieder. Der Invalide rückt verlegen ganz an's Ende der Bank und blickt zur Erde. Das Mädchen sieht schon und bangt zu ihm hinüber. Der junge Mensch sitzt in der Mitte, und sein Auge verrät nichts von seiner Bewegung. Nach einigen Minuten will sich der Soldat erheben. Er ergreift seine Krücken. „Müssen Sie schon fort? ... Ach, bleiben Sie doch noch,“ jagt der junge Mensch und sieht dem Krieger fest und voll Liebe ins Angesicht. Der stottert etwas und bleibt. Bleibt und beginnt zu sprechen, als wäre

es ihm eine Erlösung, endlich, endlich sprechen zu dürfen. Er redet zu den Menschen, wie wenn sie schon lange seine Freunde wären. Erzählt sein Schicksal, das so traurig und so groß ist. Die beiden Menschen hören ergriffen zu und tun ihm dennoch nicht weh mit Mitleid und Bedauern. Sie weihen sein Leid durch Andacht, feiern ihn. Und er fühlt mit einemmal sein Heldentum, das ihn über all seinen Schmerz und alles Neukere hinweghebt zu einem Glück, das er jetzt zum erstenmal empfindet. Sein Angesicht, das eben noch blaß war, bekommt Farbe, seine trüben Augen glänzen. Ströme des Glückes und der Kraft sind von dem jungen Paar in ihn übergegangen... Die beiden Menschen laden ihn zum Abendessen ein. Er erhebt sich, schwingt sich auf seine Krücken. Das Paar nimmt ihn in die Mitte. So gehen sie, und in drei Menschen ist ein großes, ganz großes Glück an diesem Abend.

p. c.

Im Stammbeisl.



„S begreif net, zu was dö in Rußland a Ministerium für Militärlieferungen brauch'n,“ sagte Schwaffer, der Wisling, und fuhr schmunzelnd fort: „Dös können si am End' d' Engländer no erlaub'n, aber bei d' Russ'n is so a neumodisches Ministerium rein a Luxus, denn a solang d' Lausigen 'n Großfürsten Nikolaj zum obersten Kommandanten hab'n, brauch'n s' net extra no a Ministerium für Militärlieferungen, denn bei so an Generalobersten is 's Militär eh schon g'lieft.“

Oberberger reichte ihm über den Tisch hin die Hand. „Mein Kompliment!“ sagte er. „Drauß'n is er, der G'spaß. Hat freili a bissel lang dauert, bis Du 'n aussag'wuzelt hast, aber schließlich und endli hast 'n ja do als a ganzer aussafragt und guat is g'anga, nix is g'scheg'n.“

Mergerlich rief Stiehler: „Schon guat, mach 'n Schwaffer und d' seinigen Späß nur ganz blöd, daß er bloß sicherer am Stanhof kummt, wo 's eahn freili no passier'n kann, daß er von denen verehrten Genossen auf der schwach'n Abteilung durchtrijtschafft wird, denn so verrückt werd'n dö drobnat do net sein, daß ja si so Wis g'fall'n lass'n möcht'n.“

„Bist a G'müatsmensch, Stiehler, grad a so wie der Wilson in Amerika,“ sagte Schwaffer, und lichernd setzte er fort: „Der alte Herr soll freilich amal a Professor g'wesen sein. No, do wird er leicht net bloß englisch können, sondern in der deutschen Sprach' a b'schlag'n sein, weil 's net aussg'schloss'n is, daß der Kaiser Wilhelm mit eahn deutsch red'n wird.“

„Hör' auf! Hör' auf!“ jammerte Spannagl. „Wieder an neuch'n Feind, sei so guat, dös kummen mir no brauch'n.“

„Zweg'n warum denn net?“ rief Oberberger. „Jetzt is schon alles aus, auf an mehr oder weniger kummt's nimmer an und daß a Heß is, reiß'n ma der Welt an Har'n aus. Dö g'wissen Betschriader soll'n si mit ihnara Feinnigkeit und Neutralität hangeigen lass'n. Unfreundli, hat er g' sagt, der Herr von Wilson, san uns're deutsch'n Brüader in ihnara Antwort g'wesen. Daß der si bloß net anschreibt! Freundli hätt' der deutsche Reichskanzler a no sein soll'n. Ja, dös hätt' denieu alten Krauderern freili g'fall'n, wann der Bett'lmann im Hohlweg zu denen p. t. Amerikanern g' sagt hätt'. „Über, meine Herr'n, reg'n S' Ihna nur net auf! San ma guat. 's paßt Ihna net, daß mir denen amerikanischen Schinakeln, dö was Kanonen, Kugeln, Kartätschen, Stiekbomben und als amerikanische Parolümacher an'zogene englische Soldaten nach England spedier'n, a bissel torpedieren? Dös hätt'n S' do glei sag'n soll'n. Mit'n Red'n kumma do d' Vent' z'sam'. Wird nimmer g'scheg'n, und wenn mir uns a da davon überzeugt hab'n werd'n, daß d' Engländer a Duzend amerikanische Selbstmordkandidaten, dö vom Leben eh nix mehr wiß'n woll'n, zahlt hab'n, daß d' Ueberfahrt riskier'n, macht nix, wie Gott will, mir halt'n still. Macht's nur Euler G'schäft, verkauft's denen Engländern, Franzosen, Russ'n und jetzt a denen Wältschen so viel Mordinstrument' als nur fabrizier'n könnt's, daß uns dö Raubersbande hünmacht, schaniert net, wann der guate Bruder Jonathan bloß mit uns zufried'n is und si über Unfreundlichkeit net zu beklag'n hat. Da möcht'n s' freili freundliche Nas'nlöcher mach'n, d' Herr'n Schänkehdudler, net wahr?“

„Macht ja d' Röhr'n ganz austrifnat hab'n, wenn Du in ansurt 's Maul strapazierst,“ ermahnte Stiehler den Vorredner. „Feucht s' a biss'l an,“ schloß er.

Oberberger sah wehmütig das Krügel an, das leer vor ihm stand, seufzte und sagte: „Freili, freili! A biss'l ausschnauft hätt' net g'schad't, aber mei Liaba, wann der Mensch heutz'tag zu auzer richtigen Bett'schwer'n kumma will, da müagt er der Rothschild oder der Fürst Schwarzenberg sein. Wir Weana san halt alleweil nix als wie Würz'n. In Ungarn san s' mit'n Preis vom Bier abigangen. Alle mögliche Hochachtung! Da hab'n s' no an Regard auf'n Steuerzahler. Da haßt's: Leb'n und leb'n lass'n! Herentgeg'n bei uns? Gottigkeit! Daß bei uns d' Holzgroßhandler, d' Viehkommissionär und wie s' alle san, a a Einseg'n hätt'n, dös gibt's net. Jetzt san sogar d' Kamp'lmacher mit'n Preis in d' G'bh' g'anga.“

Schwaffer unterbrach ihn.

„Ja,“ rief er, „aber das laßt si a begreif'n. Wann d' Unsvigen bloß in d' letzten zehn Tag'n hunderttausend Russ'n wieder g'lang'n hab'n, werd'n s' net weni Stampeln braucht hab'n, um dös G'sindel zimmerrein s' machen.“

Brunnig ließ sich Stiehler wie folgt vernehmen: „Mein Gott und Herr! Wann ma allern so hakt is, laßt ma si mit so an schmierigen G'sindel net ein, raßt ma net mit Russ'n, Serb'n, Montenegriner und so Volk.“

Oberberger hatte soeben eine Auseinandersetzung mit Schanerl, deren Ergebnis — und zwar lediglich aus dem Grunde, weil „frisch ang'schlag'n word'n is“ — ein unvorhergesehenes Krügel war. Mit allergrößtem Behagen leerte er es, schmatzte und knallte mit der Zunge, dann sagte er: „Du bist am Holzweg, mein lieber Stiehler, wann Du glaubst, nix kann si 'n Feind also aussuch'n wie d' Madeln beim Tanz. W'r schaut's a Weil an und wann s' hübsch mollet und sonst a sauber is, geht ma hin, macht sein Budeckel, sagt „Ders i um a Tourar bitt'n?“, nimmt s' um d' Mitten und tanzt an Schiaberischen mit ihr. Is fehd beinand, nachher is guat, tanzt's aber mit zwa linke Füß, föhrt ma s' auf ihr'n Platz, macht wieder an Budeckel, laßt s' sit'n und geht's nachher mit einer anderen an. Probier's alstern, ob Du mit 'n Feind so umgeh'n kannst, lass'n sit'n, solang 's Dir paßt... Marand Josef!“ unterbrach sich Oberberger. „S glaub' am End', i kummt d' Meinige a so lang sit'n lassen, als dös mir pass'n tät. Anstunt ja? Was dö mir für a Kottilljonord'n anhänga möcht! No, i danl schön! Leopold, zahl'n!“

Thomas Berger.

Eine Anregung.

Der Papst wendet sich mit seinem neuesten Friedensaufruf nicht nur an die Herrschenden, sondern auch an die Beherrschten.

Ja, er nennt die Völker sogar an erster Stelle und erst an zweiter ihre Oberhäupter.

Er legt also auf die Mitwirkung der Völker bei der Vorbereitung des Friedenswerkes den allergrößten Wert.

Wenn aber die Völker im Sinne des Papstes arbeiten sollen, so müssen sie vor allem erfahren, was der Papst will.

Zweifellos ist es darum der lebhafteste Wunsch des Papstes, daß seine Kundgebung zur Kenntnis der Völker gelange.

Diesem Wunsche wird jeder menschliche Mensch die vollkommenste Erfüllung wünschen.

Damit ist natürlich noch nichts getan.

Unsere Wünsche für den Papst und seine Friedensarbeit müssen sich somit zu einer Tat verdichten.

Die Verbreitung des päpstlichen Aufrufes muß organisiert werden.

Denn vorläufig ist dieser Aufruf nur ein Zeitungsartikel. Freilich ein Artikel, den alle Zeitungen der Welt abdrucken —

sogar die „Reichspost“ hat ihm ein Plätzchen auf der dritten Seite gegönnt —

aber doch nur ein Zeitungsartikel.

Also etwas, wovon nicht jeder erfährt.

Weil sehr viele Leute überhaupt keine Zeitungen lesen.

Auch unter den unbedingten Anhängern des Papstes fehlt es nicht an solchen Menschen.

Außerdem: auch in das Bewußtsein der Zeitungsleser bringt nicht alles, was in den Zeitungen steht.

Also muß der Aufruf des Papstes auf einem anderen Weg als durch die Zeitung unter's Volk gebracht werden.

Man wird sagen: Verlesung in den Kirchen.

Aber die Mehrheit der Katholiken geht nicht in die Kirche.

Und überdies wendet sich der Papst nicht bloß an die Katholiken, sondern auch an alle anderen Konfessionen.

Es bleibt also nur ein Weg übrig, seinen Aufruf wirklich zur allgemeinen Kenntnis zu bringen.

In Frankreich wird eine Kammerrede, die die Regierungsmehrheit für besonders wirksam hält, durch amtlichen Maueranschlag auch im kleinsten Dorfe bekanntgemacht.

Machen wir es wie die Franzosen!

An jeder Sitzsäule, an jeder Plakattafel, an jedem Anschlagbrett, an den Türen aller öffentlichen Gebäude soll man den Aufruf des Papstes lesen können!

Pfiat di Gott, Kukuruz!

Erlauschtes.

„Mm! . . . Mmm! . . . Naah! . . . Mmm!“
 „Was hast d' denn? . . . Was is d'r denn? . . . Was
 fehlt d'r denn?“

„Naah! . . . Mmm! . . . Mm! . . . Naah!“
 „Aber so red' do! . . . Hast an' Zungenkrampf?“
 „Stör' mi net! . . . Siehst denn net, daß i an aner
 Festtafel sitz'! . . . Hörst d' denn net, daß i mitt'n in aner
 Festred' bin? . . . Du hast kane Aug'n und a schlecht's G'hör,
 Fremderl, sonst hät'tst längst g'seg'n und g'hört, daß i zwisch'n
 die Jahn' nig als Bonne hab'! . . . Mach' deine Aug'n auf
 und du wirst seg'n, daß m'r der Jubelschweiß übers G'sicht
 rinnt; mach' deine Ohr'n auf und du wirst hör'n, wie mei
 Mag'n Galleluja schreit. Nimm di z'samm und es wird d'r net
 entgehn, daß i so ausschau, wie a Freudentundgebung aus-
 schaut! . . . Kurz und guat, du hast's miterlebt, wie dei
 Freund wieder amal a Brot ohne Mais 'gess'n hat! . . . Red'
 nig, gib m'r a Naah, sei stad, rühr' di net, laß mi den groß'n,
 erscht'n maisbrotlos'n Moment auskost'n bis aufs letzte
 Seligkeitsbrösel! Laß mi zuhör'n, wie alles in mir schreit:
 Pfiat di Gott, Maisbims!“

„Da hast a Tasch'nliach'l, wisch' d'r 's Freud'nwasser
 aus die Aug'n!“

„I dank' dir schön! . . . Und glaub' m'r's: Net um
 a Kranl geb'rt i die Freud' her, dö mir der erste Mund voll
 Brot ohne Kukuruz g'macht hat! Und i tät' mi net wundern,
 wann mir das große Erlebnis so zuasetzt, daß mir heut Nacht
 im Tram gar a Salzstang'l oder a Wee'n erscheint! . . . Pfiat di
 Gott, Kukuruz! . . . Selt'n hat m'r a Abschied so viel Freud'
 g'macht!“

„Solltest aber do aa an die armen Teufeln denk'n, dö
 die Freud' net miterleben können!“

„Du hast recht und du brauchst mi net z' mahnen.
 I g'fühl', wie m'r's Herz weh tuat, wann mir die einsall'n, die
 fast ohne Maisbrot durchhalt'n hab'n müass'n. Da hat ma
 zum Beispiel nur mit d'r Eisenbahn a Stückl z'fahr'n g'habt
 und ma is in aner Gegend g'wes'n, wo die Leut' hellauf
 g'lacht hab'n, wann ma vom Maisbrot g'reb't hat. Die hab'n
 Tag für Tag eahna guat's Stückl Brot pampft, aber was hab'n
 s' davon, daß s' so guat versorgt war'n? Während mir Wiener
 jezt lach'n können, müass'n die unvorsichtig vorsichtig'n Pro-
 vinzler auf die große Freud' verzicht'n. Schau' nach Budapest,
 wo s' sogar Kaisersjemeln essen, die ma bei uns nur geg'n
 Rezept in d'r Apothek'n kriagt; schau' nach Deutschland, wo s'
 schon lang net wiss'n, was Brotg'rett hakt, was hab'n s'
 jezt davon, daß 's eahna allerweil so guat gangen is, was
 hab'n s' jezt von der rechtzeitig'n behördlich'n Fürsorglichkeit?“

„Daß s' uns zuaschau'n müass'n, wie m'r uns über
 unser neuch's Brot g'freu'n, daß s' nig davon g'fühl'n, wie
 neb'n 'n Seelenausschwung d'r maisbrotlose Magenaußschwung
 schmeckt!“

„So is's! . . . Alle, die soz'sag'n nur a Kan's G'spuß
 mit d'r Kukuruzzeit g'habt hab'n, net a dauerhaft's Verhältnis
 wie mir — sie müass'n uns jezt neidig sein um die Abschieds-
 gelegenheit, die unser'n Mag'n so glücklich macht.“

„Es wird aber notwendig sein, daß d' di beim Abschied-
 nehmen net z'viel anstrengt. Gib ki net ganz aus, dul' Spar'
 dir was auf! Es gibt no manches, von dem di d'r Abschied
 g'freu'n wird. Denk' an die Knackwürsch, die an' Stundenlohn
 kost't! Denk' an deine sieb'n fleischlos'n Täg in d'r Woch'n!
 Denk' an die Preistreiber, die d'r täglich 's Bluat in 'n Kopf
 steig'n lass'n! Denk' . . . denk' an die viel'n, viel'n andern Sach'n,
 von denen dir d'r Abschied net schwer fall'n tät'!“

„Himmel ja, wär's so weit! Wär's endlich, endlich so
 weit! . . . Wie wenig, wie wenig bedeut't das, daß m'r jezt
 sag'n können: Pfiat di Gott, Kukuruz!“

H. P.

Das Trinkgeld der Schaffnerin.

Als die Teuerung aller Lebensmittel und der Entgang einer Zahl von Verdienstmöglichkeiten vielen Leuten Sparjamkeit auferlegte, gab es solche, die mit der Einschränkung der Ausgaben bei den freilich bei uns gar zahlreich in Gewohnheit herrschenden Trinkgeldern begannen, und da und dort, wo man geben „mußte“, das Zugeld um 2 oder 4 Heller reduzierten. Eine Art von Trinkgeld verlor bei solcher Reduktion überhaupt seine Existenzen, denn es betrug in der Regel nicht mehr als 2 Heller: das Trinkgeld für den Straßenbahnschaffner. Und die Schaffner haben im Kriegsjahr auch tatsächlich die Erfahrung machen müssen, daß ihre Trinkgeldeinnahme zurückgegangen ist. Viele, die früher dem Schaffner Trinkgeld gaben, haben sich das absichtlich völlig abgewöhnt, und nichts hat viele von diesen wieder zur Abgabe eines Fahrscheinzuschlages von 2 Heller bewegen können — bis die Schaffnerin auf der Plattform des Beiwagens erschien. Das war eine andere Sache, eine neue Erscheinung! Und es muß tatsächlich festgestellt werden, daß die Schaffnerin viele Trinkgeldeinde zu Trinkgeldgebern gemacht hat. Denn der Schaffnerin wird Trinkgeld gegeben, freilich nicht von allen, aber sie hat am Trinkgeld eine gute Einnahme. Da der Beiwagen der Straßenbahn, besonders der alten kleinen Type, sich mit der Zeit zu einer Art zweiter Bahnklasse herausgebildet hat, in der die dickenrauchenden Arbeiter fahren, und die Schaffnerin nur auf dem Beiwagen verwendet wird, so hat sie natürlich schon wegen des in diesem Falle geringeren Fassungsraumes — nur die modernen großen Beiwagen haben so großen Fassungsraum, wie der Motorwagen — weniger Trinkgeldchancen als der Schaffner im ersten Wagen. Aber man kann beobachten, daß selbst den Arbeiterklassen angehörende Fahrgäste, und oft gerade diese, mit einem herzlichen Blick die Gabe des Zweihellerstückes in die Hand drücken, so, als wollten sie sagen: „Da hast du! Du verdienst es, du arbeitest und plagst dich so wie wir!...“ Mancher, der in der Schaffnerin die Frau eines zum Kriegsdienst Einberufenen, die sie ja oft ist, oder eines im Feld Gefallenen sieht — der Schering glänzt ja an den Händen der meisten Schaffnerinnen — gibt ihr aus Achtung und aus Mitleid das Trinkgeld. Viele haben ja Freude daran, zu sehen, wie diese Frauen sich ehrlich mühen und ihr Brot auf redliche Weise verdienen. Aus dieser Erkenntnis heraus geben die meisten der Schaffnerin das Trinkgeld. Ein paar alte Herren und ein paar junge Herren, die bemessen das Trinkgeld auch noch nach dem „Sicht“. Don Juans und Aestheten, die für ihr Geld Erbauung verlangen. Die Schaffnerinnen sind, wie sie sagen, mit ihrer Trinkgeldeinnahme recht zufrieden. Es kommt natürlich, auch viel auf die „Tour“ an, die der Schaffnerin zugewiesen wird. Auf langen Mundstreden (Ming) und Fernstreden werden neue Karten gelöst, da ist Trinkgeldauszicht vorhanden, aber auf Pendelstreden beispielsweise gibt es meist „umgestiegene“ Passagiere, die ihre Fahrscheine nur markieren lassen und natürlich kein weiteres Trinkgeld geben. Viel bemerkt wird von den Schaffnerinnen, daß von den Frauen, auch von ärmeren, meist Trinkgeld gegeben wird.

6. VIII. 1915

Eindruck des Falles von Warschau und Zwangorod in Wien.

Wien, 5. August.

Beinahe genau am Jahrestag des Kriegsausbruches zwischen Rußland und der Monarchie ist die Jubelbotschaft eingetroffen: Warschau erobert, Zwangorod gefallen! Als neben dem Datum des 5. August die Jahreszahl 1914 gesetzt wurde, da standen wir vor dem Unbekannten und vor uns richtete sich ein gewaltiges schwarzes Riesenfragezeichen auf. Wien, das mitunter als leichtlebiger und allzu sorglos verschimpferte, hat sich mit einem Ruck vermannlicht. Es wird in der Geschichte unserer Stadt nie vergessen werden, wie sich im Nu die Sehnen und Muskeln strafften, wie ein Gefühl des zuversichtlichen Selbstvertrauens alles einte. Was den historisch Gebildeten als aller geschichtlichen Weisheit letzter Schluß tröstend und aufrechtend befehlte, daß nämlich niemals der Barbarei ein endgültiger Sieg beschieden war und beschieden sein kann, das teilte sich instinktiv der großen Menge mit. In den Wiener Straßen hat sich allerdings nie das schrille Zohlen eines blühen Hurrapatriotismus vernehmbar gemacht. Hier flammte nicht das vergängliche Strohfeder der Eintragsbegeisterung auf. Diese alte deutsche Stadt hat seit Kriegsbeginn sich die schönsten deutschen Volkstugenden zu eigen gemacht: das zähe Selbstvertrauen und die tiefere Gläubigkeit an den Sieg der guten und gerechten Sache. Ein Jahr ist vergangen, und die Fahnen, die heute von allen Dächern wehen, die bunten Wimpel, welche die Wohnungsfenster und die Geschäftsporeale schmücken, jubeln es in alle Welt, daß unser Glaube nicht irreführend ist, daß unsere Hoffnung nicht zerschanden wurde.

Ein großer Tag, der heute Wien in ein Meer von Siegesfreude tauchte. Wie der Fall Antwerpens die gepanzerte Siegerfaust England gegenüber bedeutete, so belehrt die Eroberung von Warschau und Zwangorod alle Welt, daß der freile Hochmut, den sich Rußland gegenüber der Monarchie herausgenommen hat, auf den Schlachtfeldern gründlich bestraft worden ist. Wächtig und mehr Jahre hat es gedauert, bis die Weissagung des deutschen Dichters in herrliche Erfüllung ging, daß einst ein freies Volk kommen und eine Siegestrophäe für Polen pflanzen werde.

Das war August Graf von Platen, der 1831 Warschaws Fall besungen hat. Schon einmal ist Warschau gefallen, am 8. September jenes Jahres. Damals wurde die Stadt von den aufständischen Polen heldenmütig verteidigt, und die Sieger waren jene, die heute zur Strecke gebracht wurden. Grillparzer hat sein poetisches Wort an die „Stadt der Ehre, des Heldensinnes letzten Zufluchtsort“ gerichtet und vieldeutig, wie auf den heutigen Tag geklungen, erklingen seine Verse:

Auf Polens Flur erschlägt man Frankreichs Kinder,
In Warschaws Angeln flücht die Horte von Paris.

Dieses strafende Wort richtet sich gegen Frankreich, das ebenso wie England die Polen im Stiche ließ.

Die starke Erkenntnis nicht nur der militärischen, sondern auch der politischen Bedeutsamkeit der großen Ereignisse beherrschte heute die Stimmung Wiens. Schon in den ersten Vormittagsstunden waren allenthalben Gerüchte vom Fall Warschaws verbreitet. Alle jene Stellen, an denen man Sicherheit zu bekommen, Bestätigung zu erhalten glaubte, wurden mit Anfragen besüht. Wenn die

Zahl der telephonischen Anfragen den Pegel des allgemeinen Interesses, der öffentlichen Spannung beweist, dann dürfte — so wird uns auf Erkundigungen mitgeteilt — an keinem anderen Tage des Weltkrieges die fiebrhafte Erregung einen solchen Höhegrad erreicht haben, wie heute. Als in den ersten Nachmittagsstunden die amtliche Nachricht von der Eroberung Warschaws vorlag, erfolgte ganz spontan die allgemeine Besflaggung. Eine Stunde später wurde die Einnahme von Zwangorod bekannt, und der Festschmuck, den nicht nur die Innere Stadt, sondern auch die äußeren Bezirke angelegt hatten, war bald ein allgemeiner.

Um halb 4 Uhr nachmittags waren auch die Siegesfahnen auf dem Gebäude des Kriegsministeriums aufgezo-gen worden und vom First wehten neben den Fahnen in den Reichsfarben ungarische, deutsche und türkische Flaggen. Das Leben in den Straßen der Inneren Stadt wurde stärker und lebhafter, es entwickelte sich ein förmlicher Feiertagsstork und die verstärkte Bewegung pflanzte sich auf die Ringstraße fort. Als der Abend hereinbrach, waren vor dem Kriegsministerium, in den Alleen der Ringstraße und auf dem Georg Coöplaz mehrere tausend Personen angesammelt. Hochrufe auf die verbündeten Kaiser und die Arme und Heerführer wurden ausgebracht, die Volkshymne, die deutsche Hymne und „Die Wacht am Rhein“ erklangen und die Offiziere, die an den Fenstern des Kriegsministeriums sichtbar wurden, waren der Gegenstand herzlicher Ehrungen. Von der Aspernbrücke, deren Neubau gleichfalls mit österreichischen und deutschen Fahnen geschmückt war, stante sich schließlich die Menge bis zur Gartenbaugesellschaft.

Eine hübsche Episode der Bundesstreu war zu beobachten, als ein Lastautomobil mit deutschen Soldaten vorbeifam. Die Deutschen wurden mit stürmischen Hochrufen begrüßt und antworteten mit einem dreifachen Hurra auf Wien und die Wiener. Ein größeres Polizeiaufgebot mußte die Zugänge zum Kriegsministerium freihalten und den Verkehr auf der Ringstraße wenigstens teilweise ermöglichen.

Im Publikum war auch das polnische Element stark vertreten. Unter ihm war die Begeisterung und Festfreude besonders stark. Immer wieder erklang das „Polen ist noch nicht verloren“, improvisierte Ansprachen wurden gehalten und mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Inzwischen marschierte die polnische Legionskompagnie, die ihren Weg durch die Favoritenstraße über die Kärntnerkreuzung zur Hofburg und dann über die Löwelstraße durch die Herren-gasse zum Graben und dann weiter durch die Wollzeile über den Ring genommen hatte, am Kriegsministerium vorbei und wurde von der Menge unter Hüte- und Lächer-schwenken mit Heilrufen begrüßt.

Die Besflaggung von Wien.

Bürgermeister Dr. Weiskirchner hat verfügt, daß das Rathaus und sämtliche Amts- und Anstaltsgebäude der Stadt Wien besflaggt werden. Die Besflaggung der Gebäude hat bis einschließlich Sonntag zu bleiben.

Kundgebung im Carl-Theater.

Im Carl-Theater fand vor Beginn der heutigen Vorstellung eine große Kundgebung anlässlich der Eroberung Warschaws statt. Es wurde vom Theaterorchester die Volkshymne und „Heil dir im Siegetranz“ gespielt, hierauf hob sich der Vorhang und es wurde von dem gesamten Personal der ungarischen Theatergesellschaft des Direktors Polgar ein ungarischer Hymnus unter begeistertem Jubel des zahlreich versammelten Publikums gesungen. Mit dem Kaloczymarsch schloß die improvisierte Festfeier.

Süner neue Siegestunde Klang an unser Ohr, schmetternd wie Heroldstrompeten und dröhnend wie das Tauschen der Millionenheere, zu gewaltig, um nicht betäubend zu wirken: Brzemyśl, Lemberg, Warschau, Swangorod. Kaum können wir die gewaltige, riesenhafte Größe dieser Erfolge fassen. Nur unser Herz pocht schneller, und heiße Freude überflutet uns alle.

Ueber dem brausenden Laut der Menge, die alle Straßen füllt, von der tiefen Freude seit ihrer Gemüter ins Freie getrieben, flattern die Fahnen in bunten Harmonien: schwarz-gelb und schwarz-weißrot, rotweißgrün und schwarzrotgold, blutfarben mit dem weißen Halbmond und Stern der treuen Osmanen, blauweiß und gelbblau, Farbenanfaren, die auf das Auge wirken wie das Raufachen und Jubeln der Musik auf das Ohr. Freude Leute, die sonst aneinander vorübergehen, sprechen sich an und lachen übers ganze Gesicht, Kinder sind ausgelassen vor lauter Lust, deren Ursache sie nicht kennen, und auch in den Augen derer, die der Krieg mit Dornen krönte, leuchtet der Götterfunke auf. Die leidigen Besessenen, die im Dangen des Winters so oft mizmutig die allzuweisen Häupter schüttelten, wollen nichts mehr wissen von den Trauermärchen, die sie damals so gern in willige und widerwillige Ohren raunten. Man hat ihnen längst berziehen, denn sie meinten es nicht so böse. Es war ja doch auch nur bangende Sorge um das

Vaterland, die aus ihnen sprach und klagte. Heute schämen sie sich im stillen ihrer Kleinmütigkeit und wollen es nicht wahr haben, daß sie einmal anders gesprochen hätten als heute. In solchen Tagen der Freude ist Wien entzückend. Diese Stadt versteht es wie keine zweite, ihre Glückseligkeit in anmutiger und festlicher Form zur Schau zu tragen. Ob es regnet, ob graue Vollenherden über die glitzernden Dächer ziehen und Tropfen von den Rinnen fallen, ist gleichgültig. Es braucht gar keine Sonne am Himmel zu stehen. Auf allen Dingen liegt ein Glanz und ein festliches Licht, das von innen heraus zu kommen scheint. Jeder hat irgendeine Art, dazu beizutragen, ob es nun die Drauen sind, die kleine Fähnchen für die Kinder verkaufen, ob ein paar Soldaten jauchzend und mühschwingend aus einem Sanderwagen der Trambahn grüßen, immer ist es ein Teil der großen Freude, die Wien heute wie ein schimmerndes Schmuckstück trägt.

Jugendlein knirscht die „Wacht am Rhein“, aus einem Vorstadtgasthaus klingt ein Gramophon, das den „Guten Kameraden“ mit Gloria Vittoria und den Wägeln im Walde spielt, und dazwischen schallen die Klänge der Extrablattverkäufer, die heute nicht genug Hände hatten, um die gedruckte Siegesbotschaft so rasch auszuteilen, wie es die Menge der Käufer begehrt.

So groß und überwältigend solche Freude auch sein mag, so groß über alle Massen das

Das freudige Wien.

„Ich erinnere mich noch genau an den Tag. Den ganzen Nachmittage hatte es geregnet, und es war kühl und unfreudlich über alle Massen. Aber auf einmal wurde der Himmel licht, und man sah, wie sich die Straßen ganz plötzlich mit Menschen füllten. Und dann hörte man rufen: „Warschau gefallen! Swangorod erobert!“

So oder ähnlich wird einmal einer von uns den Nachgeborenen von dem großen Tag erzählen, den wir heute erleben durften. Seit Wochen wußten wir, daß sich der eiserne Ring zusammenzog, daß der nordische Bär seine blutenden Taten langsam zurückzog vor den grimmen Dämonen, die auf ihn niedersausten. Wir hielten den Atem an und warteten. Wird es gelingen? Seit den unbergelichen Tagen von Gorlice, seit jenen goldenen Maijonnensfrähen, in denen unsre und unsrer Brüder siegreiche Waffen blitzten, sind österreichische, ungarische und deutsche Soldaten dem Feind auf den Hacken, kämpfend ohne Kraft und Ruhe, Wundertaten von Heroismus hollbringend, wie sie bisher unerhört waren,

Am Strande bei Wien.

Der Zug geht um 9 Uhr 17, aber schon vor halb neun stehen am Sonntagmorgen Wartende vor der Glaztür, die auf den Fahrsteig der Josefs-Bahn führt. Und von Minute zu Minute wächst die Schar der Harrenden. Die meisten davon sind Stammgäste, viele kennen einander. Man weiß, da ist ein Herr, der im Moment des Türöffnens, durch die Restauration eilend, immer noch einen guten Platz erwirbt. Und man ist sicher, daß sich auch jene Geschichten einfinden, die sich von seitwärts her in die Kolonne eindrängen, mit eigener Virtuosität gerade dort, wo Leute postiert sind, denen man ansieht, daß sie nicht „aufbegehren“ werden. Dann gibt es natürlich die Verspäteten, die ihre wilde Hast zu ein wenig Rücksichtslosigkeit ausnützen und auch die Verdrängten, wie das stille kleine Fräulein dort, deren Lebenslos es scheint, andern den Platz zu räumen.

Alle warten auf den Bäderzug. Nicht auf jenen, dessen luxuriöse Pullmans die Genesungssüßler dem böhmischen Mokka zuführen, sondern auf den andern, beschneidenen, der Gesunde fördert, die sich in der Donau ein wenig Nervenerfrischung holen wollen. Es geht nach **Kriehendorf**.

Die Fahrt ist fürchterlich heiß, aber man nimmt in Kauf, denn Abkühlung winkt; fast überall sieht man das typische Naderl mit dem Schwimmanzug in den Händen der Damen, und selbst der gewichtige Ernst von Altentafeln verhüllt hier sehr häufig nur — das Badelostüm.

In Heiligenstadt ein erneuter Ansturm auf den Zug. Und da ist rechter Hand auch schon die Donau, unser geliebter Heimatstrom. Die wohlbekanntesten Löwen grüßen, das kleine Rahlenbergerdörfel, das sich traulich an die Berglehne schmiegt, dann Klosterneuburg mit seinem malerischen Zauber . . . Hier steigen viele aus, denn Klosterneuburg hat auch ein wunderschönes Strombad. Hoch oben das Kircherl des Leopoldsberges, die „Nase“, von der die Alpenzüge immer weiter laufen, weiter und höher, und großartiger bis ins heilige Land Tirol hinein. Wie nachdenklich mit einem Male all diese wohlvertrauten Begriffe machen, wie man sie plötzlich so ganz anders verspürt! Wohin man schaut, grüne Weingelände, an denen mit den Trauben die Freude zu reifen scheint, der unverwundliche, oft gescholtene und doch so wunderbar starke österreichische Frohsinn. Die Brotfrucht landeinwärts auf dem Marsfeld ist größtenteils schon gemäht. Sie war der Ernst, dem bald — so staubvoll scheint das alles eingerichtet — der Jubel der Bese folgen darf.

„Kriehendorf!“ Das Ziel ist erreicht. In rasender Hast stürzt man aus dem Wagen, denn, wenn man sich nicht beeilt, so kann's einem sehr leicht passieren, daß im Bad drüben keine Kabine mehr frei ist. Hurtig gehts die Stiegen über den Bahndamm hinweg. Dann ein Stückchen links und hierauf rechts die Allee hinunter, die zum Strand führt. In normalen Zeiten ist dieser Weg sehr einfach und er wird atemlos zurückgelegt, von vielen sogar im Dauerlauf. Wer ist der erste bei der Kasse? Denn auch auf die Lage der Kabine kommt es an. Ist aber Hochwasser, dann wird dieses Stückchen Allee ein Kommunikationsproblem. Rähne verkehren zwischen Bankreihen, und wo das Wasser nicht tief genug ist, werden Piloten eingesetzt, auf denen ziemlich schwankende Bretter die Stege bilden. Das ist natürlich alles höchst primitiv, wie das Kriehendorfer Bad ja überhaupt das, was man Komfort nennt, vermissen läßt. So schön wie am Gänsehäufel ist's dort draußen nicht, und es ist — idyllisch sind die Zustände — gang und gäbe, daß man zu irgendeinem Wildfremden in die Kabine gesteckt wird, was natürlich nicht jedermanns Sache ist. Der Modernismus des Familienbades aber ist doch schon nach Kriehendorf gedrungen, und man braucht, um in dieses Paradies einzugehen, nicht einmal einen gestrengen Kassier über seine Einsichtigkeit hinwegzutäuschen. Zwang gibt's an diesem Donaustrand nicht. Und gerade, weil keine Abteilungen und Holzwände, keine Paragraphen und Verordnungen — oder doch nur die allerwenigsten — die Bewegungsfreiheit eindämmen, so verspürt man im ersten Augenblick doppelt auffallend diese „Nüchternheit zur Natur“.

Selbstverständlich wird auch in Kriehendorf wildester Sonnenkultus getrieben. Die Sonnenarbeiter liegen, so braun gebrannt, daß sie wie in eine Modefarbe gehüllt erscheinen, im Sande und im Rasen umher. Auch auf den Kabinenstufen, auf Brettern, sind sie hingestreckt. Traumselig starren die einen in den strahlenden Himmel hinauf. Es ist eine Art Halbchlummer, in dem man nur körperlich zu fühlen scheint, und kaum nur das. Jede Nervenspannung löst sich, alle Sorgen, die man aus der Stadt mitnahm, verdämmern in diesem wohligen Sonnendusel. . . .

In manchen Gruppen geht es lustig zu. Wie sonst in Gesellschaftskleidern, so sieht man hier in den Trikots beisammen und unterhält sich famos. Eine lustige Mädchengesellschaft hat sich etabliert, Herren und Damen bivaletieren um die mitgebrachte Mahlzeit. Man sieht kalten Braten und Kompottgläser mit Salat, Fruchtstift und Mineralwässer, Konserven, Badewert und Obsttuchen — geradezu lukullisch geht es zu. Die Art des Servierens verrät Praxis. Klänge das Wort nicht trivial, man könnte beinahe von einem „Badejour“, von einer Art Freilustempfang sprechen.

Originelle Genrebildchen, wohin man blickt: Ein Hund hat sich heimlich an einen Kuchenteller herangemacht, und auf die Davorsitzenden, die noch beim Aufschnitt halten, wartet eine peinliche Ueberbajung. Oder: Ein kleines Pärchen, ein herziger, braunschwarzer Bub und ein liches Naderl jagen hinter einem ganzen Schwarm von Küden drein, die einen Augenblick verlassen geblieben sind, weil ihre Mutter, ebenfalls im Bereiche von Eßlörben, auf Raub ausgeht. Eine Schar junger Leute behandelt emsig Arme, Nacken und Beine mit Fett salbe, um nur ja recht abzukremmen. Sonnenpatina ist Modeschminke. Ein Quartett spielt Karten, eine Dame im Schwimmanzug säbelt mit ihren Stricknadeln tapfer darauf los. Ein alter Herr hat sich breitpurig in den Sand gebettet, und man hört seine sägenden Atemzüge. Je mehr es gegen Mittag zu geht, desto beglücklicher wird die Stimmung, desto mehr spinnst man

sich in diese wohlige Empfindung der Sonnenschwüle ein. Mit ihrer schweren, reifen, ein wenig trägen Schönheit, von Sonnenglast umwoben, Sonnenlicht im ährengelben Haar, schreitet jetzt die Mittagsfrau durchs Donauland und grüßt lächelnd die müden, abgeplagten Stadtmenschen, denen in dieser Ruhe neue Kräfte zuströmen scheinen. . . .

Da, plötzlich ein dumpfer, halb klagender, halb wilder Ton: „Die Dampferwellen!“ „Die Dampferwellen!“ hört man es von allen Seiten rufen und in übermütiger Hast lauft und purzelt die Jugend dem Wasser zu. Dort naht schon der Dampfer und in die Wellen muß man hinein! Im Nu ist die Nixenschar in den Fluten, hier und da ein Röd dazwischen und die breiten Wellen kommen daher und man schmiegt sich hinein und läßt sich von ihnen wiegen. Wie köstlich das ist!

Nun bleibt's im Wasser lebendig. Ein Junge produziert sich mit seinen prächtigen Stoppfingern. Ein kleiner Trupp wandert in Tritotadjustierung gegen Höflein hinauf, um von dort stromab zu schwimmen, weit hinunter bis zu den moosbewachsenen Steinstiegen, die unterhalb der Badeanstalt, hinter dem zausigen Buschwerk, wieder in die Au hinaufführen. Von dort geht's natürlich ins Gänsemarsch auf dem weichen, lehmgelben Sand ins Bad zurück. Die Photographen haben viel zu tun. Wiederholt sieht man allerlei drollige, lebende Bilder gestellt, die in der Kamera verewigt werden. Wer kennt diese Badetypen nicht? Den gutmütigen Dicken, der im Wasser wie ein Triton anmutet, die ledernen Nymphen, die ihre Eitelkeit mit in die Fluten nehmen, die rekordlustigen Meisterschwimmer und Wellenturner und die Wengstlichen, die auf der Stiege immer erst einen Zweikampf mit dem Naß ausfechten, ehe sie mit unendlich zärtlicher Vorsicht beginnen sich Brust, Arme, Schulter und Nacken mit Wasser zu betupfen. Natürlich gibt's auch eine Mode in Krizendorf. Sie ist nicht so kokett wie jene des Gänsehäufels oder gar die des Meeresstrandes, und sie ist durchaus nicht aufs Schmachten, sondern ausschließlich auf Beschheit eingestellt. Augenblicklich lautet sie: Schwarzes Tritot und buntgeputztes, schwarzes Taftmützchen. Die Raffinierten tragen über diesem Tritot noch ein kurzes farbiges Platterdöckchen aus Seide. Der Südwestler der Galahäder hat sich in Krizendorf vorläufig noch nicht eingebürgert.

Um die Fauszeit setzt im Bereiche der Eckörbe und des Restaurants abermals ernstes Getriebe ein. Kreuzenstein, das vom jenseitlichen Ufer herübergrüht, ist jetzt wunderschön beleuchtet. Auf den Höhen des Bisamberges bei Enzersdorf und Korneuburg drüben zieht die Sonne den letzten Saum ihres Strahlenmantels über den Strom und die Hänge hin. Ihre Kraft ist gebrochen, aber sie wärmt noch immer. Ruhiger wird es im Bad, und all die Tritotmenschen, an deren Anblick man sich überraschend schnell gewöhnt hat, schlüpfen in Zelte und Kabinen zurück. Man will noch einen Spaziergang nach Klosterneuburg machen, um dann im Stiftskeller zu nachtmahlen. Oder man lauft ein Stückchen gegen Badersfeld hinauf, ehe man an das Heimfahren denkt.

Nach 7 Uhr ist es leer am Strand. Der heitere Spul des Tages ist zerstoßen. In rosigem Grau fallen die Abendschatten ein. Verlassen liegen die Ufer, und mit der Einsamkeit erwacht die Größe der Natur. Still ziehen die Wogen weit, weit hinunter ins Land, wo der Boden heiß wird und die Monitoren ihre wilde Arbeit tun. . . . Wer hier? Fast heilig ist der Friede, durch den mit dem Rhythmus der Ewigkeit unser Strom sein Lied tiefster Weisheit rauscht: *Panta rei . . . alles fließt. . .*

Selene Luschat.

Der Samstagzug.

Es ist derselbe Zug wie in allen den früheren Jahren, und er steht zur selben Stunde auf demselben Gleis. Und teilweise sind es auch noch dieselben Leute, die sturmbereit vor der geschlossenen Tür des Einsteigeignals harren. Seit zehn Jahren schon ist pünktlich der alte Herr mit dem schäbigen Strohhut da, in der einen Hand den vielstrapazierten Rucksack, in der anderen das Senfelförbchen voll Obst. Er ist durch jahrelange Übung ein glänzender Taktiker des Einsteigens geworden und hat, mag das Gedränge auch noch so groß sein, im Zuge immer den besten Platz. Auch die dicke Dame ist wieder da mit den ewigen Schweißperlen auf der Stirn und mit jener Unzahl von Päckchen in den Händen, die sie zwingt, dem Portier die Fahrkarte zwischen den Zähnen zu präsentieren. Und zwischen den faltblütigen Routiniers des Samstagzuges die Neulinge, die wie erschrockene Bühnen hin und her rennen, dort ein Kind über den Haufen werfen und hier jemanden auf die Beine treten und immer wieder fragen, wann der Zug geht und ob das auch ihr Zug ist. Endlich öffnet sich das Tor und wie mit einer Wurstmaschine wird die Menschenmasse durch die enge Pforte gequetscht. Ein Rennen und Schreien hebt an, ein Stoßen und Schimpfen. Natürlich sind wieder viel zu wenig Waggons da. Das war schon immer so, jetzt aber ist es noch ärger; denn auf die Hälfte der Wagen trägt die Aufschrift „Nur für Militär“, aus den Fenstern schauen lachende Feldgraue mit sonngebräunten Gesichtern und Blumensträußen auf den Knappen, einer spielt auf der Mundharmonika und die anderen fallen mit kräftigem Männergesang ein. Und während man den Zug entlang läuft und nirgends mehr hinein kann, lacht man verannt hinauf

zu den frohen Burschen, bis man plötzlich einen anlacht, der gar keiner von den unseren ist und vor dessen ernster Miene man fast zusammenschrinkt. Mitten zwischen die Waggons der Samstagreisenden und unserer Soldaten ist ein Waggon russischer Gefangener eingekoppelt. Jetzt sitzen und stehen sie bei den Fenstern, müde und abgespant, mit Gesichtern, deren man die harte Arbeit des Krieges ansieht, und schauen hinaus auf die fremden, hastenden Menschen, auf verwundete Soldaten, die ihre Feinde waren, auf serienfrohe Duben und auf Mütter, die rennend Kinder nachschleppen. Und denken an weiß Gott was. Dann fahren endlich alle fort, freie Oesterreicher und gefangene Russen. Die Russen sind insofern besser daran, als sie alle Sitzplätze haben, während die Hälfte des zahlenden Samstagpublikums mit einem Billett dritter Klasse in der ersten oder zweiten Klasse stehen darf. Oder auch in der dritten. Aber heute greint niemand, denn es fahren ja gefangene Russen mit, und das ist sein Geld wert. In St. Pölten steigen die Russen aus, um irgendwohin in ein Gefangenenlager gebracht zu werden. Mit schweren, nagelbeschlagenen Schuhen trampeln sie über den Bahnhofsteig mitten durch die vielen Menschen, die eilig eine Schale Kaffee schlürfen oder ein Paar Würstel mit Brot verschlingen, vorbei an den Zeitungsverkäufern, denen man die Abendblätter mit den neuesten Kriegsnachrichten aus der Hand reißt. Eine enge Gasse bildet sich, um die Russen durchzulassen. Dann ein Pfeifen und Schnauben, der Samstagzug fährt weiter in die grüne Welt hinein, ohne Russen.

Preistreiber vor Gericht.

Der Geist der „Frau Sopherl vom Naschmarkt“ muß sich sehr verdüstert haben, seit die Polizei so scharf mit den Preistreibern ins Gericht geht. Der „eingeschüchterte Kunde“ ist keine bloße Redensart. Wer, Mann oder Frau, heutzutage in ein Lebensmittelgeschäft tritt, etwas zu kaufen, muß nicht nur auf unerwartliche Forderungen gefaßt sein, sondern auch darauf, von der „rauben Außenseite des Lebens“ ein tüchtiges Stück zu erfahren. Da gab es vor einigen Tagen einen Prozeß wegen Tätlichkeiten. Ein Junge war in einen Laden gekommen und hatte Brot verlangt. Der Ladeninhaber weigerte sich, ihm solches zu verkaufen, trotzdem ein genügender Vorrat vorhanden war, und beleidigte den Jungen, der seinerseits seine Mutter zu Hilfe rief, worauf sich der Kaufmann mit blitschneller, einer besseren Sache würdigen Eile auf die Kundin stürzte und ihr Ohrfeigen und Pöffe versetzte. Unsere lieben Damen vom Naschmarkt waren zwar von jeher durch ihre Diebsheit berühmt und gefürchtet. Dennoch durfte bisher eine wackere, redegewandte Hausfrau noch immer so viel Vertrauen zu sich haben, daß sie im Jungengefecht ihren Mann stellen würde. Bloß die allzu Furchtsamen und Sanften gaben den Kampf im Vorhinein auf. Jetzt aber, wo es zu Ohrfeigenschlächten kommen kann, wird sich das schwächere Geschlecht überhaupt nicht mehr in einen Laden oder an einen Stand heranwagen und sich lieber freiwillig der Hungersnot überliefern, als sich dazu hergeben, den Kampf mit dem Drachen in eigener Person zu illustrieren! Man muß bei der Preistreiberei unterscheiden zwischen Spekulation und Verführung.

Jener Großkaufmann war natürlich Spekulant, und zwar ein strafbarer, der bei Kriegsbeginn alle erreichbaren Quantitäten Semmelbrösel aufkaufte, um ein Bombengeschäft zu machen. Ein Außenstehender würde nie auf den Gedanken verfallen, daß Semmelbrösel ein zu Kriegsspekulationszwecken geeigneter Artikel seien. Man muß schon tief in die unbefiegbaren Notwendigkeiten der Kochkunst eingedrungen sein, um das zu begreifen. Die Wichtigkeit dieses Semmelbröselprozesses im großen, der mit einer Verurteilung endete, kann man begreifen, wenn man beim Semmelbröselprozeß im kleinen dabei war, der sich dieser Tage vor einem Wiener Bezirksgericht abspielte. Eine Dame wollte sich bei einem kleinen Händler mit dieser Ware versehen. Sie hatte gewaltig Eile. Sie trug schon in der Handtasche die Koteletten, die sie als zärtliche Gattin ihrem Manne zugedacht hatte. Beim Einkaufen hatte sie sich verpaudert, und nun mußte sie die verlorene Zeit einholen. Sie dachte: „Jetzt werd' ich's gleich haben.“ Sie stürzte in einen Laden. Aber ebenso schnell stürzte sie aus ihm und zugleich aus allen Himmeln. Erstens hatte die Greislerin nicht so viel Brösel, dann sagte sie: „N' geb's Ahna nur, wenn S' auch was anderes kaufen.“ Das andere waren Zitronen zum schmerzhaften Preise von 24 Heller das Stück. Die Konsumentin eilte sofort zur Polizei, wo sie wegen Verkaufsweigerung flagbar wurde. Das Gericht ist in dieser Beziehung sehr streng. Und sollte es sich nicht herausstellen, daß die Greislerin selbst beim Großhändler zu allzu hohen Preisen eingekauft hat, dann wehe ihr. Sie wird in den sauren Apfel beißen müssen, der diesmal eine Zitrone ist. Aus der Seele des Kleinhändlers tritt die Absicht, sich mit einem Schlag zu bereichern, nicht mit so erschreckender Schärfe zutage, wie dies beim Spekulanten der Fall ist. Jener ist mehr der Mitgerissene, Verführte. Da erscheint zum Beispiel eine Frau vom Naschmarkt vor dem Richtertisch, ein derbes Bauernweib, mit

mächtiger Mannesstimme. Die Frau — wenn sie sehr leise und schüchtern spricht — muß noch ermahnt werden, nicht so ungebührlich zu schreien. Sie hat das Kilogramm Kirichen um nicht weniger als einer Gulden verkaufen wollen. Man möchte es ihr übelnehmen. Was ja auch die Gattin des Bahnbeamten getan hat, die in heller Entrüstung ihre flammende Anklage verfaßte. Aber andererseits begreift man die Verführung, wenn das Marktweib erzählt, daß sie selbst 1 Krone 50 Heller gezahlt hat, und zwar noch den schweren Korb inbegriffen. Faßt man die sachmännischen Erläuterungen des Marktweibes zusammen, so geht daraus kurz hervor, daß infolge der Tara, die heimtückisch hinter dem Brutto versteckt war, das geringfügige Netto sie zur Preistreiberei berechtigte. Der Vorgang in der Seele einer solchen Frau läßt sich ja leicht begreifen. Zuerst ist das gute Weib entsetzt, daß sie so hohe Preise für Kirichen zahlen muß, die sie ehemals für 40, vielleicht auch für 20 Heller gekauft hat. Auf dem Heimweg, wenn sie so auf dem Wagerl durch die schönen Straßen Wiens schaukelt und denkt: „Jetzt kostet ein Kilo Kirichen so viel wie vor'm

Krieg ein Kilo Fleisch.“ Nach der Entrüstung entwickelt sich in ihr der selbstverständliche Drang, in diesem Preissteigerungswettkampf mitzuspringen, auch etwas zu ergattern. Nun tritt ihr eine „noblichte“ Kundin vor die Augen, eine Dame „mit einem Schleier“, dem Adelszeichen der Märkte. Welche Wollust, jetzt ihrerseits die Abnehmerin zu verblüffen. Mit den hohen Preisen fühlt sich die Käuferin selbst auch außerordentlich gehoben, gewissermaßen Großkauffrau; sie weidet sich an dem Entsetzen der Konsumentin mit einem um so froheren innerlichen Grinsen, als ja ihr Gewissen beruhigt ist. Der Schraubstock, in den sie jetzt den Konsumenten fester schraubt, ist ihr ja schon von ihrem Lieferanten eingestellt worden, der ihn von seinem Lieferanten erhielt. Und so wächst sich der Bandwurm der Lebensmittelteuerung von Hand zu Hand, von Beutel zu Beutel gehörig aus. Dies ist ja die Laufbahn aller Quälgeister der Menschheit: Sie beginnen als Opfer und enden als Tyrannen.

Im Stammbeisl.



„Meiner Söl“, sagte, die Stirne runzelnd, scheinbar recht verdrossen, Schwasser. „I kann d' Generals Höbndorf, Hindenburg, Mackensen, Ermoli und wie s' alle haß'n, was da drent in Rußland kommandier'n, net begreifen. Soll'n ja, wie m'r hört, recht g'scheite Leut' sein, dö was si im Militärischen quats auskenna, im Stratögischen, hab' i mir sag'n lass'n, kummt' ma s' stantepeter, vom Fleck weg als beedete Sachverständige beim Landesgericht aufstell'n, aber daß dö si von d' Russen jeden Tag tiefer in 's Russische einziag'n lass'n, leicht no bis a in Petersburg sein werd'n, daß dö Herr'n von den englischen, französische und a wällischen Zeitungen si nit sag'n lass'n und si a net selber vor Aug'n halten woll'n, was dem alten Napolium dort drent'n passiert is, alle mögliche Hochachtung vor diesen Herr'n General'n, aber das kann i mir mit 'n meinigen ansach'n Untertanenberstand net erklär'n. Hab' i recht, Spannaagl, sag' Du.“

Während Spannaagl noch Schwasser über die Brille hinweg ansah und sich vergewissern wollte, ob es sich nicht bloß um einen Scherz handle, rief Stichler: „Laß Di net anplausch'n, Spannaagl, er macht sie bloß a G'spaß mit Dir. Dös muach ja der dümmste Kerl einseg'n, daß d' Zeitungschreiber von dera Viererbande d' feindlich'n Generals net warnen möcht'n, wann dö wirkli im Begriff wär'n a Niesenplußer z'mach'n. A kontarär, da möcht'n s' dö no tiefer eintreit'n in d' Schlamasli.“

Spannaagl schien mit sich nicht recht im Klaren zu sein. „Maacht ja recht hab'n, Stichler“, sagte er, „aber auf'sall'n is mir dös, was der Schwasser borg'bracht hat, a schon; er mag's freili g'spaßig mana, aber dös mit'n alten Napolium steht amol fest; der hat si s'tiaf einig'lass'n in dös Russische und wie s' 'n drinat g'habt hab'n war's aus mit dera ganzen Herrlichkeit. Das kannst in an jed'n Büäch'l les'n, und dem Napolium is am End' do der Napolium g'wesen.“

Oberberger hatte, während er von Zeit zu Zeit einen Bissen maisfreies Brot geknabbert und einen Schluck getan, den Streit der Meinungen ruhig mitangehört, nun ergriff aber auch er das Wort: „Laßt's mi aus mit Entern Napolium“, rief er. „Der muach do rein a Trottl' g'wes'n sein, sunst hätt' er si do net wie's Paqat'l beim Tapper vom Kaiser Wilhelm abfanga lass'n.“

„Wasst“, sagte Spannaagl zu dem Senior des Stammtisches, „i hab' a bloß d' Volksschul' b'sucht und hab' sunst kane Bildung net g'lernt, aber a so blamier'n tät' i mi do net, daß i 'n Napolium 'n Ersten mit 'n Dritten verwechseln möcht!“

„Was Du net sagst!“ rief Oberberger. „San dös alstern zwa verschiedene Napoliums? Dös hab' i meiner Söl'n net g'wußt.“

„Das kann er der Frau Blaschke erzähl'n“, sagte Stichler zu Spannaagl. „Mit dem hat er Di a bloß zum Narr'n halt'n woll'n.“

„Mit'n Stichler is nimmer ausz'halt'n“, erklärte Schwasser. „W'r kann red'n, was m'r will, haßt's bei dem allerweil, daß ma d' Leut' zan Narr'n halt'n will. Das mag i mir net länger g'fall'n lass'n, i net und i glaub', Oberberger, daß dös Dir a net pass'n wird. Mir zwa san ja do kane russische Minister net und dumma als dö Duma san am End' Stichler und Spannaagl do a net.“

Während Oberberger den Pikkolo mimiisch mit der Mission betraute, ihn mit frischer Munition

zu versorgen, sagte er zu Schwasser: „Was willst mach'n? Verbiat'n laßt si so was net. Geg'n vor-g'faßte Manungen kan si der Mensch net wehr'n.“ „s' gäbat schon an Mittel“, meinte Schwasser. „Nach alldem was ma hört und lest, d' englischen, d' französische und hiazt in der Duma a d' russischen Minister behaupten, san s' no lang' net müad und werd'n 'n Krieg no recht lang führ'n können. No, da sollt' ma si a bei uns a bisserl no mehr einschränken, mindestens so wie d' Engländer, wo s' b'schloss'n hab'n, sö halt'n si kane Autos mehr, geh'n nimmer mit der Mod' und lass'n si a ka neuhe Glutt mach'n, bis d' alte net ganz hin is und in d' Birtshäuser woll'n s' a nimmer geh'n. Alstern bleib'n mir a z' Haus' und soll'n Stichler und Spannaagl dazua schau'n, wie s' ohne uns im Stammbeisl auskumma werd'n.“

Oberberger war mit diesem Vorschlag keineswegs einverstanden. „Von mir“, sagte er, „kann's teiere Vaterland alles verlanga. Ainer, der zwölf Monat lang 's weanerische Kriegsbrot geß'n hat, is zu den größten Opfern fähig. I verpflicht' mi, mei Lebtag mir kan Auto z' halt'n und wann mir a Fürst, bestensfalls der Greiskler mit sein Wagerl und 'n seinigen Budaschl aushelfen müast. No, und das mit denen neuhen Mod'n möcht' mi a net schanier'n; i traq' mein Janke a so lang, bis er net ganz in Franz'n aufganga is, und si a Bogelschreter, der a bisl was auf si halt'n tuat, si schamen möcht' mit so an Feh'n am Leib si in an Weingarten von d' Vögel anschau'n z'lass'n. Herrentgeg'n aber, daß i mir a 's Stammbeisl verjaq'n sollt' — na, das gibt's net, das kann's Vaterland von mir a net verlangen, denn wann dös der Fall wär, möcht' i mi do net so leicht um 'n Dam drahn lass'n: „Liab's Vaterland“, möcht' i sag'n, „liab's Vaterland, magst ruhig sein, mehr als was der treue Untertan braucht, bis daß er d' richtige Bettenschwarz hat, trink' i eh net, no und dadermit wär' Dir a net g'hol'n, wann i Di anplausch'n tät', mir bornehma möcht', daß i 's Stammbeisl aufgib, und mir vom Mad'l's Bier z' Haus bringa liakst. Wasst, liab's Vaterland, was Dir da passier'n kummt? Kanerisch möcht' si d' Meinige über mi giff'n, und weil ihr dös nit nuß'n tät, möcht' s' bald anfanga mitz'trink'n, daß i mi giff'n soll. Alstern, dös derist net riskier'n, liab's Vaterland, und dank' 'n liab'n Herrgott, daß i bereits an an jed'n Ab'nd vor Torisperr' z' Haus hin. Leopold zahl'n!“ schloß Oberberger und begab sich schon dem Vaterlande zuliebe in sein trauliches Heim.

Thomas Berger.

Auf dem Markt.

Das kleine, alte, blasse Weiblein hebt die abgenützte Markttasche.

„Da schau'n S' her!“ sagt sie mit zitteriger Stimme zu der Nachbarin, die ihr in dem Gedränge des engen Markt-gäßchens zwischen den Verkaufständen begegnet ist. „Da schau'n S' her!... 's is a Spott und a Schand'!... Ueber drei Kronen hab' i ausgeb'n, und was hab' i drin in d'r Tasch'n? Rein nig!... Du lieber Himmel, unserans hat ja allerweil beim Einkauf'n Kummer und Surg' g'nua g'habt; aber es war do eigentlich a Klauigkeit gegen das, was m'r jetzt erleb'n müass'n!“

Die beiden werden von dem Gewimmel fortgeschwemmt, es war nicht zu vernehmen, was die Nachbarin erwiderte, aber es war sicherlich ein gepreßtes Wort des Verzweifeltseins, wie man es jetzt so oft auf den Märkten hört. Es ist, als hätten alle die Frauen, die da durcheinanderfluten, nur ein einziges Antlitz der Sorge und als läge auf diesem Antlitz nur eine einzige Frage, eine Frage, voll Gram, eine Frage, deren Beantwortung in dieser Zeit der immer und immer wieder steigenden Lebensmittelpreise zu den schwersten Dingen gehört: Was... Herrgott, was soll ich kochen?...

Ringsherum leuchten die frischen Farben lockender Gemüse, an glühenden Haken schaukeln die prallen Stücke roten Fleisches, durch leichte Gewebe schimmern die Butterhügel, aus großen Kisten hervor blinkt das Weiß der Eier, in geräumigen Körben und Fässern prangt das Obst... das leuchtet und lockt, schaukelt und schimmert, blinkt und prangt... aber zwischen den Lebensmittelbergen hervor schrecken auf dünnen Hölzchen die Tafeln und Täfelchen, über all den Lebensmittelbergen schmettert der Lärm der Händlerinnen, ruft, schreit, schmettert es von unerschwinglichen Preisen, verängstigenden, verwirrenden Preisen, die die flutende Menge der Frauen, der vielen Frauen mit den abgegriffenen Markttaschen, weiterdrängen, fortstoßen, hinwegtreiben, von Stand zu Stand hegen.

„Anderthalb Stund' schon lauf' i von an' Standl zum andern... allerweil in d'r Manung, daß i was Billig's find'... es is unajunst!“

„Dann geht's Ihna grad so wie mir!... Es war am best'n, wann ma si 's Eff'n a'g'wöhnen könnt'!... I bitt' Ihna, wann ma drei Kinder a' Hau' hat!... Da g'spürt ma's, was das haßt, bei die heut'g'n Zeit'n einkauf'n!“

„Mach'n S's so, wie i's gestern g'macht hab', dann kumman S' sicher billig draus!... I bin nämlich wieder mit d'r leer'n Tasch'n a' Hau' gang'n!... Was hat denn die Gurl'n kost't, die S' da im Körb'l hab'n?“

„Zwang's Geller... Und a halbe Stund' hab' i g'hand'lt, es hat aber nig g'nußt!“

„Zwang's Geller für so a Gurkerl!... Is 's net so, als wann ma 's Geld wegschmeiß'n tät'?... I hab' uns heut an' Spinat vergunna woll'n... Aber i fied schon, es wird net gehn!“

Die zwei Frauen nicken sich zu, mit einem Lächeln der Betrübniß. Dann drängen sie sich an eine Gruppe heran, die sich um eine Eierhändlerin gebildet hat.

„Bierzehn Eier um zwa Kronen, neunazwang's um zwa Guld'n!“

Dell übertönt die Stimme der Käuferin den wirren Markt-lärm. Die Frauen senden die Blicke über die vollen Eierkörbe, zwischen denen die röhrenbestieselte Tochter der Bäuerin steht. Und eine der Frauen zieht das Gelbbörse:

„Können S' net fufzehne um zwa Kronen geb'n?... San eh so Klau, die Eier!“

„Leg'n S' Ihna größere!“ kommt es schnippisch hinter der „Gugl“ der Händlerin hervor. Sie kümmert sich nicht um die „refchen“ Antworten, die ihr für ihre Redheit aus dem Kreise der empörten Frauen werden. Schril übertrumpft sie die erregten Rufe:

„Bierzehn Eier um zwa Kronen, neunazwang's um zwa Guld'n!“

Immer wieder sieht man Frauen aus dem Strome sich loslösen, sich um die Stände sammeln. Sie stehen, seufzen, sinnen, überlegen, gedrängt, gestoßen von der durcheinanderwimmelnden Menge; sie strecken die Hälse, um nach den angeschriebenen Preisen zu spähen, um zu sehen, was diese oder jene Frau im Vordergrund für ihre Markttasche erwirbt. Sie horchen nach den Gesprächen ringsum, scheinen immer bestrebt sei es von dort oder da, einen Rat zu erhaschen, wie sie die Qual des Einkaufens besser bezwingen könnten, scheinen immer voll Verlangen nach Hilfe in ihrem Kampfe gegen des Lebens Not, die ihnen jetzt aus so vielen Quellen fließt und die ihnen täglich auf dem Markte, umdroht von den nimmermüde auf-schnellenden Wucherpreisen für des Lebens Unterhalt, neu und größer entgegentritt.

„Alle Tag' wird's schwerer, das Einkauf'n!“ sagt eine junge Frau, der zwei Kinder an den Rockfalten hängen. „Wär' nur der Kriag schon aus!“

Sie steht inmitten einer kleinen Frauensammlung, etwas abseits von dem Marktgetriebe.

„Das is ja net wahr!“ wird ihr von ihrer Nachbarin zur Antwort. „Alle Tag' wird's uns leichter g'macht. Gestern bin i an an' Fleischhauerlad'n vorbei'gangen, da war nimmer ang'schrieb'n, was a Kilo Rindfleisch kost't, sondern nur das, was a Viertelkilo kost't!... Geb'n S' net zua, daß das a guate Einführung is?“

„Freilich, freilich!“ kommt es bitter zurück. „Ma erschreck dabei weniger!...“

Viele der Frauen wandern zu der Amtstafel, auf der die „Höchstpreise für den heutigen Tag“ vermerkt sind. Wieder sieht eine Frau dort, studiert die Ziffern.

„Ah, so was, da hab' i ja um drei Heller für 'n Kilo a' viel 'zahlt!“ ruft sie plötzlich und drängt sich eilig durch die Menge, um den Verkäufer aufzusuchen, der sie, ungeachtet der Amtstafel, beschummelte. „Dem wer' i's zag'n!“

Der Markt wird immer leerer. Aber es gäbe noch viele zu kaufen, links und rechts, in all den Hüttengäßchen, wo an den Haken das rote Fleisch lockt und in den Körben, Kisten und Fässern Butter, Eier, Gemüse, Obst, Schwämme.

„Kumman S' her da, Frau, lauf'n S' was!“

Die Rufe der Händler flattern nur noch vereinzelt auf. Und oft und deutlich ist jetzt über den Markt hin die Stimme der gebückten, verhuldeten, weißhaarigen Frau zu hören, deren „Standl“ eine umgestürzte Butte bildet:

„Zelbpostkart'n angenehm, bitte... Sehr billig!“

„Die Hand, die Samstags ihren Besen führt.“

Ein Gruß an die städtische Straßenkehrerin.

Unsere Stadtväter haben also beschlossen, Frauen und Mädchen zur Reinigung der Straßen heranzuziehen. Es ist das Allerneueste und doch gar nicht neu. Ganz abgesehen von München und anderen peinlich-reinlich verwalteten deutschen Schwesterstädten. Die Sache ist viel älteren Datums. Ein moderner Frauenlob könnte nämlich ruhig behaupten, Goethe habe die Wiener städtische Straßenkehrerin längst vorgeahnt und sie sogar poetisch verklärt. Man hat gewiß nicht vergessen, was im „Faust“, erster Teil, einer der geschicktesten Spaziergänger „vor dem Tore“ sagt: „Die Hand, die Samstags (damit ist selbstverständlich die ganze Woche gemeint) ihren Besen führt — wird Sonntags dich am besten karezzieren.“ Oder ist es vielleicht gar — man kann die Sache auch bössartig nehmen — eine Verleumdung der neuen städtischen Amtspersonen, die erst geschaffen werden sollen und vorläufig nur in den Akten des Stadtrates und noch nicht in der Welt existieren? Ich wollte mir in der Hofbibliothek und in der Universitätsbibliothek auf Grund eingehender Studien in dieleibigen „Faust“-Kommentaren darüber Gewißheit verschaffen, ob der Altmeister der deutschen Dichtung solcherart die künftigen Wiener Straßenreinigungsdamen sommerlichen Strohwitvern zur Erheiterung gelangweilter Sonntagsnachmittage habe empfehlen wollen, mußte jedoch mitten in meiner stundenlangen Arbeit infolge vorzeitigen Bibliothekschlusses die Nachforschungen abbrechen. Immerhin aber bin ich so weit vorgedrungen, feststellen zu können, daß Goethe mit der „Hand, die Samstags ihren Besen führt.“ nicht die neue, von der Wiener Kommune zu schaffende Dienstkategorie gemeint haben dürfte, sondern das Stubenmädchen. Selbstverständlich das Stubenmädchen zu Zeiten des Herrn Doktor Faust. Derlei soll nämlich damals an Sonntagnachmittagen vorgekommen sein. Was ich allerdings wissenschaftlich-literarisch nicht belegen kann.

Nein, fern sei es von mir, den Verdacht auszusprechen, daß die kommenden städtischen Würdenträgerinnen, die mit kundiger Hand mittels eines zarten amtlichen Besens die Pflasterfugen von allen Sachen reinigen werden, die — nicht hineingehören, daß diese nützlichen Frauen der Wiener Bürgerwelt allzu scharf in die Augen stechen könnten. Hinzuzufügen wäre allerdings, daß das amtlich geforderte Mindestalter des künftigen Straßenkehrerfräuleins mit bloß achtzehn Jahren festgesetzt — manchem Weltweisen nicht ganz ungefährlich erscheinen wird. Ich bin fest überzeugt davon, daß sich unser Nationaldichter Schiller das Mädchen aus der Fremde auch nicht älter gedacht hat. Das Glück ist nur, daß auch die achtzehnjährigste, lieblichste Straßenkehrerin in dem hölzernen Füllhorn, das ihr von Amts wegen zur Verfügung gestellt werden, keinem Jüngling Blumen bringen wird und Früchte. Denn — dazu reicht ihr Tageslohn nicht aus. 2 Kronen 80 Heller per Arbeitstag! Da bleibt einem wirklich nichts anderes übrig, als zu nehmen, was man auf der Straße findet, um es ins Füllhorn zu tun.

Doch wir wollen die Betrauung der Frau mit einer im Interesse der öffentlichen Gesundheit so wichtigen Arbeit nicht nur von der unterhaltlichen Seite betrachten. Die Straßenbahnschaffnerin hat also ihre Schwester erhalten. Heftig sind die geehrten Kartendurchwiderinnen nicht beleidigt, wenn wir ihnen diese nahe Verwandtschaft mit den neuen städtischen Arbeitsgenossinnen zumuten, die ja auch auf der Straße zu tun haben, wenn auch nicht fahrend. In unserer Phantasie sehen wir aus diesen Anfängen die große politische Zukunft der Wiener Frau erblühen. Viertausend Männer besorgen in gewöhnlichen Zeiten die Wiener Straßensäuberung. Nehmen wir an, daß nur ihrer zweitausend durch weibliche Bedienstete ersetzt und auch über den Krieg hinaus behalten werden. Glaubte man, daß die Wiener Gemeindevertretung — welche Partei immer am Ruder wäre — darauf verzichten werde, diese zweitausend im Dienstverhältnis zur Gemeinde stehenden Personen mit dem . . . Wahlrecht auszustatten? Zweitausend so gut wie sichere Stimmen! Mit denen kann man ja den vertracktesten Wahlkörper brav machen. Soll man sich solch wertvolles „Stimm-

Material“ entgehen lassen, bloß weil dessen Träger in Röcken zur Urne schreiten müßten? Nein! Die Straßenkehrerin wird in Zukunft gewiß auch etwas zu reden haben. Und wenn man ihr das Wort nicht gibt, so wird sie sich's nehmen. Und so kann es ganz gut möglich sein, daß den Wiener Frauen mit dem Besen das Wahlrecht erkämpft wird. Selbstverständlich von der Straßenkehrerin.

Ich muß gestehen, ich werde die neuen städtischen Amtsfrauen mit Jubel begrüßen. Auch wenn ausschließlich Bierzigjährigen die Bestallung zufallen sollte. Denn — seien wir aufrichtig — in den Wiener Straßen war es in den letzten heißen Tagen vor Gestank nicht mehr auszuhalten. Wer jemals über das Auto geschimpft hat, dessen Dämpfe bei ungeschickter Behandlung des Mechanismus durch den Chauffeur auch recht unangenehm werden, der schwur alle Autosflüche ab. Der Schrei „Benzin“, ja sogar der Schrei „Benzol“, kehre zurück — alles ist verziehen! entrang sich meiner Brust. Nun werden wir alle wieder freier atmen.

Nur Eines tut mir leid. Daß — wie ich höre — die neue städtische Charge keine Uniform erhalten wird. Nicht einmal Armbinden werden die guten Frauen bekommen, denen die Stadtväter einen so wichtigen Zweig der öffentlichen Salubrität anvertrauen, wie es die Luftverbesserung ist. Denn Straßenreinigung ist Luftreinigung, und die neue bescheidene Amtsfrau beginnt, was der gelehrte Herr Oberstadtphytiker vollendet. Eine Uniform hätte der neuen Straßenfigur den Weg zur Popularität erleichtert und verkürzt. Die städtische Straßenkehrerin hätte eben so rasch Beliebtheit erlangen können wie die Schaffnerin. Kürzlich sahen wir im „Beserlparl“ (auf dem Franz Joseph-Platz) zwei kleine Mädeln, etwa fünf und sechs Jahre alt, die als Tramwaykonduktorinnen mit Mützen auf dem Kopf, mit Brusttasche und mit Trompete einhergingen. Die Kinder waren sehr nett — wenn sie nur nicht so grauenhaft gebläsen hätten. Ich sagte ihnen, sie mögen doch lieber Karten zwicken, aber sie meinten, diese Verrichtung aus dem Berufskreise der Schaffnerin bereite ihnen keine Freude. Die Mädchen haben entschieden für ihre Zukunftspantastien einer solchen Idealfigur bedurft wie es die Konduktorin ist. Die Buben konnten werden: Kutscher, Lokomotivführer, Kondukteure, Spritzenschlauchschleuderer (ein über alle Maßen beliebter Beruf, weil der Mann nur scheinbar geht, tatsächlich aber mittelst des Schlauches vom Fahwagen nachgezogen wird) und Polizeimann. Aber das Mädchen konnte, wenn man es nach seinem künftigen Beruf befragte, höchstens sagen, es wolle Köchin werden, oder Mama, oder Lehrerin. Nun ist in diese Ruhmesgalerie die Schaffnerin neu aufgenommen worden. Ob der Straßenkehrerin — o h n e Uniform — dieselbe Ehre erblühen wird, bezweifeln wir. Aber möglich ist's doch, aus einem besonderen Grunde. Man höre die Geschichte:

Als noch die Pferdetramway fuhr, kannte ich einen kleinen Jungen, der stets erklärte, er werde niemals in die Schule gehen, denn er fürchte sie. Als ihm nun sein Vater sagte, er werde die Schule besuchen müssen, um wenigstens lesen zu lernen, da antwortete der Knabe, er habe schon einen Beruf ausfindig gemacht, bei dem er des Lesens vollständig entbehren könne. Er werde nämlich Wechselwärter bei der Tramway werden. Denn da brauche er nur die Farben zu kennen: Grün ist Hiezing, gelb ist Döbling usw.

Seither ist die Tramway elektrisch geworden, hat Buchstaben bekommen und der Bub kann sie lesen. Ja, noch mehr, er ist sogar schon Doli r. Aber der Beruf der Straßenkehrerin hat sich wissenschaftlich nicht derartig kompliziert, wie der des Tramwaywechselstellers, der jetzt lesen können muß. Und es ist wohl kaum zu fürchten, daß die Straßenkehrerei etwas anderes sein wird, als eine ungelernte, freie Kunst. Deshalb werden die kleinen Mädchen, die nicht zur Schule wollen, stets und in aller Zukunft den Besen sich wünschen können.

J. St.

10 VIII. 1915.

* (Die Kinder und der Sieg.) Lachen und Sonnenschein, das paßt so recht zum Charakter unsrer Stadt. Dann ist sie so wunderschön, wenn das Licht in Fülle über sie ausgegossen ist und ihre Menschen mit frohen Gesichtern durch die Straßen schlendern, als müßten sie die Stunde so recht genießen. Freude und Sonnenschein — es ist, als müßte das untrennbar bei ihr bleiben. Als vorgestern die Siegesnachrichten durch die Straßen liefen, da hat er die Wolkendecke beiseite geschoben, die ihn durch Tage verbämmt hatten, und strahlend auf die dankbare, glückliche Stadt herabgelacht. Die schmückte sich mit langen wehenden Fahnen, wie eine schöne Frau, die sich schmückt und bunte Blumen an die Brust steckt, und Flaggen, weiß und rot und gelb und grün wehen nun auch heute noch von den Häusern herab. Und als am Freitag die Sonne unterging, entzündeten sich tausend Lichter, und mit ihren leuchtenden roten Lampions zog es in Scharen durch die lichte, bunte Nacht. Das sind die Fackelzüge der Großen, zur nachtschlafenden Zeit, wenn alles kleine Volk schon in den Betten liegt. Die Kinder aber, die doch auch dabei sein müssen, wenn die geliebte junge Stadt sich freut, die halten eben ihre festlichen Umzüge am Tage ab. Plötzlich, bei einer Straßenbiegung, sieht man dann solch einen Trupp herankommen. Gott weiß, wie sich das zusammengefunden, nun, da die Organisation der Schule doch fehlt. Stramm marschiert es daher, singt mit den spitzen hellen Stimmchen, und da es am Tag doch keine Lichter braucht, schwenkt es Fahnen. Diese Fahnenverkäufer geben an solchen glücklichen Tagen der Stadt eine neue Note. Am Stephansplatz stehen sie, auf der Ringstraße, auf den Stufen, die zum Postamt gehen, überall, wo sie wissen, daß ihre kleine Kundschaft vorüberkommt. Das ist ein neuer Erwerb der ambulanten Händler — und es ist ein so hübsches Geschäft, die Kinder glücklich zu machen, denn das sind sie, wenn sie sich ein Fähnchen erobert haben mit Schmeicheln und Bitten. Ein Luftballon, ein „Windradel“, das sind heute verachtete Besitztümer. Heut gilt die Fahne allein, das Siegeszeichen. Die großen Jungen, die sich auf die Anführer aufspielen, haben selbstverständlich eine, und kennen auch genau die Bedeutung der Farben, nicht wie die dummen ganz Kleinen, die nur nach dem Bunten haschen. Aber auch die, die mehr breit als hoch erscheinen, und sich wie eifrige Kugeln und von der Mutter doch so gut verstandenen und von der Mutter doch so gut verstandenen Kauderwelsch um solch eine Fahne. Mutter und Vater greifen in die Tasche, ausnahmslos, und marschieren wohl auch hinter dem frohen Zug einher und freuen sich, wie der Bub so stramm marschiert, und wie das kleine Mädchel sein Liedel so gut auswendig weiß. Und wenn die Vorübergehenden stehen bleiben und mit frohen Gesichtern das kleine Volk grüßen, dann sind die Eltern stolz, als ob diese Anerkennung gerade ihrem Liebling gelte und damit, auf Umwegen, auch ihnen. Eine wahre Augenweide ist so eine stolze, aufgeregte Schar. Kinder, frohe Kinder, das ist und bleibt doch immer das Schönste! Man möchte ihnen die Arme entgegenstrecken und sie auf die roten, brennheißen Backen küssen. Vom Krieg und Sieg verstehen sie wohl wenig, aber sie fühlen die Freude umgehen, sehen, wie die Großen sie in vollen tiefen Zügen trinken, und ihre Herzen pochen schnell im gleichen Takt. Und hängen wir große Fahnen aus den Giebeln der Häuser, so stecken sie ihre Kleinen aus den Fenstern; und gehen wir in langen Zügen durch die Stadt beim Klang der Musik, so tun sie das gleiche und singen die gleichen Lieder, mit dem gleichen Jubelklang und der gleichen Begeisterung — nur daß die Stimmchen eben eine Oktav höher sind. Und das ist gut, daß die Kinder sich mitfreuen. Das gibt dem Bilde erst die Vollendung. Jubel und Sonnenschein und frohe Kinder, so muß es sein, wenn Wien, das ewig junge, selig ist.

13. VIII. 1915

Das verwandelte Wien.

Von Carl Marziani.

Verwandelt scheint es denen, die das verjäherte Netz eines Volkslängers summen, so von Wien die Rede war. Die Wien von einem Gassenhauer oder einem Piaternik her kennen, stellen uns heute, nach zweieinhalbzig Kriegswochen, großmütig das Zeugnis aus, daß wir am Ende doch nicht ganz so liebenswürdig schlicht wie unser Ruf sind.

Wir aber, wir haben uns gar nicht „verwandelt“. Wir haben in diesem Kriegsjahr bloß Sorge getragen, daß man uns besser kennen lernt. Wir bitten uns energischer jene Art des nachsichtig-mohlgewollenden Aufbischulter-Klopfens aus, zu der sich jeder berechtigt glaubte, der je für zwei Tage im Schatzen eines Stephanssturmes gestanden ist und von uns zu einem Brinzinger Feuerabend hinausgeführt wurde. Dort draußen glaubten unsere Freunde wir, mochten wir wollen wessens gelöst, beim Heurigen wurden wir, mochten wir wollen oder nicht, zur Gauptstadt der Gemütslichkeit genannt. Das Leben ein Lang. Der Tag eine Landpartie, Nacht ein Walzer, einstens von Strauß, heute von König Lehar. Wenn man im Ausland, draußen und etwas Propaganda für dieses Wien Grunde werden mit dem gewissen verständnisvollen Winkeln, antwortete man mit dem gewissen verständnisvollen Winkeln. Ja, sagte man, die Wiener. Der Prater. Der Leo Fall. Die Waidhendl. Siebe Leute, lustige Leute, aber vielleicht etwas schlapp. Duviel Gemüt, kein Lebensmühselt, keine Frage. Aber tüchtig? Man liebte uns, aber man hat sich im übrigen entschlossen, uns in aller Freundschaft ein bißchen gering zu schätzen.

Und nun entfaltete ein Jahr ist es her, dieses Oesterreich seine uralten, in halbvergessenen Stürmen zerstückten, von längstverrohteten Augen durchhöhten Sehnen. Und Wien? Das Wien dieses Kriegsjahres hat keine erkannt, der Jahrgesichte hier lebte, hier grau geworden ist, alt wurde im allem seligmachenden Bannkreis von Prater, Stephanssturm und Winklstrafe. Unsere genug verlässerte Gemütslichkeit hat einen härteren Zug bekommen, und unsere Lebenslust, die sich auch in schweren Tagen, die Karzage nicht abkaufen“ ließ, ist in diesem Jahr anders, unendlich mehr ist sie geworden als die satte Zufriedenheit des Episches am Stammtisch. Das Leben ein Lang? Aber ja, noch immer, und jetzt vielleicht erst recht. Quät die Lieder, die diese liebreudige Stadt heute wie aus einem Mund singen lernte! Aus der Enge eines Schützlinners und der anarischen Kuffigkeit einer Kassenstrube drangen sie hinaus auf die Straße, nahmen Besitz von dieser Straße, schallten nun hoch über den dummen, kleinen, lästigen Alltagslärm, spielen seit zweieinhalbzig Wochen auf zum Lang, der noch Prangengelotte und schon Silberhaarige mit glänzenden Augen und in die Luft geworfenen Schuppen laufen sah. Man hat ihr viel abgubuhlt, dieser Stadt, die man liebte, aber nicht ernst nahm. Man bittet ihr nun jeden hohhaften Gassenhauerweis ab, jeder Walzerchöreim, jedes fischelnde Ostfanzl, mit dem wir uns aller Welt als das Wien des Weines, der schönen

„Brinz Eugen, der edle Ritter.“ Gibt es ein Kriegslieb, das stierischer wäre als diese Stummelodie, die mutig und herzlich, gemütsig und entschlossen ist! „Er ließ schlagen eine Bruden, daß man kumt hinüberreden.“ Heber Not und Tod ist das ein Soldatengesang, dem das Pathos so gewidert ist wie den Waben, die ihr köstlich in ihren schwarzen Tagen fangen. Es ist ein Schlachtenmarsch und eine Aufforderung zum Lang. Ein wienischer „Anrad“ zum Abenteuer, vor dem man sich bloß die Kappe ein wenig seher auf die Stirn drückt und den Kermel aufkrempt. Ein Eugenischer Reiter erkant ihr vielleicht, der kaum schreiben konnte, seine Note bestand und mit seiner rauhen Wachsmelstiftimme, dies Nibel zum erstmal hinausschmettete am Lagerfeuer, dort lagen zwei Schlachten, vor der Entscheidung die Siegen oder Lob hieß. Seit zweihundert Jahren ist dies Lied lebendig, in den Schatz unserer Volkschulen ging es über, schrille Knabenstimmen und gellende Mädchen sangen es und von ihnen haben es am 26. Juli 1914, dem Tag des Ultimatus an Serbien, unsere Männer wieder zurückgebr. Nun ist's aus der Schulstubenenge, aus der Kinderhandt erlöst, unsere zweite Volkshymne ist es geworden. Prinz Eugen, der edle Ritter. Der härtige Landsturmann reißt es sich aus seinem Herzen, der Reiter schreit es, dem Stragposten ein nächtigem Kehl trägt der Wind diese Löne zu. So viele Lieder wuhle diese Stadt, als ihr der Sinn am Sonntag gern noch heiteren Mühsigkeiten stand, als sie es dem Fremden untersting, daß auch wir schwere Werfage, erste Sorgen, harte Arbeit immer in Fülle zugemessen hatten. Nun sind die Walzer tot, Spähen lärmten im Kriegshelmt auf den leeren Heurigenbänken, Wien steht im Kehl. Und die aufhaupe bleiben durften oder mußten, haben andere Sorgen als um den lustigen Ruf unserer Stadt — Wien ist nicht mehr im Heurigendorf Brinzung zu treffen — Wien ist geworden, was es eigentlich immer war, einseitig und ausschließliche betont: die Stadt, die ihre Sorgen gern auf die leichte Achsel nimmt und böse Zeiten nicht erst noch mit Griesgrämigkeit vergilt. Wir tun unseren Teil Arbeit so gut wie andere auch. Aber wienersich ist es, sein schmerz Herz mit einem Lied auf den Lippen süßen zu strafen, den Freund für den Sonntag einzuladen und bei der Arbeit der Woche schon unter sich zu sterben. Das verwandelte Wien ist das Wien, das es immer war. Wenn es zum Vorteil verändert scheinen mag, der hat uns besser, nämlich gründlicher kennengelert.

Mädchen und „harben“ Prater, der urenigen Kibefität und der unermüßlichen Gutsaufgelegtheit vorstellten. Wir sind doch noch anders; wachrscheinlich waren wir's schon immer, wir wußten es bloß nicht oder wollten es nicht wahr haben. Als wir Walzer tangen, glühten unsere Köpfe. Und nun, da sie den Radelb-Marsch spielen, dieses Reiches mutigstes Belemntis zum Dasein und zur Freude, brennen unsere Herzen. Unsere Lebenslust ist ja etwas lang zum Heurigen und in den Prater, auf's Nungelstiel und zum Gschwandiner und Stalehner gegangen. Nun geht sie seit einem Jahr, so die alten Bahnen wehen und die Krommeln gerührt werden. Der Kausch keiner Freuden und heiterer Mühsigkeiten wurde jah ermuticht von schweren Stunden, und diese Stunden ermunten uns zu Mäneren. Vorher beschränkt an der Donau voraufspiegeln, und hatten auch ewigen Sonntag an der Straße davon. Nun rühren, eine Ewigkeit richtig die ible Nachrede davon. Nun rühren, eine Ewigkeit von zwölf Kriegsmoenten ist's her, rühren Gefähr und Lob ihre verhängten Krommeln, aber die wienersiche Sonntagsfreudigkeit gab nicht Klein bei, und trotz mangelrei Besömer, trotz düstigerer Keulletons über das Verschwinden unserer Wochterin und trotz mancher Zeremiade über Kriegsbrot, in einem höheren, edlteren Sinn als je „eine Lust, zu leben.“ Dieses „verwandelt“ Wien erfahren zu haben. Ist ein Kehl, der auch in späteren Tagen schreiben wol, es ist eine Lesze, die wir uns hinter die Ohren schreiben wol. Man hat uns bitter leiden lassen unter dem allgusnell ausgeprochenen, bedeutungslos bitteren Dichterwort vom „Capua der Gester“. Und wir selbst haben uns vornehm immer wieder das Urteil gesprochen, gerannt, sogar gelungen, nämlich im Wirtshaus und beim heurigen Wein: daß wir „eine Ruh“ haben wollen. Um diese „Ruhe“ schlugen wir uns nun mit Lob und Zerfel; das wienersiche, öfterreichische Ruhebedürfnis war also wahrscheinlich doch nicht gerade ein gemütsliches Belemntis zur Schwäche. Und so mögen sie hoffentlich vorbei sein, die Zeiten, da man uns begonnerte, weil man mit dieser Art eines zwinternden Wohlwollens den Respekt erübrigte.

Nun holen manne Herrschaften den Respekt eben nach. Nun wissen sie ja schon ungefähr, wie es mit den lustigen, den netten, den so furchbar gemütslichen Oesterreichern in Wahrheit aussieht. Unsere Wirtshäuser, in denen unsere Lebenslust eingesperrt war und lauer, grämlich, raungend und verärgert wurde — diese Wirtshäuser stehen leer. Die Ringel, viele unserer Sonntagstretenden sind nicht mehr überkomplett, die Prater tanzt niemand mehr, das Leben ist schwerer geworden, der sich nicht allzuoft ein Ausrauben und ein Lacheln gestattet. Und die „Stadt der Lieder“ hat sich ihren Liebermund auch im Kriegsjahr nicht verbinden lassen, aber es waren Kriegerlieder, die ihre Söhne auf dem Marsch zur Entscheidung sangen. Diese Entscheidung ist freilich kein Lied, ist harte Arbeit, eisernes Mühs. Aber wir werden diese Arbeit schon bis zum Ende verrichten, wie wir uns jedem schweren Mühs willig beugen — und jene Lieder klangen trübend und antuernd, wenn die meiche Lust der Wiener Dingenwälder dahin war und die blauen Schneegäden der Strassen auf die Söhne der frohlichen Stadt kummerskärzten.

.. [Wiener Wohltätigkeit.] Im Wiener Volksgarten, in dem kleinen Park, der in unmittelbarer Nähe der Hofburg sich neben der großen Ringstraße befindet, sieht man an den schönen Sommernachmittagen ein hübsches Schauspiel. Mitten in diesem Park steht ein griechischer Tempel, der ehemals ein bekanntes Kunstwerk, die Theseusgruppe von Canova, enthielt. Heute ist er ein Tempel der Wohltätigkeit. Hier dürfen Kinder ein Mosaikbild zusammensetzen, wenn sie für jedes Steinchen zwanzig Heller erlegen, die der Verwundeten- und Wohltätigkeitspflege zugute kommen. Und da dieser Park ein wahres Kinderparadies ist, da es jeden Nachmittag hier von Kindern wimmelt, so ist das ein sehr fruchtbarer Gedanke gewesen. Die Wiener Kinder sind gutberzig und von Natur freigebig. Man muß einmal sehen, mit welchem Eifer sie ihren Bonnen und Erzieherinnen oder ihren Eltern die zwanzig Heller abliften, die sie ja meistens selbst nicht haben, und wie stolz sie dann den Tempel betreten. Nach ihren Begriffen haben sie dann selbst schon etwas Patriotisches getan; ihr kleines Herz fühlt zum erstenmal die Genugtuung, auch etwas für das Vaterland leisten zu können. Hier geht's noch mit Kleinmünze ab; wer am andern Ende des Ringes, am Schwarzenbergplatz, wo der Wiener Wehrmann in Eisen steht, etwas leisten will, der muß sich schon mit einer Krone anstrengen. Das ist natürlich weniger etwas für die Kleinen; außerdem trauen sie sich nicht allein die hölzerne Treppe hinaufzugehen, um die Nägel einzuschlagen, da muß sie irgendein Erwachsener führen. Der Ritter ist eine richtige geharnischte Figur im Helm mit geschlossenem Visier; wer einen Nagel hineinschlagen will, muß eine Krone erlegen; es sind aber der Wohltätigkeit keine Schranken gesetzt. Allmählich haben wir nun wohl derartige eiserne Wehrmänner in fast allen unsern großen Städten, und hoffentlich wird man einige von ihnen als Denkmäler unserer Zeit einmal im Museum aufbewahren. Die Wiener Wohltätigkeit, die sich natürlich während des Krieges sehr gerührt hat, weil es vielleicht in Oesterreich noch mehr Opfer dieses Krieges aus der Zivilbevölkerung gibt

als bei uns, hat ihre besondern Formen. Sie ist manchmal impulsiver, persönlicher als bei uns. So sieht man an einigen Kreuzungen der Ringstraße große Sammelbüchsen, die die Form einer Granate haben. Fast immer, wenn eine Siegesnachricht eingetroffen war, sah man in der letzten Zeit kurz nachher an diesen Granaten einen mit Blaukreide geschriebenen Zettel, der in Anbetracht der neuen herrlichen Taten der Armee zu Gaben aufforderte. Unterzeichnet: „Ein Patriot“ oder „Eine Patriotin“. Und die Nadelstücke klappern dann mit beschleunigtem Tempo in die Büchse; die kleine Schrift macht immer Eindruck. Im Wirtshaus wird jedem Gast bei jeder Rechnung eine Extragabe von 2 Hellern abgenommen; der Betrag trifft den einzelnen kaum, und es kommt auf diese Weise doch eine Menge zusammen. Gesammelt wird in den Wirtshäusern natürlich auch für alle möglichen wohltätigen Zwecke, doch wird man nirgendwo eigentlich belästigt. In bessern Restaurants sieht man wohl Damen, die zu zweien für eine bestimmte milde Stiftung Gaben einsammeln; die eine hält dann stets eine wohlgefehlte Ansprache, während die andere nur stumm die Büchse trägt, einer antiken Jungfrau vom Parthenonfries nicht unähnlich. Auch in Wohltätigkeitsfachen kommt viel auf die Aufmachung an. Viele Leute sind nun einmal so, daß sie einer Dame geben, was sie einem unordentlich und schlecht frisiertem Mädchel, das sich zwischen den Tischen herumdrückt, unwillig verweigern. Auch im Großen und von Amts wegen tut die Stadt Wien sehr viel, um die vielfach durch den Krieg hervorgerufene Notlage zu lindern. Das bekannte goldene Wiener Herz ist keine Legende, das zeigt sich auch auf dem Rathause. Erst kürzlich gab Bürgermeister Dr. Weiskirchner einen Bericht vor den Stadträten über alles, was Wien an Kriegshilfe im ersten Jahre geleistet habe. Es sind eindrucksvolle Zahlen. Die Gallizier, die sich bekanntlich in größern Mengen nach Wien flüchteten — jetzt sind sie meistens schon wieder weg —, kosteten allein dem Staate mehr als 18 Millionen Kronen. Tausende von Mietzinsaushilfen wurden gegeben, Nähstuben eingerichtet, Ausschüsse für notleidende Künstler gebildet und billige Speiseanstalten wie in Berlin eingerichtet. Im ganzen wurden, wie jener Bericht besagt, 440 000 Personen in diesem Jahre mit ständigen Beiträgen unterstützt, die insgesamt mehr als 60 Millionen Kronen ausmachten. Dadurch ist viel Not in der Hauptstadt in einer für die gesamte Monarchie nicht leichten Zeit gelindert worden. Noch anerkannter ist, daß es gelungen ist, Wien in diesen Kriegszeiten vor einer Epidemie bewahren. Wien, gerade am Rande des gesundheitlich einwandfreien Europas gelegen, hat damit dem Erdteil einen Dienst erwiesen, für den man ihm dankbar sein kann.

Musterung.

„Da san m'r schon!“

Die Familie, bestehend aus fünf Köpfen, hält vor einem der hohen Tore, die in den großen Dreherischen Hof führen. Die zwei Buben, ein zwölfjähriger und ein vierzehnjähriger, schlüpfen durch die Einfahrt und schauen mit Neugier zu den Fenstern empor, hinter denen den „Vatt'r“ die Musterung erwartet. Langsam kommen ihnen das Elternpaar und die „Große“, ein siebzehnjähriges blondes Mädel, nach. Der Mann schaut bedeutend älter aus, als er in Wirklichkeit ist. Seine Haltung ist gebückt und an den Schläfen flimmert's ihm entschieden weiß.

„Alstern, du,“ sagt die Frau, durch deren Haar sich auch schon manch ein weißer Faden zieht, „alstern du, das sag' i dir, daß d' m'r net vielleicht mit 'm Rekrutensträuß'l z'ruckkummst! . . . Mach' 'n Mund auf, sag' 'n Dokt'r alles, was d'r fehlt! Hörst d'?“

Sie klopf ihm ein Stäubchen vom Rocktragen, während ihr der Mann ein Weilchen ins Gesicht schaut, auf dem er ein Lächeln sieht, hinter dem sie nur mühsam ihre Sorge verbirgt.

„Mir wer'n schon seg'n, was m'r seg'n wer'n,“ sagt er. „Und wann f' mi pad'n, nur la Lamentabl, Alte! . . . Das muas ma nehmen, wia's kummt!“ Er lacht ermündernd und faßt nach ihrer Hand. „Kinder, wo seids denn? . . . I hab' schon höchste Zeit! . . . Pfiat euch Gott d'rweil! . . . Alstern, brav sein, Muttr'!“

„Ja, ja!“ sagt sie. „Und daß d' 'n Dokt'r alles sagst, vergiß nig! . . .“

Er winkt, geht, und bald hat ihn der große Saal aufgenommen, wo er zwischen den Hunderten, die gleich ihm zur Musterung vorgeladen sind, verschwindet. In dichtem Gewimmel sind sie um die ragenden Ausschristen versammelt, die die Musterungskommissionen bezeichnen, vor denen sie erscheinen sollen. Eben drängt sich durch die um die Tafel „Kommission IV“ Wartenden ein Amtsdienner.

„Siebzehnhundertzwanzig bis Siebzehnhundertsechzig! Bitte um die Vorladungen!“ ruft er einigemal.

Die raschenden Vorladungen, deren Nummern dem Ausruf entsprechen, landen in seiner Hand.

„Alle die Herr'n, die abgegeben hab'n, mir nach!“ Die vierzig folgen im Gänsemarsch dem Manne mit der Amtsklappe, und so oft sich dieser Abmarsch bis in die Nachmittagsstunden von diesen oder jenen Tafeln im Saale aus auch wiederholt, die Zahl der Wartenden ergänzt sich immer wieder aus neuhinzuströmenden Musterungspflichtigen.

Durch die Wartenden, um die vollbesetzten Tische herum, zwischen den Gängen, drängen sich die Kellner.

„Vier g'fällig? . . . Frankfurter angenehm?“

Zu der hohen Decke empor steigt das gedämpfte Gemurmel der Plauschenden, viele verharrten stumm, in sich gelehrt, andere wieder lassen fortgesetzt ihre Blicke durch den Saal schweifen, der ja jetzt, da die „Alten“ drangekommen sind, ein besonderes Bild gewährt. Der Blick des Beschauers fällt auf eine Versammlung gereifter Männer, von denen die meisten in ihrem äußern Zeugnis ablegen von einem Leben harter Arbeit, von Lebensstürmen, die den Körper beugen, das Antlitz falten, die Haare ergrauen lassen.

„Bitte, da san die Frankfurter!“ sagt ein schweißender Kellner und ladet den Teller mit den Würstchen auf einem Tische ab. Er nimmt Geld und Brotmarke entgegen, schaut der Reihe nach die Granthaarigen an, die an dem Tisch sitzen, und schon halb im Fortlaufen sagt er noch:

„Allerweil älter wer'n d' Leut! die i da in dem Saal g' seg'n kriag!“

„Siebzehnhunderteinundsechzig bis Achtzehnhundert! . . . Bitte um die Vorladungen!“ ertönt die Stimme des Amtsdieners.

„Die Herren, die abgegeben haben, mir nach!“

Oben in einem kleinen Saale, wo an den Wänden herum Stuhl an Stuhl steht, geht es zwischen jenen, die die Musterung schon hinter sich haben und die trachten, wieder in ihre Oberkleider zu kommen, ans Ausziehen. Man sieht in Hemd und Unterhose, schaut um sich und schätzt sich gegenseitig auf die Tauglichkeit ab.

„Da drüb'n is heut fleischloser Tag!“ scherzt ein sehr rundlicher, stark glatzköpfiger Mann und deutet mit dem Doppellinn, während er sich mit Neutzen seiner Socken zu entledigen sucht, nach einer Reihe von Leuten, die in ihren Unterhosen durch Magerkeit auffallen.

Sein Nachbar lacht und will für die Geneckten von der Gegenseite Rache nehmen:

„San Sö a Gedienter?“ fragt er den Dicken.

„A Deutschmastr'!“ antwortete der.

„Dann brauch'n S' net so lustig z' sein!“ schreut ihn der andere. „Ihna Wamperl wird Ihna nig nutz'n! . . . Geeignet! . . . Sie müass'n Ihna nur weg'n Ihna Dick'n um an' bequemeren Schützengrab'n umschau'n!“

„Machen S' lane solch'n G'spaß!“ murrte der Glatzkopf verstimmt.

Ein Beamter, der im Saale sitzt, ruft in Pausen die Wartenden auf.

„Herr Georg Huber!“

Der Beamte stellt durch allerhand Fragen fest, daß der, der sich meldete, wirklich der Georg Huber ist, dann weist er nach einem Kämmerchen:

„Bitte, nehmen Sie dort auf dem dritten Sessel links Platz!“

Das Kämmerchen ist der Vorraum zum Zimmer, in den die Kommission waltet. Auf den Sesseln rücken die zu Musternenden vor, wobei sie sich allmählich auch von der Unterwäsche befreien, um dann der Reihe nach nackt und bloß durch einen geteilten Vorhang vor die Kommission zu treten.

In rascher Aufeinanderfolge treffen sich die Eintretenden mit den schon Gemusterten. Die Garrenden begrüßen jeden, der „fertig“ ist, mit neugierigen Blicken:

„Na, was is's?“

„Sehr oft ist „Tauglich!“ die Antwort. Wieder tritt einer zwischen dem Vorhang hervor:

„Ungeeignet!“ lächelt er.

„Warum?“

„Plattfüße!“ ist die fröhliche Antwort.

„Wer so was hab'n könnt'!“ seufzt einer in der Runde lachend, einer, der „fesch beinand“ ist.

Sein Nachbar, ein Mann mit langem, meliertem Vollbart, gibt sich im Gespräch als „ungebient“ zu erkennen.

„Warum sein S' denn damals net g'halt'n wur'n?“ fragt Huber, indem er, schon in nächster Nähe des Vorhanges, sein Hemd über den Kopf zieht.

„Da dran kann i mi gar nimmermehr erinnern!“ antwortet der andere und streicht über sein gelichtetes Paar, „s is ja schon was Gott wia lang her!“

Draußen im Saale teilen sich die Gemusterten in zwei Gruppen: in die Untauglichen, die weggehen können, und in die, die den Weg zum „Schwurkammerl“ zu nehmen haben.

Kriegstypen im Hinterlande.

Den Bestinformierten kennen wir alle. Er ist ein Bruder des witzigen Gesellschafters, der in Friedenszeiten allemal die neuesten, nein, die allerneuesten Anekdoten mitbrachte, und ein naher Verwandter des gewissen weterfahreneren Herrn, der bei den allerüberraschendsten Wendungen stets mit Stolz fragen konnte: „Hab' ich es nicht immer gesagt?“ Nun hat der Krieg dieser angenehmen Menschenpezies ein ganz neues Tätigkeitsfeld erschlossen. Sie gehen herum und wissen mindestens alles, zumeist aber noch mehr. Sie kennen die Pläne aller Heerführer; wenn man die Frage nach dem Zweck der letzten Hindenburg-Offensive diskutieren will, sagen sie geringschäßig: „Das wissen Sie nicht einmal? Hindenburg geht nach Petersburg. Das weiß doch schon jedes Kind. Das habe ich doch schon zu Weihnachten gesagt.“ Und da sich das Gegenteil ganz unmöglich beweisen läßt, ist man blamiert, mag nicht mehr mit den Späßen pfeifen und schämt sich seiner originellsten Ansichten.

Aber nicht nur die wichtigen Züge der Kriegsbewegung sind für den Bestinformierten klar und offenkundig, auch im Kleinen versteht er Großes zu leisten. Die Details sind sogar seine Spezialität, besonders die Zahlen. Er weiß ganz genau, wieviel Italiener am Sonzo stehen, er hat sie nämlich abgezählt. Er vermag auf den Heller zu sagen, wie groß die Kriegskosten der Engländer sind, wieviel Munition die Russen noch besitzen und welchen Wert die Kornspeicher hatten, die man in X angezündet hat. Er kann jedoch auch angeben, wieviel Knöpfe auf einer Uniform sitzen müssen und welches Metallgewicht sie haben. Im Gespräch überschüttet er den unglücklichen Partner mit einem Saugel von Ziffern, bis einem nichts übrig bleibt, als Mund und Ohren aufzusperrn und sich auf demütige Bewunderung, mit innerem Grimm garniert, zu beschränken.

Woher der Bestinformierte seine strahlende, alles niederbügelnnde Sachkenntnis besitzt, ist nur in den seltensten Fällen zu begreifen. Daß sie nicht aus seiner bürgerlichen Alltagsphäre stammt, ist jedoch völlig sicher. Denn der Bestinformierte hat immer einen ungeheuer friedfertigen Beruf, meistens ist er Professor oder sollte es wenigstens sein. Denn er hat es sich in den jetzigen Zeiten zur Aufgabe gemacht, alle Mitbürger über die wichtigsten Kriegsvorgänge zu belehren, und betrachtet es als seine heilige Pflicht, das politische und strategische Gras nicht nur wachsen zu hören, sondern alle anderen geistig minder Bemittelten — und das sind nach Ansicht des Bestinformierten ziemlich viele — an dieser Segnung teilnehmen zu lassen. Niemand kargt der Ehre mit seinen Nachrichten, die verlässlich sind wie Rechnungsergebnisse, die nicht von mir herrihren, mit seinen Urteilen, gegen die es keine Einwendung gibt, mit seinen Prophezeiungen, die auf festem Grunde ruhen.

Wenn aber der Bestinformierte auch jetzt verständlich alles weiß, ist damit noch durchaus nicht behauptet, daß er auch alles sagt. Das kann er natürlich nicht. Er hat seine Rücksichten zu nehmen bei seinen Beziehungen, nicht wahr? Man erweist ihm ja allseits Vertrauen, sehr schmeichelhaftes Vertrauen sogar, aber er muß nun dafür schweigen können. Was er jedoch nicht sagen darf, versteht der Bestinformierte mit Meisterhaftigkeit anzudeuten. Die geheimnisvolle Pythia könnte sich vor dieser Virtuosität der ausdrucksvollen Dunkelheit verstecken. Will oder kann aber der Zuhörer die nachdrücklichsten Anspielungen nicht verstehen, so bedeutet ihm der würdige Vermittler zwischen dem obersten Kriegsrat und dem Publikum: „Ich könnte Ihnen ja etwas erzählen. Da würden Sie staunen. Und ich habe es aus bester Quelle. Aber, Sie begreifen, ich kann mich dem doch nicht ausliehen, vor ein Kriegsgericht zitiert zu werden. Und bei dieser Wichtigkeit der Sache...“ Begreift man noch immer nicht und

wird nicht neugierig, so ist man ein stumper, absolut unintelligenter Mensch und hat die geistige Minderwertigkeit der Frau wieder einmal schlagend bewiesen. Begreift man aber und bringt das ersehnte Stichwort: „Ich bitte, sagen Sie mir es doch!“, so neigt sich der Bestinformierte huldvoll herab und flüstert einem nebst leidenschaftlichen Stillschweigenbeschwörungen ins Ohr, daß auf einer Bahn größere Truppentransporte nach einer gewissen Richtung bevorstünden, daß ein neutraler Staat eine Rundgebung im bestimmten Sinn erlassen würde, und daß das Regiment — Sie wissen schon, welches ich meine — gegen den Punkt, von dem man so viel gesprochen hat, losgehen würde, bis die entsprechenden Vorkehrungen getroffen sind. Dann vertraut er mir noch an, wieviel Tuch die Brüner Fabriken im letzten Monat geliefert haben, hat mir nichts, aber auch gar nichts gesagt und ist ein großer Mann. Die Andeutungen des Bestinformierten haben die besondere Eigentümlichkeit, daß man sie nach allen Richtungen auslegen kann, und die Zahlen —. Ich muß bei aller angeborenen Hochachtung vor Ziffern doch immer an Till Eulenspiegel denken, der bekanntlich erklärt hat, die Erde hätte 4267 Meilen im Umfang, und wer es nicht glaubt, soll einen langen Strich nehmen und nachmessen. Der Bestinformierte kann mir ruhig erzählen, daß wir 225-3 Meterzentner Weizen ausführen; er kann ebenjogut auch zwei Millionen oder 2½ Meterzentner sagen; wenn ich nur Zahlen höre, so glaube ich es. Ich habe auch nie einen genügend langen Strich zum Nachmessen zur Hand.

In der Kriegs-Sommerfrische feiert der Bestinformierte hohe Feste. Er sammelt alsbald eine andächtige Gemeinde um sich, die ihn zweimal des Tages zum Rathhaus begleitet, wo der offizielle Bericht angehängt ist, den er schwungvoll erläutert: „Ja, dort sind wir vorgezogen. Der Vorstoß war zu erwarten. Das hat seinen ganz besonderen Grund. Das muß man nur verstehen. Ich weiß das schon seit langem. Aha, sehen Sie, dort geht es auch jetzt los! Das habe ich Ihnen aber schon gestern gesagt — nicht wahr?“ Und da möchte ich den Zuhörer sehen, der die Nachlosigkeit hätte, nein zu sagen.

Bedrohlich wird die Situation nur, wenn im Ort ein Gegenpapst aufsteht. Und dann, aber auch nur dann, kann es geschehen, daß im Wettstreit der Bestinformiertheit die Quellen aufgedeckt werden. Das ist nicht unbedingt ruhmreich, aber für die Gemeinde ist es fast immer amüsant, und der Sieger kann der allgemeinen Dankbarkeit sicher sein.

Kriegsleben im fünfzehnten.

Die weibliche Spielart der Bestinformierten ist die kriegserfahrene Hausfrau. Obwohl es den historischen Berechnungen nach unmöglich ist, hat man bei den allermeisten tüchtigen Hausfrauen den Eindruck, als hätten sie förmlich Übung im kriegerischen Hauswesen. Sie wußten vom ersten Augenblick an nicht nur, daß die Lebensmittel teurer werden würden, sondern sie kauften zu Zeiten, da unsrerer noch den Krieg für eine ausschließlich militärische Angelegenheit hielt, schon Mehl, Bohnen und Seife. Ein wundervolles Ahnungsvermögen lenkte ihre Schritte vom Anfang an zu den richtigen Gändlern; sie haben auch zu Kriegszeiten die billigsten „Quellen“, und diese Quellen, ach! fließen nur für sie. Jeder neue Fortschritt in Galizien, überhaupt jedes Ereignis des Krieges, setzt sich augenblicklich in eine hauswirtschaftliche Aktion um. Als Italien uns den Krieg erklärte und wir alle von Trenbruch und nationalen Unterschieden, von sittlicher Berechtigung und frevelhaftem Uebermut sprachen, ging die kriegserfahrene Hausfrau auf den Markt und kochte in weiser Voraussicht Spargel und Kirschen ein. Als unsere siegreichen Truppen in Galizien weiter vordrangen und wir Fahnen ans Fenster hängten, ließ sie die alten Petroleumlampen instand setzen und schaffte einen Petroleumkocher an. Ein untrüglicher Instinkt heißt sie immer die entsprechende Küchenreplik geben. Sie scheint seit dem Balkankrieg Semmelbrösel gespart zu haben, und ihre Schokoladenvorräte stammen gewiß noch von der Annektionkrise. Vielleicht fühlte sie schon damals die kommenden Preise. Von wannen kam ihr dieses wunderbare Wissen?

Es gibt eben immer Menschen, die mit einem so kolossalen Talent zur Erfahrung zur Welt kommen, daß sie alles schon erlebt zu haben scheinen. Sie sind jeder Situation gewachsen. Das ist nicht Klugheit, nicht Bildung, nicht Berechnung, es ist Routine ohne Übung. Das klingt sehr wißig und paradox. Aber wer nachdenkt, der findet gewiß in seinem Kreis ein paar von diesen „geborenen Routiniers“. Und er findet auch — o, daran ist gar kein Zweifel! — eine ganze Kollektion von kriegserfahrenen Hausfrauen und Bestinformierten.

Sie sind sehr verwendbare und harmlose Menschenforten. Nur eines vertragen sie nicht, und das ist Widerspruch. Wer es wagt, eine Meinung zu haben, oder — was jetzt dasselbe ist — ein Gedächtnis für die Meinung anderer, der weiche dem Bestinformierten aus. Und wer sich erfreuen will, für ein Ei elf Heller zu zahlen, wenn die kriegserfahrene zwölf gezahlt hat, der schäme sich lieber gleich in den Erdboden hinein. Es wird ja bestimmt, weder an der Käuferin, noch am Ei — wenn ich so sagen darf — ein gutes Haar bleiben. Das Ei wird verdächtigt werden, von einem Gänsezwerge, von einer Blindschleiche oder von einem Ruckel herzurühren, und der Ursprung der hauswirtschaftlichen Kenntnisse der Käuferin wird noch schlimmer gekennzeichnet werden.

Nein, nein, wenn die kriegserfahrene etwas rät, so gibt es kein Widerstreben. Wenn sie meinen sollte, daß mit der Einnahme von Warschau die Lüllschleier im Preise steigen, so werde ich meine Kästen mit Lüllschleiern füllen und sie gegebenenfalls in Essig einlegen, denn sie hat immer recht. Ebenso wie der Bestinformierte. Und alle Tage, morgens und abends, bete ich voll Ernst und Andacht:

Gott weiß viel, mehr weiß der Professor,
Gott weiß es gut, er weiß es besser.

Alara Mantner.

15. / III. 1915

Im Stammeisl.



„Ganz recht dieser Befehl, daß ma in Wien mit d' französischen, englischen und no so fremdsprachigen Firmatafeln auframa soll, ganz recht,“ sagte Stiehler, und Spannagl, der ihm wiederholt zugehört hatte, setzte hinzu:

„Frei! Frei! D' hohe Behörde hat 's eigentli den G'schäftsleuten amol schon verboten. Aber vielen von denen Modewar'nhandlern muas m'r alles zwamol sag'n und bis ma ihua net mit 'n Steck'n kummt, is grad a so, wie in Wind g'redt, wann a der Befehl von aner hohen, löblichen Behörde kummen is.“

„I bin zufällig no nia in Paris und a no nia in London g'wes'n,“ sagte Schwasser, „und was alstern a net, wie dort bei die G'schäftsleut' so der Brauch war, aber i kann 's net guat glaub'n, daß in Paris a Modewar'nhandlung beispielweis „zum Stoß-im-Himmel“ g'has'n, oder daß a Modeschantmod in London dem ihrigen G'schäft 'n Nam' „zum alten Kuchfuß“ geben hätt'“ ...

Ein herzzerreißendes Stöhnen, das sich der Seele Oberbergers entrungen hatte, fuhr dazwischen.

„Was hast denn, Oberberger?“ fragte ihn, zusammenfahrend, Spannagl.

Erzürnt ließ Oberberger die Blicke über die Tafelrunde schweifen und antwortete: „I kann 's net begreif'n, wie bloß der Schwasser, was do sunst so kwißkwaß a G'müatsmensch is, von an Stück Alt-Wien, was aber schon 's Heiligste g'wesen is, a so daherred'n kann, als wann von der Spinnerin am Kreuz oder der Simmeringer Had, wo 's an Schneider hat verwahrt, d' Red' sein möcht. Der alte „Kuchfuß“, a Wirtshaus, wo no in der guaten alten Zeit d' unfrigen Vorfahr'n s'beste Bier biberlt hab'n und wo ma um a Zwanziger an Schwomma hat kriag'n können, an dem heutz'tag zwanzig auspiachte Köhr'n im Griach'ubeiß'l guua hätt'n, is jetzt a auf Kimmewiederschau'n in Abrahams Schnappsfack eina und i hab' a net g'lesen, daß dem teuern Verbliebenen a gerührte Nachred' wo g'halten word'n is. O, Du undankbare Menschheit! I pfeif' auf Di!“

„Derstöß' Di bloß net!“ rief ihm Stiehler zu. „M'r wird do net heutz'tag a G'ferres draus mach'n, weil an alt's Beisl eingangen is. 's wird leicht 's ane und 's andere no eingeh'n, von dem mir glaubt hab'n, 's sieht mindestens so fest wie der alte Steiff'l und ohne dem ma si Wien gar net denken kann, wie zum Beispiel der Stoß-im-Eisen. Woll'n ma hoff'n, der liebe Herrgott wird uns und unseren deutschen Brüdern 'n Siag geb'n, daß nach 'n Kriag vieles anders werd'n wird, wie 's heut' is, das is Numero sicher und das lass' i mir von san ausred'n.“

„Bloß vielleicht net d' hohen Preis,“ rief Schwasser. „I hab's no net erlebt, daß G'werbsleut' in Wien billiger san word'n, ah konträr, wann a 's Mehl bei d' Müllermaster um d' Halbscheit wie früher z' hab'n war, hat der Knödl do no alleweil an Guld'n kost! Bei uns in Wien wird, grad was d' hohen Preis' betrifft, für g'wis alles beim alten bleib'n und viel Bäck'n werd'n si vom Herrn Bürgermeister und a von der G'nossenschaft nix d'reinred'n lassen. Uns 'n Müllermehl, was kriag'n wird für Kundschaften, dö was springa und si überhaupt net spott'n lass'n, a Hans Weißgebäck bach'n, knusperige Kaisersemmel und vielleicht a mürbe Kipfeln, für d' anderen P. T. Kundschaften werd'n d' schwarz'n Sahmpak'n no lang gut guua sein müass'n.“

Spannagl schüttelte unwillig das weise Haupt. „Geh', Schwasser,“ sagte er, „sei so guat und blamier' Di net. Jetzt, wo von der hohen Behörde geg'n d' Preistreiber so energisch losgangen wird, werd'n si die Bäck'n, d' Fleischhacker, d' G'mischtwar'n-

händler und wie s' alle san, do a biss'l z'rückhalt'n, glaub' i. Glaubst Du's net a, Oberberger?“

Im Tone wehmüttsvoller Entjagung erklärte dieser: „I glaub' schon an alles, bloß net, daß 's Bier süßiger und a no billiger werd'n wird. I hab' 'n Schauerl recht gern g'habt, wann er imrigens amal von mir bei d' Ohrwaschl padt oder schopsbeutel word'n is; das hat meiner Sympathie für eahm net g'schad't, lan Alzerl net. Aber seit der gottsverflucht'n Teuerung hab' i rein an Haß auf den Buab'n kriagt. Was den Lausbuab'n anschauts, is der a schon a Preistreiber, a Buacherer, a Blutsauger. „Mir setz'n no zua,“ sagt der Strabanser, mir müass'n no d'raufzahl'n,“ jagt der Bülcher, „Sö werd'n no 'n liab'n Herrgott dank'n, wan S' überhaupt an Fensterchwiz kriag'n, weil si heutz'tag's Wirtsg'schäft eh nimmer auszahlt,“ jagt der Platt'nbuader, wann i mi beim Wirt oder beim Leopold über d' unchristlichen Preis' beschwür'. I sagert nix, wann d' Russ'n und d' Franzosen Bier kauf'n möcht'n. Nobel wie mir do schon san und wie uns der Kriag a net anders g'macht hat, kriag'n d' G'fangenen net bloß a guats Paperl bei uns, sö derk'n si, wann s' a Gerscht'l hab'n, a was z' trinken kauf'n. In Gott's Nam'! Leb'n und leb'n lass'n, wann 's a bloß der Feind is. Aber dö Fallott'n, dö trink'n ja la Fivo net, d' Russ'n net und a net d' Franzosen. Alstern, wann uns dö zwa Million G'fangene 's Bier net vom Müul wegajauf'n, z'weg'n warum, frag' i, is nacher net quua Bier da und is dö, was ma kriagt, so sündhaft teuer, daß von aner richtigen Bettishwar'n bei d' i e Zeiten nimmer d' Red' sein kann.“

„Ja, ja, Herr von Oberberger“, ließ sich nun hinter ihm eine piepsende Stimme vernehmen: „s is freili a Kreuz, aber daß sie z'weg'n Ihnen der Wirt z'grundricht'n soll, dö, sö können Sö do a net verlang'n.“

In selben Augenblick hatte Oberberger die Ohren Schanerls auch schon zwischen seine Finger und er rief dem Oberkellner zu: „Leopold, geb'n S' ma a Portion Kren, i möcht' der Meinigen a Kalbsohr mit Kren hambringa,“ sah jedoch zugleich auf die Wanduhr, ließ den Pikkolo wieder laufen und schloß: „Na, Leopold, lass'n Sie's liaber, 's geht auf zeh'n und da mag 's der Alten bereits a bisserl z'spat sein.“

Zahlte und ging.

Thomas Berger.

16./III. 1915

Abends im Prater.

Wer noch daran gezweifelt hat, daß Wien eine lustige Stadt ist, der gehe jetzt inmitten des Kriegsrubels in den Prater. Tausende von Wiener Familien spüren den Krieg unmittelbar. Ihre Söhne, ihre Väter stehen im Feld, sind vielleicht schon gefallen oder verwundet oder erkrankt. Abertausende von Familien leiden mittelbar unter dem Kriege. Das Geschäft, das sie nähren soll, liegt brach oder trägt infolge der hohen Arbeitslöhne und Hochlofpreise nur geringen Nutzen, der durch die Verteuerung der ganzen Lebenshaltung noch geringerer erscheint. Oder die festen Bezüge, auf die sie angewiesen sind und die, abgesehen von den der kleinsten häußlichen und staatlichen Angehörigen, welche Teuerungszulagen erhalten, dieselben sind wie in Friedenszeiten, erweisen sich bei der allgemeinen Steigerung der Preise als zu knapp und zwingen zu Einschränkungen. Aber trotz alledem ist die Lebenslust dieser Stadt unverändert. Ihr äußeres Bild zeigt die Uniformen, die verwundeten und invaliden Krieger, die Notekreuz-Schwärzer, die Trauerkleider, die das Kaleidoskop des Straßenbildes bereichern, niemand würde aus dem Straßentreiben schließen können, daß der Kriegsgott über dieser Stadt seine Geißel schwingt. Der Geschäftverkehr braust wie gewöhnlich durch die Straßen, die Kaffeehäuser sind zu allen Tages- und Nachtzeiten voller Menschen, in den Wirtschaften klappern die Bier- und Weingläser und die Keller bis spät in die Nacht, die Kinos locken durch schreiende Bilder aus dem Szenarium ihrer Schauerdramen ihr Publikum, das sich vor jeder Vorstellung zu ihren Rassen drängt, der Korsostrom flutet vielleicht noch breiter über die Ringstraße, die Körntner Straße und den Graben, und die Frauenvwelt geht nicht sparsamer um mit ihren Reizen. Aber am kräftigsten schlägt einem die unerschütterliche Lebenslust dieser Stadt entgegen im Prater.

Wie gewöhnlich schallt einem hier schon am Eingang, dort, wo am Praterkern auf hoher Säule Seeheld Legethoff thronet, die ungeheure Lönestut von zwei Dutzend Riesendrehorgeln sinnbetörend in die Ohren. Ein Lichtmeer strahlt aus Schaubuden, Karussellen, Rutschbahnen, Grottenbahnen, Kinos театern und Dutzenden von Gastwirtschaften. Damen- und auch männliche „Salonkapellen sind in vollster Tätigkeit, und das bekannte „pfeifende“ Holz, die schmachthafte Wiener Geige, erquält die Luft- und die Zaungasse der Wirtschaften wie sonst. Auf Freiluft- und andern Bühnen „produzieren“ Artisten ihre turnerischen und mimischen Künste, reißen Komiker ihre turnerischen schmetternden Sänge und Sängertinnen die beliebtesten Schlager, die wohl auch mal dem Kriegsgott ihren Tribut zollen. Die bevorzugten unter den Gastwirtschaften sind gestopft voll, an allen Tischen wird mit großem Appetit und ohne Schonung der Börse gefaselt und getrunken, die Kellner laufen schweißtreibend, die Bäuste voll Biertrügel oder einen Turm von Gerichten auf dem linken Arm aufgeschichtet, durch die Tischreihen, der „Broschiant“ preißt sein „frisch Hausbrot“ mit schriller Knabenstimme an und verkauft es sogar sträflingerweise ohne Brotmarke, und der „Salonmusik“, obwohl sein Gewerbe von den verhassten „Kabelmachern“ eingeführt worden, findet mit seiner leckern Salami

und seinem lastigen Schweißergüß trotz unerhörter Preissteigerung reizenden Abjatz. Die Speisefarte hat ein kriegsmäßiges Aussehen nur in der Preisrubrik, die allerdings eine Verdoppelung der Preise ausweist. Die Fülle der Gerichte hat keine Änderung erfahren. Selbst an „fleischlosen“ Tagen kommt jeder Schlemmer auf seine Rechnung. Das ist von Leber, Lunge, Speisen von der sogenannten „Dinneret“, das ist von Hühner, Hirn, Zunge, Euter, oder von Hammel und Lamm verköchelt, auf der Karte Gans- und Entenbraten und die verlockendsten Fischgerichte. Aber gebakenes „Lammernes“, d. h. Lammfleischstücke, die paniert und in Schmalz ausgebacken werden, mit frischem Salat wird auch von ihm geschätzt, während er feinsches „Schöpfernes“, das ungefähr dem Drisch Stew entspricht, als Wiener gewiß nicht bestreift. Unter den Gassen sind viele Heugraue, in den besseren Wirtschaften Offiziere und Offiziersaspiranten mit den Abzeichen der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst, die auch die Landstürmer tragen dürfen, wenn sie einjährig-freiwillig hätten dienen können, in den minderen Unteroffiziere und Gemeine. Und obwohl das Militär im Prater stets die führende Rolle spielt, merkt man doch jetzt an ihm, daß Krieg ist. Und das ist fast das einzige kriegerische Merkmal in dem Gesellschaftsbilde des Praters. Denn das Heugrau der Uniform, die große Zahl der Kriegsauszeichnungen, die verweilerte Gefächsfarbe der Krieger, die nur der wirkliche oder der vorbereitende Felddienst erzeugt, hier und da auch der Arm in der Schlinge oder das humpelnde, durch einen Kniestock gestützte Bein gemahnen einbringlich an den blutigen Ernst der Zeit. Sonst macht sich der Geist des Krieges unter diesen fröhlichen, schmausenden Menschen nur noch bemerkbar, wenn die Kapelle ein militärisches Stück spielt, worin das Prinz-Eugen-Geb und der Radetzkymarsch nicht fehlen darf und das in die österreichische und deutsche Kaiserhymne auslingen muß. Dann erhebt sich alles, die Männer entböhnen das Haupt oder legen die Hand militärisch grüßend an die Mütze, und lautier Beifall ertönt, wenn das Stück zu Ende ist. Wehe dem, der sich aus Unachtsamkeit, weil er gerade zu lechhaft mit seinem Verlingsgericht beschaffigt ist, gegen diesen kategorischen Brauch vergeht; er wird höchst unanständig an seine patriotische Pflicht gemahnt. Auch die Zaungasse, die draussen lauschen, beteiligen sich an dieser vaterländischen Kundgebung.

Macht man nach beendeten Abendessen noch einen Verdaunungsummel durch die Budenreihen, so kann man überall feststellen, daß die bunte Uniform, auch wenn sie heutzutage ist und einen Landstürmer umkleidet, ihren Reiz auf die holde Weltlichkeit ausübt. Marinka und Marujiska brauchen halt etwas fürs Herz, was das weit draußen an der Front steht, vielleicht schon gefallen ist, so muß auch wohl der Landsturm Erjatz leisten. Bieten der Pärchen, die da herumtreiben, sieht man es an, daß sie schon vor dem Kriege sich zusammengesunden hatten, als „er“ noch ein Zivilist war. Damals hat „sie“ vielleicht im Stillen darüber gegreint, daß der ihre den Stempel: Staatsstrüppel trug, weil man ihn bei der Musterung nicht „g'hasten“ hatte. Nun ist er doch bei der Landsturmuniformerung selbstdienfttauglich gefunden, der Matel der Krüppelhaftigkeit, will sagen der beschränkten Mannhaftigkeit ist von ihm genommen worden. Kann man es ihr verdenken, daß sie darüber stolz ist und nun am Arme ihres neugeborenen Landsturmrekruten herumflaniert wie mit

einem echten? Bei andern Pärchen erkennt man jedoch, daß sie die neue Gelegenheit erst zusammengeführt hat. Die süßengebliebenen durch des Krieges rauhe Hand schon wieder feigewordenen Rücken haben sich eben am Landsturm schadlos gehalten. Das wirbelt nun durcheinander, fährt Karussell, am liebsten auf dem, wo die auf beweglichem Untergerüst hin und her pendelnden Holzspinde durch Vor- und Zurückbewegen des Reiters eine wilde Reibbewegung vorwärts, geteilt auf feuerisprühendem Drachentier in die gruselige Märchenwelt der Grottenbahnen, macht nerventzählende und atembeklemmende Fahrten auf allerlei Rutschbahnen, läßt sich die Freunden einer Zeppeleinreise in dem Luftschiffkarussell vorwärts oder macht wirkliche, urchomisch wirkende Reitübungen auf den Gassen des Hippodroms. Besonders umlagert sind die Schießbuden, die im Prater schon längst die lebenden Ziele eingeführt hatten, bevor es überhaupt die Kinos gab, die ihnen jetzt damit Konkurrenz machen. Jetzt hat eben, was früher ein Spiel war, seine ernste Bedeutung, die „Aug“ und Hand für's Vaterland ist jetzt nicht bloß ein gedankenlos nachgeplapperter Sinnenprach. Mancher nimmt hier Gelegenheit, seine Trefflichkeit zu erproben, die er draußen im Feld oder dem Gerichte bewähren soll. Die auf dem Wasserstrahl tanzende Eierschale oder Glashohlfugel ist ein gutes Ziel, das mit seiner ungleichen Beweglichkeit einen sichern Schützen erfordert, und wer mit wirklicher Zielmunitio schießen will, findet einen verkleinerten Scheibenstand, wo er mit Gewehr oder Pistole nach Miniaturischießen und laufenden Hasen schießen kann. Ein bißchen denkt da wohl jetzt jeder, der den Finger an den Abzug legt, an den Ernstfall. Wenn er dabei noch den Nebenzweck verfolgt, den Linschpenden und namentlich seiner Erwählten zu zeigen, was für ein forscher Kerl er ist, so wird man ihm das nicht übelnehmen. Gegen 9 Uhr beginnt der Rehras im Prater. Die Sorge vor dem torporierenden Hausmeister, der nach 10 Uhr sein Sperrschloß fordert, treibt die meisten nach Haus. Der Zapfenstreich aber ruft den Soldaten ins Quartier. Ein Teil der Landstürmer hat einen kurzen Heimweg, denn er haust in einigen der großen Langsäle des Praters, die der Militärklub (im österreichischen Amtsstil das Arar) als Herberge requiriert hat, jetzt in der schönen Sommerzeit gewiß ein luftiges Quartier. Und mit dem Ruf des Hornisten entleert sich darum die Budenwelt des Praters. Nur in den bessern Wirtschaften, wo die Leute verkehren, die den Sperrschloß nicht scheuen, oder den eigenen Haus Schlüssel haben, dauert das Treiben noch, bis die letzte Elektrische heimfährt.

16. VIII. 1915

* (Einrückten!) Der heutige Tag ist für viele Tausende von Familien, aber auch für das große öffentliche Leben, ein recht bedeutungsvoller. Die bei der Nachmusterung tauglich Befundenen der Jahrgänge 1878 bis 1886, also die 29 bis 37jährigen, deren Einrückung ursprünglich schon für den 15. Juni anberaumt, dann bis zum 15. Juli und hierauf bis 16. August verschoben worden war, mußten sich heute früh 8 Uhr zum Dienstantritt melden. Es sind zum größten Teile schon Familienväter, gesetzte Leute, aber alle folgen gerne dem Rufe des Vaterlandes. Schon der

gestrige Tag stand im Zeichen der Einrückung, überall auf den Bahnhöfen sah man die Männer mit dem typischen kleinen Koffer oder dem Rucksack, umgeben von Frau und Kindern oder anderen Angehörigen, zur Abreise an ihre Präsentierungsstationen bereit. Und heute strömten sie in Wien zu Hunderten und Hunderten der Rennweger und der Landwehrtasferne zu, um sich zur Präsentierung zu melden. Auch hier vor den Kasernentoren gab es manch rührende Szene, doch war der Abschied nicht allzuschwer, denn vorläufig, bis die Zeit der Abrichtung vorüber ist, bleiben ja die Meisten in Wien und haben damit die Möglichkeit, die Eltern zu besuchen, bis dann auch für sie die Stunde kommt, die sie zum Abmarsch ruft, zum Kampfe wider den Feind, zu des Vaterlandes Schutz und Wehr.

Sport im Krieg.

Nie hatte der Wert des ständigen modernen Sportbetriebes eine so richtige Einschätzung erhalten, als nun, da die Erfahrungen des modernen Krieges gelehrt haben, daß die Widerstandskraft der sporttreibenden Jugend und der in Sportsübung gestählten Männer viel zur gemeinsamen Ueberwindung der übermächtigen Feinde beigetragen hat, weil das aus diesen Elementen zusammengesetzte Volkshier den Strapazen und fast übermenschlichen Anstrengungen trotzte und sie ertrug. Während sich im Felde die wohltätigen Folgen der Sportpflege geltend machen, hat man während des Krieges im Hinterland den Sport recht stiefmütterlich behandeln müssen. Die Gründe dafür sind vor allem darin zu suchen, daß es an den Ausübenden fehlt, und des weiteren, daß das allgemeine Interesse der Bevölkerung sich den hochernsten Fragen der Zeit und den Kriegsergebnissen zuwendet und sich fast allen übrigen Veranstaltungen entzieht, wenn sie nicht irgendwie in besonderem Zusammenhang mit den aktuellen Ereignissen stehen; außerdem auch, so insbesondere beim Rennsport, das Verlangen der Einhaltung gewisser Formalitäten von seiten der Behörden, die bestrebt sind, den Ernst der Zeit in den Veranstaltungen zu betonen und gegen ihm verstößende Veranstaltungen nicht zuzulassen. Zu diesen Veranstaltungen wurden von den österreichischen Behörden die Pferderennen mit Totalisateuren gerechnet, der den Wiener Pferdesportvereinen nicht zugesprochen wurde, so daß, zumal man das Beispiel Berlins, das Rennen ohne Totalisateuren veranstaltete, nicht nachahmen wollte, die Rennen seinerzeit unterblieben. Es waren wiederholt Termine für die Abhaltung von Rennen vorgesehen, doch sind die Verhandlungen wegen der Bewilligung des Totalisateurs ohne Ergebnis gewesen, und die Meetings wurden immer wieder abgesagt. Erst in den letzten Tagen kam es zur Bewilligung des Totalisateurs auch für Oesterreich, und die ersten Trabrennen stehen bereits im Kalender des laufenden Monats. Die Herbstmeetings für September, Oktober und November erscheinen von den Rennleitungen gleichfalls ausgeschrieben. Während die ungarischen Rennen in Ulag abgehalten wurden, gab es in der Wiener Kriegssaison kein Wettspiel. Ein in der Kriegszeit überhaupt nicht betriebener Sport ist der Automobilismus. Im Frieden gab es das ganze Jahr über automobilsportliche Veranstaltungen, denn außer der vom Automobilklub veranstalteten alljährigen Alpenfahrt, wurden kleinere von den einzelnen Klubs veranstaltete Konkurrenzen gefahren. Nun ist der Automobilsport freilich brachgelegt, denn die Mehrzahl der Automobile steht im Felde in Verwendung und was übrigbleibt, tut praktischen Verkehrsdienst — soweit die Betriebsmittel reichen.

Radfahren, ein Sport, der in den letzten Jahren schon zur Friedenszeit sich keiner besonders warmen Pflege bei uns erfreute, wird derzeit gleichfalls wenig geübt. Die jungen Mitglieder der Radfahrerklubs sind als freiwillige Fahrer ins Feld gerückt, und die älteren Radfahrer haben zurzeit wenig Freude zu gesonderten Fahrten, geschweige denn zur Veranstaltung von Tourenfahrten oder Rennen.

Weit stärkere Übung fand trotz der Kriegszeit und trotzdem der Hauptteil dieser Sportleute Kriegsdienst leistet, der Körpersport. Wenn auch eine schwache, so war es immerhin eine Saison, die der Fußballsport in diesem Frühjahr hatte, die sogar in einer Saison, die jetzt im August beginnt, ihre Fortsetzung findet. Die Klubs waren freilich übel daran, denn fast jedem von ihnen fehlten ein paar Meisterspieler, die sonst den Sieg entschieden. So war es denn auch stets ein ungleiches Spiel, nach dem die Qualität der Klubs nicht beurteilt werden dürfte. Der Fußballverband veranstaltete in der Kriegsfrühjahrsaison Kriegsmeisterschaften, die mit schließlich ganz guten Resultaten abgehalten wurden. Eine der letzten dieser Veranstaltungen, die mit einem leichtathletischen Meeting verbunden war, stand im Zeichen der Kriegsfürsorge. Unter den übrigen leichtathletischen Veranstaltungen waren jedenfalls von größter Bedeutung — wenn auch bei schwachem Besuch abgehalten — die Konkurrenzen der Mittelschüler, denn sie zeigten die großen Fortschritte in der körperlichen Heranbildung der Jugend. Mittelschülerkonkurrenzen waren es auch, die heuer im Fechten, in der Pflege des Fechtsports eine große Rolle spielten und gleichfalls schöne Ergebnisse zeigten. Dem Fechtsport wurde übrigens in den bedeutenden Klubs trotz der Abwesenheit einer Reihe von Mitgliedern viel Aufmerksamkeit und Übung zugewendet, ohne daß es freilich zu größeren öffentlichen Veranstaltungen kam.

Schwimmen und Rudern wurden nur in sehr beschränktem Umfang gepflegt, denn gerade von diesen Sportlern, durchwegs kräftigen, jehningen Menschen, sind fast alle zum Militärdienst einberufen worden. Der Schwimmsport wird derzeit von den Damen betrieben, die sich eifrig

dem Training widmen, um für die Meetings nach dem Kriege einen Vorsprung in der Leistungsfähigkeit gegenüber den dann zurückkehrenden ungeübten Schwimmern zu gewinnen. Jedenfalls ist zu erwarten, daß bald nach Ende des Krieges sich das Sportleben lebhaft entwickeln wird, denn das Versäumte muß nachgeholt werden.

* Vor der Musterung. Wir erhalten folgende Zuschrift: Ich komme morgen zur Musterung. Jeder, dem ich es erzähle (und ich erzähle es jedem), lacht. Lacht! Ich verstehe dieses Benehmen nicht. Denn mir ist gar nicht zum Lachen. Natürlich, ich weine auch nicht. Ich weiß: jetzt ist nicht Zeit zu klagen, jetzt gilt es zu handeln. Die Musterung ist eine ernste Sache; man kann sich bei ihr den Tod holen. Also muß ein ernster Mann, bevor er zu ihr geht, seine Angelegenheiten ordnen. Mein Testament liegt auch schon beim Notar. Ich habe, das darf ich wohl sagen, das Leben nie leicht genommen: wenn je einer den Ernst des Lebens begriffen hat, so bin ich es. Darum habe ich auch die Vorbereitungen zur Musterung mit der Aufsehung meines letzten Willens nicht für abgeschlossen gehalten. Ich habe viel mehr gemacht als ein Testament. Seitdem ich die Vorladung zur Musterung in Händen habe, ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht über die Frage nachgedacht hätte: Wie komme ich los? Ich bitte, ja nicht an meine Drückebergerei zu denken. Die liegt mir fern. Ich möchte mich selbstverständlich aus der Affaire ziehen, aber nur mit Ehren. Und das ist möglich. Es handelte sich für mich also nur darum, diese Möglichkeit zu schaffen. Ich beschloß zunächst, meinen körperlichen Zustand zu erforschen, selbstverständlich mit jener Gewissenhaftigkeit, die seit jeher all mein Tun auszeichnet. Dabei fiel mir natürlich vor allem ein, daß ich in meiner Jugend bei allen drei Stellungen wegen allgemeiner Körperschwäche für untauglich erklärt worden war. Allgemeine Körperschwäche — das ist schon etwas. Eine Operationsbasis zum mindesten. Besonders wenn irgend eine besondere Schwäche sie ergänzt. Die galt es also ausfindig zu machen. Da ich ein leidenschaftlicher Virginierraucher bin und in den fünfundsiebenzig Jahren meines Lebens ungezählte Sektoliter schwarzen Kaffees verköhlet habe, so meinte ich, besonders da ich beim Bergsteigen Herzklappen habe, es wäre nur recht und billig, wenn ich ein Herzleiden hätte. Zu dessen genauerer Feststellung ließ ich mich von meinem Freunde Alfred, einem genialen Arzte, untersuchen. Aber in der Not sind Freunde selten: nach beendigter Untersuchung bot mir der schöne Alfred mit einem spöttischen Grinsen eine Virginier an. Nach einer fünfundsiebenzigjährigen, durch keinen

Nikotin getrübbten Freundschaft! Diese Gemütsroheit erschütterte mich tief, aber Herzleidend wurde ich auch dadurch nicht. Zum Glück bin ich aber schwerhörig. Ging also zu einem berühmten Ohrenspezialisten. Der bot mir zwar keine Zigarre an, dafür verlangte er aber nach der Untersuchung, milde Lächelnd, zwanzig Kronen. Im übrigen half er mir so wenig wie mein treuloser Freund: ich sei wohl im gewöhnlichen Sinne des Wortes schwerhörig, aber im militärischen Sinne sei ich es nicht; denn beim Militär pflege man laut zu sprechen und geschossen werde noch lauter. Nun bin ich auch nervenleidend. Aber ein Arzt, den ich nach dem Musterungswert der Nervosität fragte, gab mir den Rat, bei der Musterung von meinen nervösen Zuständen ja nichts zu sagen, weil ich sonst als Simulant eingesperrt werden könnte. Nun steh' ich da — ohne Herzleiden, ohne Ohrenleiden, ohne Nervenleiden, kurz von aller Welt verlassen. Wohl könnte ich bei der Musterung noch ein anderes Leiden geltend machen, aber es würde ganz bestimmt nicht anerkannt werden. Ich spreche von meiner... sagen wir: unendlichen Friedensliebe. Ich bin ein leidenschaftlicher Pazifist. Ich habe nie von Kriegstaten und Heldenruhm geträumt, ich habe nie Blut sehen können, ich habe mich in der Nähe von Mordwerkzeugen — auch von solchen, die nicht losgehen können — immer gräßlich unbehaglich gefühlt. Das ist doch gewiß abnormal. Aber was habe ich davon, daß ich das weiß? Die Militärärzte wissen es nicht. Ein Plattfuß imponiert ihnen, aber ein Hasenfuß — nein! Ein Mensch, der sein Leben ganz den Werken des Friedens widmen möchte, wird nicht als kriegsuntauglich anerkannt, sondern, wenn sich sein krankhafter Pazifismus bemerkbar macht, erschossen! Ach, wir leben in einer schrecklichen Zeit! Unzählige Menschen haben in diesem Krieg ihr Leben gelassen unzählige sind Krüppel geworden und morgen komme ich zur Musterung. Bitte, bitte, geben Sie mir einen Rat! Soll ich nicht angeben, daß ich ein glänzender Mathematiker bin? Vielleicht könnte ich dann Rechnungsfeldwebel werden? Ich habe Französisch, Englisch, Italienisch und etwas Russisch gelernt. Könnte ich nicht, wenn ich das sage, als Uebersetzer in eine Kanzlei kommen? Ich verstehe auch etwas von Medizin. Vielleicht komme ich daraufhin zur Sanität? Raten Sie mir doch, um Christi willen! Sie können sich nicht vorstellen, in was für einem Zustand ich bin. Zum erstenmal im Leben bedaure ich, daß ich nicht schwindeln gelernt habe. Helfen Sie! Ich will alles tun, wenn ich nur nicht in den Schützengraben muß.

Der Sonntagsurlauber.

Von F. St. Gunther.

„Ludwig, hab'n S' mir die Stelzen auf die Seiten g'stellt?“

„Hab'n S' uns die Stelzen sicher aufg'hob'n, Ludwig?“

„Aber ja, Herr von Grahl! Aber freilich, Frau von Grahl!“ antwortet der Ludwig, der Speisenträger nämlich vom „Silbernen Sackel“, im Vorbeieilen, und in seiner Stimme zittert etwas wie berechtigter Unwille, weil ihn der Schneidermeister Grahl und seine Gattin seit einer halben Stunde schon zum fünftenmal dasselbe fragen.

„Daß I' uns halt net wegkommt!“ meint diese entschuldigend.

„Daß I' net eppa aus Irrtum wer and'rer kriegt als wie i!“ begünstigt jener.

„Uns“ sagt Frau Grahl, „i“ sagt Herr Grahl. Aber weder für seine, noch für ihre Person ist die kostbare Schweinsstelze, die man ja bekanntlich nur ausnahmsweise durch einen besonderen Glücksfall erwischt, bestimmt — sie haben ohnehin beide schon daheim genachmahlt, Erdäpfel mit Butter — sondern für den Wilhelm, ihren einzigen Sohn, der heuer im Frühjahr sein zweites Studiensemester an der Hochschule für Bodenkultur unterbrechen mußte, weil er bei der Stellung „b'halten“ worden war, und der nun schon seit vielen Wochen im Bruder Lager unten dient, von wo er jeden Samstagabend zu seinen Eltern nach Wien auf Besuch kommt, jeden Samstag, so lange, bis ...

Ja, wie lange, wie oft noch — das ist die bittere Frage. Herr und Frau Grahl mögen sie sich gar nicht vorlegen, sie denken nur, daß sie ihren Willi, ihren Einzigen, heute wiedersehen sollen.

„Aber jekten könnt' er schon da sein, gelt?“

erkundigt sich nach einer Weile die Mutter.

„Das letztemal war er um die Zeit schon da!“

„Lächerlich!“ entgegnet der Vater mit einem Blick auf die Uhr und einem zweiten durch die Eisenwand des Vorgartens auf die abendliche Straße hinaus. „Er kann ja wem 'troffen hab'n auf'm Weg, der Bub, er hat vielleicht net gleich a Tramway 'kriegt, oder der Zug hat Verspätung — lächerlich!“

Aber gar so komisch findet eigentlich auch er in seinem Innern die Sache nicht, und es wäre ihm entschieden lieber, wenn „der Bub“ schon ihm gegenüber am Tische säße. Er hätte ihn ja in der Ankunftshalle des Ostbahnhofes erwartet, er würde ihn, o wie gern, jeden Samstag dort abholen — aber das hat er sich ein für allemal entschieden verboten, der Willi. Also harren die Eltern seiner in dem kleinen Gasthaus zwischen Bahnhof und Wohnung, im Gasthaus, wo auch für seinen ausgezeichneten Appetit am besten vorgesorgt ist.

„Am End' hat er dasmal kein' Urlaub 'kriegt,“ beginnt Frau Grahl neuerlich.

„Da hätt' er telegraphiert.“

„Oder er is krank 'word'n ...“

„Hörst, wie's d' einem aber du nervös machen kannst! Mussdann gut, so schau' ich halt, so geh' ich ihm halt entgegen!“ Und der kleine Herr Grahl erhebt sich hastig und langt nach seinem Hut.

Doch da erscheint im Ausschnitt des Eisenpaliers die Gestalt eines doppelt besternten Einjährig-Freitwilligen von Hoch- und Deutschmeister Nr. 4 — und das ist er, der Willi Grahl.

Daß er besonders imponierend oder auffallend elegant ausjähre, wird niemand behaupten. Jenes hindert seine zierliche, schmächtige Leibesbeschaffenheit, dieses die Kommissurenform, die am Hals wie an den Hüften um ein merkbares Stück zu weit ist. Aber Frau Grahl hat offenbar in ihrem Leben noch nichts entfernt so Schönes gesehen, und wenn jetzt gleich der Apoll von Belvedere in den „Schönigarten“ träte, sie könnte ihm nicht einmal den Bruchteil eines Blickes schenken, denn alle, alle gehören ihrem Sohn.

Nachdem die erste Begrüßung vorbei — der Titularkorporal Wilhelm Grahl findet sie, mindestens für ein öffentliches Lokal, ein wenig gar zu stürmisch, und nicht mit Unrecht — fragt Frau Grahl bemerkt:

„No alsdann, erzähl' — wie is 's dir denn 'gangen?“

Der Willi antwortet: „Gut, ganz gut — aber was habts mir denn zum Essen aufg'hob'n, ha?“

„Natürlich,“ fällt Herr Grahl ein, „er wird ja einen Mordshunger hab'n, der Bub, laß ihn doch in Ruh'. Ludwig! Ludwig! Mussdann, jetzt bringen S' die Stelzen, aber a'schwind, Ludwig!“

„So, eine Stelzen-Krieg' ich? Eine kalte? No ja ... eigentlich ...“

Eigentlich hätt' er gerade heute auf etwas anderes Gusto gehabt, der Willi. Aber er läßt sich doch auch die Stelze gefallen und schmecken, so gut, daß er keine Zeit hat, auf die einander immer wieder folgenden Fragen der zärtlichen Mutter Antwort zu geben. So steht sie endlich ab davon und streichelt dem Sohn nur hie und da verstohlen über das volle braune Haar, was diesen, da er für einen Augenblick Messer und Gabel verschmausend beiseite legt, zu der humoristischen Bemerkung veranlaßt, manchen Vorgesetzten sei die „Laushutschen“ noch immer viel zu lang.

Die Mutter ist über die Gemütsroheit einer solchen vollstümlich-militärischen Kritik furchtbar empört, der Vater, aus härterem Holz geschnitten, belächelt sie. Und bestellt für den Sohn, nachdem er dessen Zustimmung eingeholt hat, eine Früchtenschaumtorte.

Die Torte findet Beifall und verjährt unter andachtsvollem Schweigen Stück für Stück. Und der Herr Korporal, nachdem er um Käse gerufen, gibt wohlwollend folgende jüngst benommene Kasernhofblüte zum besten:

„S' Einjähriger, was fleanschen S' mi' dem scho' wieder so arrogant an als wia a

Gutschpferd, was an' neuen Schwaf 'kriagt hat?“

Und dann verzehrt er seinen Emmentaler, und dann steckt er sich eine Zigarette an.

Nun möchte der Vater gern nähere Nachrichten über Kriegslage und Kriegsaussichten haben, die nach seiner Ueberzeugung den Soldaten, auch im Bruder Lager, doch viel reichlicher zur Verfügung stehen als einem Zivilisten. Doch der Sohn bleibt einsilbig und wortkarg. Jetzt errät die scharfsichtige Mutter den Grund:

„Bist g'wis recht müd, Willi, was? Müdestest schon schlafen geh'n, gelt?“

„No freilich hätt' i nichts dageg'n, wann i mi' hinbau'n könnt“ erwidert der Willi gähnend. „Was glaubts denn, seit Fünfe in der Früh' auf die Füß' ...“

„Mussdann so zahl' schon, Alter, geh'! Schau, daß m'r z' Haus kommen!“

Und Herr Grahl, obwohl er gar nicht ungern noch eine Weile sitzengelieben wäre, verkennt keineswegs die Berechtigung dieser Mahnung, sondern klopft heftig ans Glas und zieht die abgegriffene Börse und bezahlt ohne Wimperzuden die nicht unbeträchtliche Rede des Herrn Sohnes sowohl wie die drei Glas Bier, die er selbst, und das „Biertel vollgespritzt“, das seine Gattin getrunken hat.

Durch die dunkle, laue Sommernacht wandeln sie einträchtig heim. Frau Grahl hat sich fest in den Arm des Sohnes gehängt — plötzlich aber läßt sie ihn los und flüstert erregt:

„Achtung, Willi, da kommt a Hauptmann — daß d'net vergißt, salutier'n!“

Nein, es ist kein Hauptmann, bloß ein Finanzwachrespizient, und der Willi muß sich gehörig bezwingen, um seiner übereifrigen, unwissenden Frau Mutter nicht den Standpunkt klarzumachen.

Als guter Sohn bezwingt er sich.

Um ein Uhr am Sonntagnachmittag muß der Einjährig-Freiwillige Titularcorporal Wilhelm Grahl wieder vom Ostbahnhof wegfahren, will er seinen rechtmäßigen Urlaub nicht unrechtmäßig überschreiben; um halb elf Uhr vormittags liegt er noch melodisch schnarchend in den Federn, haargenau an derselben Stelle, wohin er sich vor zwölf Stunden gelegt hat.

Zum soundsobieltten Male ist bereits Frau Grahl mit rotglühenden Wangen vom Herd behutsam ins Kabinett des Sohnes geeilt, um sich an seinem tiefen Schlaf still zu erfreuen. Zum soundsobieltten Male hat Herr Grahl die Kommissmontur (die Extrauniform hängt unbenutzt im Kasten) voll Eifer geglättet und gebürstet und das Bajonett blitzblank „geschmirgelt“ — obwohl das eigentlich verboten, bloß Petroleum als Putzmittel zulässig ist.

Endlich aber muß der Willi, damit er seinen Zug nicht versäume, rücksichtsvoll geweckt werden. Freude hat er keine darüber — aber da der Kaffee neben dem Bette, die Teller fürs Mittagmahl schon auf dem Tische stehen, so steht er halt auf und macht Toilette.

Geselchtes mit Erdäpfeln und Reis wird für ihn aufgetragen — die Eltern essen später... „Gau' ein, Willi!“ ermuntert ihn die Mutter. Und der Willi haat ein.

Inzwischen ist der Vater im Schweiß seines Angesichts bemüht, einen Niesepack, der frischgewaschene Wäsche, außerdem aber unverderbliche Lebensmittel aller Art enthält, recht fest und sorgfältig und handgerecht zu verschnüren. „Hast die Zigaretten nicht vergessen, Vater?“ fragt der Willi kauend.

„Gar ka Spur!“

„Und die Sardinen? Und die Salami?“

Auch Sardinen und Salami sind bestimmt drinnen.

Also dann kann man ja schön langsam aufbrechen; vielleicht ein bißchen zeitiger als unbedingt nötig — aber der Willi soll in der Bahnhofswirtschaft noch eine Mehlspeise zu sich nehmen, deren Fertigstellung am häuslichen Herd leider nicht gut tunlich war.

„Also behüt' dich Gott, Mutter. I dank' dir schön für alles. Auf Wiedersehen in acht Tag'. Leb' wohl!“

„Bliat' di Gott, Willi — bleib' mir g'sund — laß dir's gut geh'n — hast g'nug Geld? — alsdann bleib' g'!“

Daß doch die Weiber das verdammte Flennen nicht lassen können, denkt Herr Schneidermeister Grahl, mit dem großen Pack unterm Arm, bereits auf der Stiege, und reißt sich das linke Auge...

In der Straßenbahn wird der Willi ein wenig gesprächiger, als er's seit gestern abends war:

„Einmal komm' ich bestimmt noch nach Wien, ganz bestimmt. Ob aber noch öfter, das weiß ich faktisch net. Ich glaub' immer, jetzt marschier'n wir schon bald — jetzt geht's bald ins Feld!“

Aber merkwürdig, nun bleibt der Vater stumm.

Eine Stunde später begibt sich dieser vom Ostbahnhof wieder nach Hause, nicht mit der Straßenbahn, sondern zu Fuß.

Ein braver Bub', mein Bub', grübelt er, um das Seidengeld, was mich sein Studieren gekostet hat, is mir nicht leid, nein, meiner Seel' nicht: Allerweil' Vorzugsschüler war er, der Willi, allweil'... Wär' doch schad' gewesen, wann ich ihn zum Schneiderwerden gezwungen hätt'. Bei dem G'schäft schaut ja eh nicht mehr viel raus. Keine G'sellen, alles eingerückt, bald nicht einmal einen ordentlichen Lehrbuben... Und aufs Monat komm' ich alter Esel selber zur Musterung. Wär' mir eigentlich am liebsten, sie b'halten mich auch. So könnt' ich vielleicht ein paar von die elendigen Kachelmacher niederfnallen — und brauchet, wann mei Bub' im Schützengraben liegt, niät daheim voller Angst von einem Priestroger auf den andern warten... Freilich, was meine Frau dazu sagen tät'...

Und der Gedanke an seine Frau, die jetzt bedrückt und mutterseelenallein in der Wohnung wirtschaftet, läßt ihn seine Schritte beschleunigen.

Der Willi aber lehnt in einer Wagenecke des Zuges Wien—Bruck an der Leittha und versucht,

noch ein bißchen zu schlafen, ehe der harte, langweilige Dienst wieder angeht. Plötzlich fällt ihm das Paket ein, das ihm die Eltern mitgegeben haben, und ob auch die Salami gewiß und wahrhaftig darin ist.

Ja, er findet sie — ganz versteckt und zu unterst.

Ah ja, denkt er gerührt, mein Vater und meine Mutter schauen schon auf mich, da laßt sich gar nichts sagen. Da möchten Hunderttausende Gott danken, wann sie solche Eltern hätten wie ich — alles, was wahr ist. Na, ich will ihnen auch Ehre und Freude machen, wann 's jetzt ins Feld geht. Unter der „Großen Silbernen“ tu' ich's nicht, mit der sang' ich an...

Und da er just die Salami in der Hand hat, so schneidet er sich gleich den Zipfel und ein Scheibchen davon ab, der Willi...

Brave arme Mutter! Treuer, mackerer Vater!... Glückliche, glückliche Jugend!

.. [Um den Stephansdom.] Das Wahrzeichen von Wien, der alte Sanct Stephansdom, hat in seiner Weise den Kriegsturm, der die Monarchie und ganz Europa durchbraust, auch zu spüren bekommen, und alte Erinnerungen haben vielleicht seine erlebnisreichen Mauern durchschüttelt. Er hat so viel erlebt, der Dom mit der einsamen, in die Lüfte ragenden Spitze, die man weithin sieht, wenn man sich Wien nähert, und die darum so gut zum Wahrzeichen der Stadt paßt. Der Stephanssturm — das ist Wien, wie Wien Österreich ist, und Österreich das große Reich, von dem es einen Teil bildet. Seine wunderliche, nicht einheitliche Form, die vielen Grab- und andern Denkmäler an den Außenmauern, die angebauten Kapellen, alles das gibt ihm ein echt gotisches Aussehen, unterscheidet ihn von vielen Kirchen bei uns, die die Gotik zwar angefangen, aber erst die Neuzeit vollendet hat. Geschichte weht um jeden Mauerstein des alten Baus. Ein deutscher Kaiser liegt in ihm begraben (Friedrich III.), in einer Seitenkapelle schlummert Prinz Eugen, der Held so vieler Schlachten. Bischofsmützen und Ritterhelme sehen uns von so vielen Grabsteinen an. Um den Dom von St. Stephan stutete mehr als einmal der Heeressturm der Feinde Österreichs. 1809 schossen die Franzosen auf ihn und beschädigten die Spitze. Sein größtes Erlebnis war aber die Belagerung von 1683, von der das hellmerische Denkmal in der Turmhalle der Kirche Zeugnis ablegt. Da ist erbaulich darauf zu sehen, wie Graf Rüdiger von Starhemberg und Bischof Koltonitz die befreite Stadt durchziehen, und mit ihnen die Führer des Reichsheeres und der polnische König, und wie sie Gott für den Sieg dankten. Es wäre der alten Kirche von St. Stephan wohl auch schlimm gegangen, wenn die Türken in Wien eingezogen wären! So aber steht sie noch immer, und sie wird als die wahre Reichskirche der Monarchie vermutlich noch manches Jahrhundert überdauern. Um sie herum stutet das lebendigste Leben. Der Platz, auf dem der Dom steht, ist verhältnismäßig eng; gerade gegenüber sind hohe Geschäftshäuser und Cafés, hinten öffnen sich kleine Gäßchen, alte winklige Durchgänge, wie man das nur in Wien kennt. Die Weltstadt Wien hat hier einen ihrer stärksten Verkehrspunkte. Die Autos rasen vorüber, Omnibusse klingeln, Lastwagen poltern, Verkäufer rufen ihre Waren aus, alte Dienstmänner lehnen auf einer Bank und warten auf Aufträge. Die riesige Kirche steigt über alles das empor, als wollte sie sagen: Treibt nur Euren Lärm da unten! Wenn Ihr alle wieder verschwunden seid, bleibe ich allein noch da! Sie weiß, wer sich aus diesem Lärm retten will und Ruhe und Sammlung braucht, der kommt zu ihr. Sie weiß, wer eine Sorge hat und Qualen fühlt im erschütterten Herzen oder Trost braucht, der verschwindet in ihrer Eingangstür. Und es sind so viel heute, die besonders den letztern nötig haben. Drinnen im Dom herrscht tiefe Nacht. Die Straße, der Lärm, die Sonnenhitze, die hundert Kaleidoskopbilder von jeder Straßenecke sind verschwunden. Der Schatten der gewaltigen gotischen Pfeiler, die die drei Schiffe der Kirche stützen, umfängt uns; seitwärts dringt das Licht der hohen Glasfenster ein, auf denen bunte Gemälde prangen. Dies Licht ist matt und trübe, und unterfließt die feierliche Stimmung, die jeden erfasst. Von fern sieht man die Lichter des Hochaltars schimmern. Rings um uns bewegt es sich wie Schatten, sitzen oder knien Betende auf den braunen Bänken, die im Dunkel liegen. Neben dem Pfeiler vor uns kniet eine junge Frau, tief in Schwarz; sie preßt das Taschentuch vors Gesicht. Das Gesicht ist zur Erde geneigt, als wagte sie auch hier nicht, ihren Schmerz den

Menschen zu zeigen. Wer weiß, wen von ihren Lieben sie draußen auf den Schlachtfeldern verloren hat! Viele Soldaten sieht man jetzt im Dom von St. Stephan. Harte, braune Gesichter, die ernst aussehen von schwerem Erleben, das sie hinter sich haben oder noch vor sich sehen. Auch den Leichtfertigen bringt diese Zeit zum Bedenken an seinen Gott. Da kommt eine Frau in reifern Jahren, der man ansieht, daß sie sonst wohl elegante Gewänder trug, auch sie ist ganz in Schwarz; an ihrer Seite geht ein achtzehn- oder neunzehnjähriger Jüngling, in Fähnrichsuniform, blond und flaumbärtig, in neuem Waffenrock. Es sind Mutter und Sohn, und man kann sie beide nicht ohne tiefe Bewegung ansehen. Wie mögen die Wünsche der Mutter, die schon einen der Ihrigen verloren hat, diesen, der ihr geblieben ist, begleiten! Hinter dem Gitter des Beichtstuhls zu unserer Seite vernehmen wir Geräusch. Der Priester ist im Begriff, ihn zu verlassen. Ein Frauengewand rauscht, und ein verschleiertes junges Mädchen geht mit raschen Schritten dem Ausgang zu. Dann kommen wieder Bittende, die vor einem der hell erleuchteten Seitenaltäre niederknien. Die Madonna, die aus ihrem goldenen Rahmen herabwinkt, soll ihnen Heil und Gesundheit eines ihrer Angehörigen verschern. Und die Madonna nicht wirklich Gewährung, und sie gehen getröstet von dannen. Das Glöckchen vom Hochaltar erkönt, ein Zeichen, daß das Amt zu Ende ist; viele stehen auf und verlassen die Kirche. Sie entläßt ihre Besucher wie eine Mutter, die selbst schwergeprüft, doch noch jedem etwas Tröstliches zu sagen weiß, der mit einer Last zu ihr kommt. Draußen wirkt wieder das volle pulsierende Leben. Vor den Kaffeehäusern kommen und gehen die Menschen, die Wagen rasseln, Autos tuten. „Extrablätter, Extrablätter!“ schreien die Jungen an den Straßenecken, die Menschen lesen mit Befriedigung, daß wieder fünfzigtausend Russen, die die europäische Kultur reformieren wollten, gefangen sind, und sie denken mit Hoffnung an den Tag, an dem für alle Welt einmal Frieden kommt.

Die Ringstraße im Kriege.

∴ Wien, Ende August.

Die Menge geht von der Ecke der Kärntnerstraße bis zum Schwarzenbergplatz langsam auf und ab, beobachtet die Leute, die in den großen Hotels ein- und ausgehen, die Autos, die dort vorfahren, die Herren in Zylinder und Handschuhen, die mit den in der Vorhalle sitzenden Damen sprechen. Das ist immer ein Schauspiel; in dieser Stadt liebt man die Schauspiele, wo man sie auch findet. Es ist gegen sechs Uhr; die Abendblätter sind schon erschienen, aber nun schaut man nach den Generalstabsberichten aus. Die erscheinen nämlich gewöhnlich nicht in den ersten Abendblättern, und das ist gut für die Zeitungsjungen, denn so machen sie ein doppeltes Geschäft. An den Trambahnstationen sieht man Leute, ungebüldig mit dem Fuße wippend, die Kärntnerstraße hinabspähen; von dort, aus der innern Stadt, müssen die Zeitungen kommen. Richtig, da sind sie auch schon, die Jungen; mit gellendem Geschrei heranstürmend, bieten sie ihre Extrablätter aus. Die, die vor den Buchläden die Kriegskarten studierten, unterbrechen nun eiligst ihre Forschungen. Gewöhnlich kommt erst der österreichische Bericht und dann eine halbe Stunde oder eine Stunde später der deutsche, manchmal ist es aber auch umgekehrt. Für die, denen die zehn Heller, die das Extrablatt kostet, zu viel sind, hat das Kriegsministerium seinem neuen prachtvollen Gebäude gegenüber, neben dem Postspartassensamt, die hektographierten Abschriften der Telegramme angeschlagen. Da versammelt sich immer eine Menge, der man anmerkt, daß das Deutsche nicht durchaus ihre Muttersprache war, und die lange an diesen Berichten herumstudiert. Gewöhnlich findet sich dann ein überlegener Geist — mitunter ein Gymnasiast — der die Depeschen laut vorliest, und wenn er mit gehobener Stimme von neuen Siegen über die Russen berichtet, erhebt sich ein vielsprachiges, aber befriedigtes Gemurmel. Vor dem Grand Hotel, vor dem Hotel Bristol und dem Hotel Imperial, den drei Glanzpunkten des Kärntner Rings, schauen unterdessen die Kaffeegäste, was für Autos vorüberfahren, und wer allenfalls in den „Unnummerierten“ sitzt. Noch immer gilt in Wien, im richtigen Wien, das Fahren im nummerierten Fiaker als eine persönliche Erniedrigung, sozusagen als eine zweite Stufe des Menschentums. Das demokratische Geklingel der unzähligen roten Trambahnwagen, die endlos an einem vorbeifahren, berührt diese Erhabenen schon gar nicht. Und doch sind diese Trambahnwagen heute manchmal recht interessant. Abgesehen von den normalen Fahrgästen — es gibt Sonderwagen, die der Beachtung wert sind, die so im Gedränge durchfahren. Einmal werden ausziehende Soldaten nach den Bahnhöfen damit befördert; die kräftigen Gestalten singen und schwingen die Mähen. Fast alle hatten schwarzgelbe Binden am Arm; auf einigen davon las man die Inschrift: „Zum vierten Male ins Feld.“ Dann wieder sah ich einen Wagen mit gefangenen Russen, die zu irgendwelcher Arbeit geführt wurden. Auf dem Vorder- und auf dem Hinterstuhl stand je ein Landsturmann. Die großen naiven Kerle, die gut aussahen, starrten auf die fremde Welt rund um sie her; ob sie Großfürst Nikolai Dank wußten für die Art, wie er sie den Herrlichkeiten des Westens zugeführt hatte? Nun, jedenfalls sahen sie die Wiener Ringstraße zur Kriegszeit, und das war schon die weite Reise wert.

Ich habe noch von den Kaffeehäusern nicht gesprochen, die zu den charakteristischen Seiten der Ringstraße gehören. Ihrer sind unzählige vom Schottenring bis zum Stubenring, und es ist ganz unmöglich, alle ihre Namen im Gedächtnis zu behalten. Alle haben sie jetzt im Sommer ihre Terrasse nach der Straße zu, da sitzen die Menschen bis zehn Uhr und manchmal darüber, und schon allein dieses rege Kaffeehausleben gibt der Straße etwas Glanzvolles und Heiteres. Die Terrassen haben ein weiß angestrichenes Geländer und sind mit Blumen geschmückt. Der Berliner Westen hat jetzt auch solche Kaffeehausterrassen, die ein Schmuck der sommerlichen Stadt geworden sind. Aber sie sind doch anders. Die Berliner Kaffeehausterrassen, die meistens dicke Steinbalustraden haben, wollen den Gast vor der Straße schützen, ihn jedenfalls dagegen absperrern; man liebt in Berlin die Berührung mit der Straße nicht. Der Wiener hat darin mehr Pariser Vorbilder; er will sich nicht von der Straße absperrern, die Straße ist für ihn immer ein unterhaltendes Schauspiel. Also, machen wir das Geländer weit und offen! Auch in der Einrichtung der Kaffeehäuser läßt sich der Wiener nur sehr vereinzelt auf die Stilgereien ein, die der Berliner liebt. Die sehr prachtvolle Einrichtung der meisten Wiener Kaffeehäuser bewegt sich in einer Farbmischung von Rot, Gold und Weiß, wie man das seit dreißig Jahren kennt. So war es früher, und so ist es heute noch für den Zeitungsläser am angenehmsten. Denn der ist in einem Wiener Kaffeehause der Maßgebende, nicht das sogenannte musfiliebende Publikum, das sich der Berliner Kaffeehäuser bemächtigt hat. In den Wiener Kaffeehäusern hat man noch eine Ruhe, die in Berlin längst verloren gegangen ist. Auch liebt man hier die pomphaften Namen für Cafés nicht, diese werden noch heute nach guter alter österreichischer Wirtshausweise vielfach nach dem Namen des Besitzers genannt. In diesem Lande kann man sich mit der Kaffeekanne und dem Kochlöffel noch nationalen Ruhm erwerben; diese Namen werden dann auch hochgehalten wie der der bekannten Emma im Pustertal, die vor einiger Zeit starb und die jeder Alpenreisende zwischen Garmisch und Bozen kannte.

Man bemerkt sehr bald, daß Wien in allen Fragen des Geschmacks und einer gewissen äußern Lebenskultur weit mehr mit Paris übereinstimmt als mit Berlin. Auch heute noch! Der Wanderer auf der Ringstraße und in ihrer Umgebung bekommt davon bald überzeugende Beweise. Selbstverständlich sind die Wiener Kaffeehäuser, wenn sie auch ähnlich sind, bei weitem reinlicher und eleganter als die in Paris. Wie dieses hat Wien seine Bureaux de tabac, hier „t. t. Tabaktrafik“ genannt, in denen man Zeitungen, Briefmarken und die Regie-Gegenstände, Tabak und Streichhölzer, bekommt! Wie Paris hat Wien den Hausmeister, der nicht nur ein Wächter des Hauses, sondern auch eine soziale Figur ist und der früher, gerade wie noch heute der Pariser Concierge, auch politische Dienste leisten mußte. Heute ist er auf das Eintassieren des „Sperrschloßes“ beschränkt, wenn man nach zehn Uhr zu Hause kommt; die Freiheit des Hauschlüssels wie in Berlin existiert hier nicht. Wie in Paris haben die Theater hier noch kleine weißgoldene Logen, in denen man gut gesehen wird, und wie in Paris werden bei Trauerfällen in guten Häusern die Hauseinänge in entsprechender Weise geschmückt. In allen Einzelheiten offenbart sich eine innere Welens-

Die Ringstraße im Karneval.

mitgewirkt zu haben. Das Pflaster in ganz Wien ist entschieden auf Abhärtung sonst empfindlicher Fußsohlen eingerichtet, und so erfüllt es einen nützlichen pädagogischen Zweck. Diese niemals ganz in einer Ebene liegenden Granitsteine — man sagte mir, es sei Mauthausener Granit — sind eine angenehme Überraschung für die Fremden und eine schöne Einnahmequelle für die Schuhmacher dieser Stadt. Der Wahrheit gemäß muß ich sagen, daß es stellenweise Asphalt gibt, auch auf dem Ring. Aber man ist sparsam mit dem Asphalt umgegangen. Dies und der mangelnde Abschluß, den sie eigentlich an der Donaukanal-Seite haben müßte, wären das einzige, was man an dieser wundervollen Straße aussetzen könnte.

Schlank und elegante Frauen gehen auf dieser Promenade unter den grünen Bäumen, sehen nach den menschenfüllten Kaffeehäusern oder blicken den Wagen nach. Manche von ihnen tragen Trauerkleider, aber deshalb ist ihre Gestalt nicht weniger zierlich, ihr Fuß nicht weniger leicht. Neben allem, was Wiens Kunst und Industrie hervorbringt, ist sein Ruf als Herstellungsort schöner Frauen noch immer durchaus wohlbegründet. Die Mode hat sich hier auf einen andern Frauentypus eingerichtet, als auf den sonst allgemein gültigen Pariser, und eben darum, weil sie den Mut der Selbständigkeit hatte, hat die Wiener Mode ihre besondere Stellung errungen. Ein süddeutscher Zug! Hier haben die Maler stets Einfluß auf die Frauenmode gehabt. Wie vor vierzig Jahren der Einfluß Makarts die Frauen bewog, sich so und so zu kleiden und so zu frisieren, so begann vor zehn Jahren der Einfluß Klimts, der Sezession überhaupt. Und manchmal trifft man hier im Gedränge nicht mehr junge Frauenköpfe, die noch immer Makartsche Ideale haben; so lange hält das an. Andererseits sind ein Schmuck der Wiener Promenaden die vielen, sorgfältig frisierten, oft gepuderten älteren Damen, die man hier sieht. Sie wirken wie lebendig gewordene Krokodilbilder, und sie sind in unsern hastigen Städten des Nordens fast unbekannt. Wie Wien überhaupt in seinen modernsten Straßen manches zeigt, was reizvoll-altertümlich berührt. Soll ich dazu die alten Dienstmänner an den Ecken der Ringstraße rechnen, die mit ihrer sorgfältig gebundenen Krawatte, ihrem guten Anzug so kavalierrmäßig aussehen? Ein Dienstmann ist schon an für sich etwas Altertümliches für uns; in Berlin sieht man sie so gut wie gar nicht mehr, weil bei uns das Telephon und der Radlerjunge ihnen ihr ganzes Geschäft genommen haben. Wenn ich boshaft wäre, rechnete ich zu den Altertümlichkeiten auch die Wiener Fiakerkutscher, die jetzt bei den „stieren“ Zeiten schlechte Geschäfte machen und daher stets verdrießlich aussehen. Drei oder vier halten immer an der Ecke der Kärntnerstraße, auch kavalierrmäßig wirkend, mit der Blume im Knopfloch, und dem Zylinder auf dem Haupte. Um Irrtümer zu vermeiden, haben sie an ihrem Wagen eine Tafel befestigt: „Fahrpreis nach Vereinbarung“. Und auf diese Tafel halten sie mit zärtlichem Stolz, wie auf eine sehr wertvolle Überlieferung, wie auf eine Erinnerung an das alte Wien, wo es noch lauter „Gawliere“ gab, und nicht solch' greuliche Einrichtungen wie den modernen Taxameter für die „Schundigen“.

verwandtschaft zwischen Wien und Paris. Beide sind ihrem Charakter nach Luxusstädte; beide tragen eine gewisse äußere Verachtung gegen den Mittelstand, der sparsam und nüchtern ist, zur Schau. Wieder ganz im Gegensatz zu Berlin, wo der Mittelstand stets energisch den Ellenbogen rührt, und daher auch dem äußern Leben den Stempel aufdrückt. Wien hat die große Geste des Leichtsinns, der Verächtlichkeit des Kavalierr für alles, was Geld ist. Nur nicht „notig“ sein, nur nicht sich mit Ausgaben genieren, sondern immer, gleichviel woher mans nimmt, stolt ausgeben.

Diesen Geist einer geschmackvollen Pracht und eines freigebigen Luxus verkörpert die Ringstraße am besten. Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, sie sei einzig in Europa. Die einzige große Straße, die sich ihr etwa noch an die Seite stellen kann, sind die Pariser Champs Elysées. Da ist sogar der Abschluß mit dem Triumphbogen großartiger, ebenso wie der Anfang, der weitläufige Boulevards und die Tuilerien, natürlich in Wien nicht vorhanden sind. Dafür fehlen aber auch die Prachtpaläste auf beiden Seiten der Straße, die den Wiener Ring bilden. Diese sind das Charakteristische dieses wundervollen, einzigen Straßensbildes. Vom Stubenring bis zum Schottenring, auf einer Länge, die für den Fußgänger etwa fünf Viertelstunden beträgt, gibt es außer unzähligen palastähnlichen Privathäusern etwa fünfzehn Monumentalgebäude öffentlichen Charakters, von denen jedes für sich einer ganzen Stadt zum Schmuck reichen würde. Das findet sich nirgendwo sonst auf einem so kleinen Raume vereint. Und eigentlich ist jedes von diesen Gebäuden Muster eines andern Stils, oder vielmehr, auch wenn sie in demselben Stil gebaut sind, ist die Ausführung eine andere. Ich will hier alle diese Prachtwerke nicht aufzählen, von denen das eigenartigste vielleicht das von Hansen erbaute Parlamentsgebäude, das imposanteste das Wiener Rathaus, das schönste die zierliche Votivkirche und das historisch wichtigste die kaiserliche Hofburg sind. Und das alles ist, immer die Hofburg ausgenommen, im Laufe von vielleicht 20 Jahren entstanden an Stelle früherer Festungswerke, eine Anlage schon in der Idee so großartig, wie man kaum noch eine in Europa trifft. Die neueste Zeit setzt das Werk der frühern Generation fort, wie das gewaltige Kriegsministerium nahe der Aspernbrücke am Stubenring beweist. Zwischen allen diesen Gesteinsmassen, die sonst erdrückend wirken müßten, ist Grün, viel Grün sogar; abgesehen von den Baumreihen der Straße selbst sind drei Parke in den Lauf der Ringstraße eingestreut: der Stadtpark, der Volksgarten und der Rathauspark. Die Breite der Straße läßt nichts zu wünschen übrig; in der Regel setzt sie sich aus sechs Verkehrswegen zusammen: dem äußern Bürgersteig an der Seite folgt ein kleinerer Fahrweg, dann ein Reitweg, dann der große Fahrdamm, darauf ein gepflasterter Spazierweg, wieder ein Fahrweg und hierauf der Bürgersteig der andern Seite. Die Breite übertrifft somit bei weitem die Pariser Boulevards. Da ist also Platz genug, gerade für Leute, die promenieren und sehen wollen. Und das tut man hier, denn eine Geschäftsstraße im eigentlichen Sinne ist der Wiener Ring nicht. Und das Pflaster? hm — Bei dem Wiener Pflaster im ganzen scheint ein dieser Stadt sonst fremder spartanischer Geist

Skizzen.

Ungarische Gala.

Von Arpad (Budapest).

Heute wird Wien nach langer Zeit wieder eine ungarische Guldigungsdeputation in seinen Straßen sehen. Die Vertreter der ungarischen und kroatischen Komitee und Städte und an ihrer Spitze der Ministerpräsident und der Barnas werden sich in ungarischer Gala nach Schönbrunn begeben, um dem greisen Monarchen ihre Guldigung darzubringen. Und dieser festliche Zug dürfte bei den Wienern und Wienerinnen lebhaftem Interesse begegnen. Denn seit jeher hat man außerhalb Ungarns die ungarische Tracht, das sogenannte "Magnatenkostüm", als eigenartig und selbstsam bezeichnet, und wenn in der Kaiserstadt ein Staatsmann oder Politiker in ungarischer Gala erscheint — wie dies bei Hofensängern gelegentlich der Delegationsession oder bei Ministerbeerdigungen der Fall war —, erregt diese aus dem Blick der österreichischen Hauptstadt fallenden Erscheinungen stets großes Aufsehen. Man rühmte und tadelte, man lobte und verspottete das ungarische Ehrenkleid; — aber man sprach immer wieder darüber. Nun werden aber nicht bloß einige Minister, ein paar Abgeordnete oder ein halbes Duzend Hofwürdenträger in ungarischer Gala in der Kaiserstadt aufzutreten, sondern gleich einige hundert Magyaren und neben diesen auch zahlreiche Kroaten zu sehen sein, und die meisten in prächtiger, glänzender Nationaltracht. Ein Schauspiel für Götinnen: — also für die Wienerinnen, würde der hollische Komitatspasha sagen, wie ihn Baron Eötvös in seinem "Dorfnotar" einst schilderte.

Allerdings hat die Stadt Wien schon zahlreiche ungarische Abordnungen in ihren Mauern be-

grüßt, die zu Pferd und Wagen kamen, um die Kaiser ihrer homagialen Ehrfurcht — wie die klassische Ausdruck stets lautete — zu versichern. Schon Albrecht V., der erste König von Ungarn aus dem Hause Habsburg, wurde im Jahre 1483 von einer magyarischen Deputation in Wien gefeiert, und als im Jahre 1686 die Ungarn Kaiser Leopold I. zu ihrem König wählten, er wieder der Abgesandten aus Ungarn die größere Gruppen von Magnaten nach Wien um der Kaiserin Maria Theresia für das Wohlwollen zu danken, das die geniale Herrscherin Ungarn durch ihre Reformen auf allen Gebieten erwies. Und seither, insbesondere unter der Regierung des Kaisers und Königs Franz Josef waren die ungarischen Abordnungen kein Seltenheit. Allerdings kam seit Jahrzehnten keine so ansehnliche und charakteristische Deputation aus dem Stephansreiche nach Wien, wenn sicherlich die inneren Beweggründe d. Gänge aus Ungarn allenthalben weislich sind werden, dürften sich doch wieder an die äußeren Erscheinungen kritischen heften, insbesondere das "antiquierte Kostüm", dem manche Zeit seine Berechtigung in der modernen, allzivilisierenden und uniformierenden Zeit zu erkennen wollen.

Und doch sind die Vorwürfe gegen die ungarische Gala unbegründet und unberechtigt. Gewiß, ein wenig Spott verdienen jene Gal und Viertelmagnaten, die in theatralisch Kleidung umherpazieren, in bunten Farbgleisen, ihr Galagewand mit Steinen aller Art überladen und den Eindruck machen, als kämen sie direkt aus den Theaterkulisen. Aber in wenige solcher Gestalten kann man heutzutage noch in Ungarn entdecken. Der Prosz in Österreich ist längst ausgestorben. So, es ist eine Frage, ob die sonderbaren Gesichtchen über die Beschwörungssucht ungarischer Magnaten, die d-

die Sage unterander.

machen Leute" ist gar nicht so naiv, wie es manchmal vorzukommen mag.

Die ungarische Gala hat im Laufe der Jahrhunderte manche Veränderung erfahren. Wenn auch Muntach auf seinem Gemälde, das die Landnahme unter Almos verherrlicht, einzelne Kostüme der tapferen Kämpfer aus dem fernem Osten malte, die an die moderne Nationalkleidung erinnern, wird doch niemand behaupten wollen, daß um das Jahr 800 bereits solche Hofen und Mäntel in Mode waren. Nach dem Jahr 1000 kamen byzantinische und deutsche Kleider in Ungarn zur Geltung, unter den Anjous wurden am Hof zu Wisegrad iewische Prachtgewänder gern gesehen, später dominierten polnische Motive, doch unter den Hunschids siegte die Nationaltracht auf allen Linien und behauptete sich bis zur Stunde. Wenn auch die Form der Kleidung ungleiche Male variierte, die ungarische Gala erschien immer erst vollständig, wenn das Schwert am Gürtel hing. Bitterem Spott waren wohl "Gebatter Schneider und Handschuhmacher" ausgesetzt, wenn sie in die Höhe kamen, vor dem König erschienen dürften und sich dann in ein "Magnatenkostüm" fleckten — den Säbel an der Seite. Aber heute ist ein solcher Spott unpassend und unwürdig. Das Schwert bedeutet in der kriegerischen Gegenwart mehr als ein Symbol. Es ist ein Zeichen der Bereitschaft und Entschlossenheit, mit Gut und Leben einzutreten für die Nation und zu kämpfen für König und Krone. Wer die Guldigungsdeputation aus Ungarn und Kroaten heute durch die Straßen Wiens ziehen sieht, wird sicherlich daran denken, daß die ungarische Gala zur Stunde nichts anderes ist als die Montur einer Truppe von einfachen Soldaten, die, wie alle Soldaten der Armee Oesterreich-Ungarns, für ihren obersten Kriegsherrn stolz und siegesbewußt ins Feuer gehen.

Nachklänge zur Guldigungsfeier in Wien.

Stimmen der ungarischen Blätter.

Budapest, 2. September.

Sämtliche Blätter bringen viele Spalten füllende begeisterte Schilderungen über die „Wiener Tage“ der ungarischen Nation und heben die Bedeutung der in diesen Tagen gewechselten Reden hervor.

Der „*Besser Lloyd*“ sagt: Die erhebende Feier des heutigen Tages gab dem König und seiner treuen Bevölkerung Anlaß, zu der weisevollen Stunde einer großen Zeit gehobenen Herzens festzustellen, daß die Erwartungen, die sie aneinanderknüpften, vollaus in Erfüllung gegangen sind. Das Vertrauen des Königs hat den Heldenmut der ungarischen Truppen auf den Schlachtfeldern und die begeisterte Opferfreudigkeit der ungarischen Nation in glänzender Weise gerechtfertigt. Franz Josef I. darf in dieser herrlichen Tatsache die Krönung seines Lebenswerkes erblicken, und, wenn heute der König in bewegten Worten es als größte Freude seines Lebens bezeichnete, das segensreiche Zusammenwirken zwischen Krone und Volk, sowie zwischen Ungarn und Oesterreich auf dauernde Grundlagen gestellt zu haben, so wird ihm die Weltgeschichte das Zeugnis nicht versagen können, daß sein gläubiges Vertrauen, daß er sich niemals ranben ließ, der österreichisch-ungarischen Monarchie seelische Verjüngung ermöglicht hat, die sich in diesem Weltkriege in strahlenden Waffentaten und in innigem Aneinanderschließen ihrer in fester Treue um den Thron gescharten Bürger offenbarte. Daß Oesterreich-Ungarn, dessen jungkräftige freudige Weltbejahung sich in dem schrecklichen Völkerringen mächtig gestaltet hat, nun in eine neue Menschheitsepöche eingreift, ist das ureigenste Werk des gekrönten Greises, dem heute Ungarn unter dem Jubel Oesterreichs in tiefer Verehrung seine Guldigung dargebracht hat.

„*Alföldi Magyar*“ erklärt, außer der Botschaft des Königs an die ungarisch-kroatische Guldigungsdeputation auch die Nachricht nach Hause bringen zu können von den Ungarn entgegengebrachten Gefühlen der Liebe und Wertschätzung, von welchen sich die Bevölkerung der Kaiserstadt so tief durchdrungen zeigte.

„*Ujság*“ führt aus: Die österreichische Hauptstadt in ungarischem nationalen Fahnen Schmuck. — Oesterreichs Hauptstadt hat diesen dem König geltenden Aufzug benutzt, um ihre Liebe, ihre hohe Schätzung und Anhänglichkeit an uns zu dokumentieren, und, sie erfährt die Identität dieser Gefühle von unserer Seite. Inmitten des Königs verschmelzen alle Völker dieser Monarchie und alle ihre gesellschaftlichen Faktoren. Das ist nicht Zentralisation, nicht einseitige Politik. Wie eine unabhängige Nation die andere, so begrüßt die österreichische Regierung und der Wiener Bürgermeister die Magyaren und die Kroaten. Die siegreiche Einigkeit, die darin verborgene Macht, welche uns auf den Schlachtfeldern unbesiegbar machte, welche von den Herzen des Landes, von Budapest und von Agram, ihren Ausgang genommen haben, haben in den Straßen der Stadt Wien mit den gleichen Gefühlen eine Begegnung gefeiert.

„*Besti Hirlap*“ erklärt, das amtliche Oesterreich mit dem Ministerpräsidenten an der Spitze, das amtliche Wien mit dem Bürgermeister an der Spitze und die nicht amtliche Wiener Straße, welche aber der wahrste Ausdruck des Herzens Oesterreichs ist, sie alle empfingen die Guldigungsdeputation mit offenen Armen.

Kleine Kriegschronik.

Zur Huldigung der Ungarn und Kroaten.

✱ **Wien, 1. Sept.** Heute sind in Wien die Häuser wieder besflaggt. Diesmal gilt es nicht, einen Sieg über den äußern Feind zu feiern. Diesmal gilt es, darüber zu frohlocken, daß der Krieg, der nach den Wünschen der Feinde den Zusammenbruch der Donaumonarchie hätte herbeiführen sollen, allen ihren Völkern das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit neu geweckt und sie zu einer unerschütterlichen Einheit zusammengeschweißt hat, die nicht nur die Kraft gehabt hat, den russischen Eindringling aufzuhalten, sondern auch ihn zurückzujagen und zu vernichten. Eine Abordnung aller öffentlichen Körperschaften in Ungarn und Kroatien-Slawonien, der Regierungen, der Geistlichkeit, der Volksvertretungen, der Komitate, der Städte und Gemeinden, der Handels- und Gewerbekammern, geführt von dem ungarischen Ministerpräsidenten und dem Banus von Kroatien-Slawonien, kommt nach Wien, um Kaiser Franz Joseph, ihrem König, ihre Huldigung darzubringen, und die österreichische Regierung und der Gemeinderat der Stadt Wien als Vertreter von ganz Österreich bereiten ihr einen herzlich brüderlichen Empfang.

Das war noch nicht da. Noch niemals hat es eine ungarische Abordnung über sich gebracht, ihrem König in Wien zu huldigen. Der König mußte zu ihnen nach Budapest kommen, um ihre Huldigung entgegenzunehmen. Die eifersüchtig gehütete ungarische Staatlichkeit verlangte es so. Hätte es einer gewagt, das, was jetzt Tatsache geworden ist, in Vorschlag zu bringen, er wäre von den Hütern des ungarischen Staatsrechts, und das ist in Ungarn so ziemlich jedermann, als Verbrecher an der Ehre der Nation gebrandmarkt worden, und seine Rolle wäre Zeit seines Lebens ausgespielt gewesen. Und nun hat gar der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza, also der oberste Wächter des ungarischen Staatsrechts, in eigener Person diesen Vorschlag gemacht, und er ist vom Unwillen der Nation nicht nur nicht hinweggesetzt, sondern sogar laut und freudig dafür bedankt worden. Mit heiligem Eifer haben alle Schichten der Bevölkerung seinen Vorschlag sofort aufgenommen, sogar erweitert, da ursprünglich nur eine Abordnung der Bürgermeister vor dem König erscheinen sollte, so daß eine Abordnung des ganzen ungarisch-kroatischen Volkes daraus geworden ist.

Gewiß, Kaiser Franz Joseph ist ein hochbetagter Mann, der keine Reisen mehr unternehmen, also auch nicht mehr nach Budapest reisen kann, und er ist auch durch die gewissenhaft erfüllten Regierungspflichten in dieser schweren Kriegszeit an Wien mehr als je gebunden. Deshalb hat er auch soeben den Thronfolger mit seiner Gemahlin nach Budapest geschickt und ihn an seiner Statt seinen Dank für die bewundernswerten Leistungen und den herrlichen Opfermut der Ungarn und Kroaten in diesem Kriege um das Dasein der Monarchie aussprechen lassen. Aber zu andern Zeiten hätten diese Umstände nichts daran geändert, daß Wien nicht Budapest ist. In dem gewaltigen Schwung dieser großen Zeit ist nun alles Kleinliche auch von den Ungarn gewichen. Jetzt ist Wien für sie nicht mehr der Sitz der Hofdamen, die der ungarischen Staatlichkeit den Garau zu machen trachtet, sondern einfach der Ort, wo ihr König wohnt. Und da ihr Herz sie drängt, ihrem Könige gegenüberzutreten und ihm aufs neue angesichts der überwältigenden Ereignisse der letzten dreizehn Monate ihrer treuen Anhänglichkeit, ihrer hingebenden Liebe zu versichern, so suchen sie ihn ganz bedenkenlos da auf, wo sie ihn finden, in Wien.

Dieses Ereignis ist ein Symbol nicht nur der erhebenden Gegenwart, sondern auch einer frohen Zukunft. Man darf daraus schließen, daß das Gemeinschaftsgefühl auch bei den Ungarn durch diese Kriegserlebnisse eine mächtige Förderung erfahren hat, und die Hoffnung daran knüpfen, daß es in kommenden Tagen, die gewiß nicht Tage des leichten Daseins für die Donaumonarchie und ihre Völker sein werden, noch herrlichere Früchte tragen wird. In diesem Sinne empfängt die ungarisch-kroatische Abordnung jedenfalls Wien, ja ganz Österreich, und in demselben Rathause, in dem einst Karl Lueger seine Brandreden nach Ungarn hinaus gehalten hat, wird ihr das dessen Nachfolger Weiskirchner sagen: Quod bonum, felix, faustum, fortunatumque sit!

✱ **Wien, 3. Sept. (Telegr.)** Ein Ereignis ganz ungewöhnlicher Art und, wie man hoffen darf, von nachhaltiger Wirkung, sind die geftrige Huldigung der Ungarn und Kroaten vor ihrem König im Schönbrunner Schlosse und die damit verbundenen Kundgebungen innigster Brüdergemeinschaft zwischen den Völkern Österreichs und Ungarns vorübergerauscht wie eine mächtige, von keinem Mißklang gestörte Symphonie. Ursprünglich nur als eine Kundgebung der jenseitigen Reichshälfte gedacht und auch als solche vom ungarischen Ministerpräsidenten durch eine scharfe Betonung der ungarischen Selbständigkeit angekündigt, ist sie durch die begeisterte Teilnahme der Wiener Bevölkerung, welche die ungarisch-kroatische Abordnung wie Brüder begrüßte, durch die Wechselreden des Wiener und Budapester Bürgermeisters im Wiener Rathause und durch die Reden des österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Stürgth und des Wiener Bürgermeisters Weiskirchner als der Wortführer der Bevölkerung Österreichs zu einer Gesamtkundgebung der ganzen Donaumonarchie geworden, welche die mannigfachen frühern Zwistigkeiten ihrer Einzelteile vergessen macht und auf ein dauerndes Verständnis für die in schwerer Kriegsnot erkannte und durch Ströme edeln Blutes neugefittete Gemeinschaft hoffen läßt.

Das Eisener Kreuz in Wien. — Kein Ehrenwort auf Kündigung. — Es geht schon, wenn man will.

Immer größer wird die Zahl der deutschen Waffenbrüder, die in Wien als Verwundete und Genesende längere oder auf der Durchreise kürzere Zeit verweilen. Die stämmigen Feldgrauen aus dem Reiche, darunter Hünen von Gestalt, mit ihren weitergebräunten Gesichtern, wandeln gern durch die Wiener Straßen und unternehmen, überall freundlichst begrüßt, soweit sie schon mobil sind, längere Spaziergänge

durch die Stadt. Allein oder von unseren Soldaten oder Landsknechten in Zivil geführt, hummeln die stillen und so durch und durch bescheidenen Helden des großen Krieges auf den Bürgersteigen, besichtigen die Auslagen und blicken mit den treuen blauen Augen die Höhe des Stephansturmes hinauf, dessen gotischer Bau das herrlichste der Denkmäler Wiens ist aus unvergessener, großer deutscher Ruhmeszeit. Wo und wie nur möglich werden die deutschen Krieger, die sich in der gastlichen Stadt an der blauen Donau so wohl und zu Hause fühlen, als wären sie schon seit Jahren hier, mit Aufmerksamkeit behandelt. Trägt ein solcher Hüne nach dem Wege, so schließt sich der Wiener ihm gleich am liebsten an, um ihn ans gewünschte Ziel zu bringen. Mit besonderer Auszeichnung werden die Bundesbrüder behandelt, deren Brust mit dem Eisernen Kreuz geschmückt ist. Man kennt diesen Orden des Mannesmuten und der Tapferkeit, der schlicht und einfach in seinem Aeußern, doch so vielsagend ist in seiner Bedeutung und seinem inneren Wert, in Wien vielleicht schon besser als die erotischen, prunkenden und gleißenden Dekorationen, nach denen die professionellen Ordensjäger streberisch haschen. Nicht nur daß unser Militär, auch hohe Offiziere, jedem solchen Manne mit dem Eisernen Kreuz, ohne nach seinem Rang zu fragen, salutieren, ist es gar nicht selten, daß Zivilisten von Stand und Namen den Zylinder lästern, wenn ein deutscher Soldat, und sei es ein „Gemeiner“, mit dem Eisernen Kreuz vorbeikommt. In diesem Zeichen hat Deutschland gesiegt und ist mächtig und einig geworden, in diesem Zeichen muß es wieder siegen, um mächtiger und stärker zu werden denn je. Die meisten unserer lieben Soldatengäste aus dem Reiche machen in den grauen Feldkappen ihre Spaziergänge, aber auch Pickelhauben zeigen sich hier und da, feldgrau und metallisch blinkende, diese direkten Abkömmlinge des Sturmhutes, Eisenhutes und Ritterhelmes, Erinnerungen an die deutsche Heroenzeit, die so glanzvoll wieder auflebt in diesen gewaltigen Tagen.

Schulen der Anmut.

Die wirtschaftlichen Sorgen der Tanzmeister.

Mag es sich immerhin verwunderlich anhören, wenn man im Ernste unserer Zeit von etwas so Fröhlichem spricht, als es der Tanz zu sein pflegt. Wir sind gewohnt, nur heitere Vorstellungen damit zu verbinden. Tanzen — das ist etwas Leichtbeswingtes, Freudiges, Glückliches, das ist ein Wort, das man nie ohne Geigenton hört, nie ohne Lachen und Richern, und bei dem man zu sehen wähnt, wie die Jugend sich umfaßt, wie sie Reigen schlingt und wie sie schälert, während in ihrer Mitte, gleich einem Feldherrn der guten Laune, etwas nervös, aber doch auch angeregt, der Tanzmeister steht. „Kolonne vor!“ ... Klingt es einem nicht im Ohr? Oder: „Mehr schleißen, bitte; nicht so springen, meine Herren!“

Und da vernimmt man nun die Kunde, daß die Tanzmeister schwere Sorgen haben. Sehr schwere sogar, denn sie haben nichts zu tun. Als der Krieg kam, da hat man selbstverständlich nicht daran gedacht, die Kinder tanzen lernen zu lassen. Der Kontrast

dieses Unterrichtes mit den furchtbaren Weltereignissen erschien im ersten Augenblick gar zu grotesk. Darum blieben die Türen dieser Fachschulen gesperrt, und man fand das bei oberflächlicher Betrachtung ganz in Ordnung, ohne zu erwägen, daß sie eine Art Sinnbild nahezu erledigter Existenzen bedeuten. Zahlreiche Tanzlehrer sind durch die Abkehr vom Tanzunterricht brotlos geworden; andre, die einige Ersparnisse oder Nebenverdienste hatten, sind in gefährliche Bedrängnis geraten. Gerechtigkeit ist das nicht, denn ein ernsthaftes Tanzinstitut ist sicherlich nicht als Vergnügungsetablisement, sondern als Erziehungsinstitut zu betrachten. Schon darum verdient es Berücksichtigung von Seiten des Publikums.

Gewiß, man lernt in der Tanzstunde, wie man Walzer tanzt und wie Polka oder Schottisch, aber für die Jugend sind diese Schritte doch eigentlich mehr ein Vorwand, ein ganz bestimmtes Mittel zum Zweck. Es mag gleichgültig sein, ob man die verschiedenen Figuren der Quadrille oder des Ländlers früher oder später kennen lernt, es ist aber keineswegs indifferent, welche Figur ein junges Mädchen macht, wie es geht und wie es sich gibt, kürzer gesagt, ob es anmutig oder linksch ist.

Eine gute Tanzschule ist sicherlich eine Schule der Anmut. Es gibt so viel heranwachsende Kinder, die sich schlecht halten, die nicht ordentlich gehen können und nicht stehen und deren Bewegungen eckig und ungelent sind, deren ganzes Gehaben jeder Weichheit und Geschmeidigkeit entbehrt. Sie sind oft sehr hübsch, aber ihre Bewegungen sind unedel, und das bestimmt die Gesamterscheinung, den ganzen Ausdruck eines Menschen. Sie brauchen das Korrektiv einer ästhetischen Körpererziehung, die man nicht ausschließlich im Sport erblicken darf. Denn so wichtig sportliche Betätigung auch ist, sie hat einen etwas derben, oftmals allzu hurschilosen Zug in das Gebaren der Jugend gebracht, den einzudämmen man sich angelegen sein lassen müßte. Zumal jetzt, in einer Zeit, die ihr ganzes Wesen mit innerer Begründung auf Strammheit und soldatische Zucht gestellt hat. Wir haben alle beglückend erfahren, bis zu welcher Hochspannung wunderbarer Leistungskraft auch diese körperliche Disziplin sich zu steigern vermag, dennoch sollte man, schon zum ausgleichenden Gegengewicht, der Erziehung zur Anmut nicht vergessen. Muß man erst daran erinnern, daß Goethe sie als „unwiderstehlich“ bezeichnet? „Die Schönheit macht sich selber selig, die Anmut ist unwiderstehlich...“

In diesem Sinne möchte man nicht nur auf die Notwendigkeit einer ernsthaften ästhetischen Schulung hindeuten, die ja guter Tanzunterricht bedeutet, sondern auch darauf, daß die Tanzschulen bei uns einer Art Reformierung bedürfen. Gerade jetzt wäre es an der Zeit, mit gewissen allzu freien, um nicht zu sagen: lasziven Tänzen aufzuräumen. Anbetung für das Fremdländische hat sich bei uns eingebürgert. Man muß nur an die jetzt beinahe pathologisch wirkende Begeisterung für den Tango und seine Vorläufer und Nachahmer denken. Das sind nicht Tänze, die das bezwecken, was man als Körperkultur bezeichnen kann. Sie veredeln nicht, sondern geben der Geste einen Ausdruck, der so oft peinlich berührt. Der Tanz hat in dieser Beziehung gerade in den letzten Jahren eine Art Rückentwicklung mitgemacht. Anstatt sich zu veredeln, hat er auf ungeschöne, — man weiß nicht, soll man sagen: raffinierte oder primitive? — Neuerungen Gewicht gelegt.

Es ist, und zwar mit tiefer Berechtigung, davon die Rede, daß man gerade zur Kriegszeit Musik pflegen soll. Ebenso geboten erscheint es, die Kunst der Bewegung vornehmen Einflüssen zugänglich zu machen. Vornehm heißt aber keineswegs temperamentlos sein.

Gerade wir Oesterreicher haben es durchaus nicht nötig, im Tanze so viele Anleihen ans Fremdländische und an die Grotta zu machen, wir, die wir so reich an Nationalitäten und also auch an Nationaltänzen sind. Man braucht nur an unsern reizvollen Ländler, an den Tanz des Alpenvolkes, zu erinnern, der auch als Lieblingstanz unsres Kaisers gilt. Oder an den Tscharbasch der Ungarn, an die Große Mazur der Polen, an die Polkafiguren der Böhmen, an die heimischen Tänze von Mähren, von Dalmatien und an die verschiedenen alten Reigen, die leider immer mehr in Vergessenheit geraten. Einige davon hat man vor etwa drei Jahren gelegentlich eines Ballfestes der Oesterreichischen Hausindustrie zu sehen bekommen, und man ist entzückt davon gewesen. In diesen Tänzen steckt ein Stück prächtiger, gesunder und temperamentsprühender Volkskraft, die bei aller Wärme und bei allem Hingebungsbollen Aufgehen in der Geste niemals ungeschön berührt. An diesen Tänzen kann die Jugend lernen, durch sie können die Tanzschulen zu „Schulen der Anmut“ werden. Weshalb sollen wir nicht auch in dieser Beziehung einmal selbstbewußt den eigenen Reichtum zeigen? Nicht nur weibliche Grazie wird so herangebildet und kultiviert,

auch die Regsamkeit und Schönheit der Knabengestalt würde gewinnen. Denn daß man „männlicher“ ist, wenn man sich unbeholfen und linksch gibt, das glauben wir ja in einer Zeit, die der Körpererziehung so viel Aufmerksamkeit widmet, längst nicht mehr.

Den Reichsdeutschen sagt man nach, daß sie „nützlich“ sind. Dennoch, so heißt es, werden die Tanzinstitute dort als Erziehungsanstalten betrachtet und infolge dessen gut besucht. Es ist alte Weisheit, daß der Kriegsgott immer auch die Musen im Gefolge gehabt hat. Wie man singen lernt, so darf man auch tanzen lernen, wenngleich die Zeiten ernst sind. Und wie die Musiker, wie die Dichter, so soll man auch die Tanzmeister nicht darben lassen — auch sie bereiten in Kriegszeit die Veredlung des Friedens vor.

H. T.

8. IX. 1915

65

97

Vor einem Jahr und heute.

Das war als der Krieg der Welt gegen die Welt in Gang kam. Wien war ein Feldlager. Die waffentüchtig waren von den Waffenpflichtigen und das richtige Alter hatten, waren fortgezogen mit den Offizieren und Soldaten von Beruf, an denen die einförmig graue Kriegsuniform die Schwärmerie von einst für das „weißfarbige Tuch“ anders abstimmen mußte.

Eine von den vielen, ganz sanften Umwertungen, die dieser Krieg Europas gegen Europa, der die Kultur eines Jahrhunderts, in dem Goethe lebte, auslöschte, wie der Lehrer eine kleine Addition auf der Schultafel, in seinem schweren, den Kontinent, den alten, in seinen Grundfesten erschütternden Troß so nebenbei mit sich brachte. Und wenn ein Endchen vom Sonnenstrahl des Humors doch wenigstens in die Stadt der Phäaken mit dem permanenten Bratspieß und dem glänzenden Aug' hineinschauen durfte: bei uns in Wien war auf Schritt und Tritt etwas zu beobachten, das der unfreiwilligen Komik nicht entbehrte, wenn es auch seine seelische Feinheit und Begründung hatte.

Auf einmal also, da die von 20 bis 40 Jahren zu ihrer Hauptmasse ausgerückt waren, wurden die von 40 bis 50 die Begehrten, die Umworbenen, die Herren der Situation, die Löwen des Korsoz, des Salons, der Gesellschaft, wenn man von so zivilisierten Einrichtungen in den gegenwärtigen Zeitläuften noch sprechen durfte. Der oder jener, der gar nicht das Zeug dazu in sich zu haben glaubte, avancierte außerordentlich rasch zum Amanten und zog sich aus der Geschichte so gut er nur konnte. Wie wenn er Lord Chesterfields Buch der Lebensweisheit in der Westentasche trüge, mußte er die Gelegenheiten sich zu schaffen, den schönen Frauen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Und er folgte dem in der Kunst des Liebens erfahrenen Heiden Ovid, und er wischte (was hier natürlich in übertragener Bedeutung gemeint ist), wenn er im Zirkus neben der Verehrten saß, ihr den Staub vom Halse, wenn sich auch keiner darauf befand.

Wo und wann die P. L. Wienerinnen sonst gewohnt waren, die Zwanziger und Dreißiger zu schätzen, paßten sie sich mit selbstverständlicher Bereitwilligkeit den Herren im sogenannten gefeierten Alter an, die schon früher nicht und jetzt erst recht nicht Anlaß zu haben glaubten, sich als ältere Herren zu fühlen und in Horazens Trauerode an Venus einzustimmen.

Nein, ganz im Gegenteil schien es, als ob dem einen oder anderen der damals nur im äußersten Fall zu außerordentlichen Kriegsdienstleistungen an ihrem Aufenthaltsorte zu Verwendenden das nicht immer bittere Schicksal der noch immer fesselnden Dame „entre deux âges“ winkte, die durch Geist und die wohlbewahrten Reste der Schönheit manchmal erst recht zu großer Rolle berufen ist. Uebrigens war Verlaß auf die rüstigen Vierziger, die jetzt — große Ursachen, kleine Wirkungen — Hähne waren im Korbelo Wien. Sie zeigten sich den plötzlich an sie gestellten, weit gesteigerten Anforderungen als Zeitvertreiber, Schwerenöter und Tröster aber schon sehr gewachsen.

An einzelnen privilegierten Vertlichkeiten des Wiener Sommerlebens, so auf dem Wiener Lido, vulgo Gänsehäufel — der niederösterreichische Volksmund bezeichnet jede Sandbank in der „großen“ Donau als Hausen (verkleinert Häufel!) — mit seinem stark lokalisierten „Strand- und Badeleben,“ waren von Tag zu Tag mehr Herren der „Gesellschaft“, in die sich allerdings auch kräftig Talmi mischt, ausgeblieben. Idyllischer, stiller war es noch nie in dieser hochsommerlichen Sonnenherrlichkeit an den Altwässern der Donau. Hier hatte man plötzlich, wienerisch gesagt, „an Ruh“ . . . Die wienerische Heß war vorüber; man badete, um naß, und sonnte sich, um trocken zu werden. Pan war abgezogen, und das große, gellende Lachen war verstummt, gestorben.

Sonst aber merkte man im Wiener Wirbel nicht allzuviel vom männermordenden, gewaltigen Krieg. Denn die über 40 waren mannhaft in die gesellschaftliche Bresche getreten. Die Wienerinnen — was sollten sie schließlich machen? — hatten sich bald d'reingefunden und gaben sich mit dem gemächlicheren Ersatz ganz wohl zufrieden. Womit nicht gesagt ist, daß die jungen Helden, wenn sie heimkehren mit Trompeten und Viktoria, nicht mit weit geöffneten Armen wieder aufgenommen werden — mußte sich der nachdenkliche Beobachter der Verhältnisse ringsum sagen.

Und heute? Soweit die Wiener Triarier nicht schon gemustert sind beim Dreher draußen, wo trotz des Verbotes:

„Drehorgelspielen sowie Musizieren und Singen ist hier im Hofe strengstens verboten,“ so oft schon da capo und ohne Ende der jauchzende Refrain geklungen hat:

Uns zwei Alten
Haben's g'halten! . . .

kommen sie noch d'ran mit der automatischen Sicherheit des Jahrganges und des Alphabets. Und dann werden sie mit den Jüngeren und Jüngsten in einem weiten Kasernenhofe stehen und dann wird es wirklich keine älteren Herren mehr geben; Söhne werden mit den Vätern, Schüler mit den Lehrern Schulter an Schulter exerzieren. „Alles in Bewegung“ hat derselbe altgriechische Weise gesagt, von dem das merkwürdige Wort stammt: „Der Krieg ist der Urheber aller Dinge.“

—ld.

9/IX. 1915

* (Neuigkeiten aus Wien.) Es wird wohl wenige Bewohner Wiens geben, die nicht hell auf lachen werden, wenn sie erfahren, was alles auf dem Umwege über Rom über Wien verbreitet wird. So läßt sich der „Temps“ aus Rom folgendes melden: „Nach einer Wiener Korrespondenz ist die Garnison der österreichischen Hauptstadt fast ausschließlich aus Matrosen der Flotte zusammengesetzt, die aus Pola herbeigeht wurden. Ehedem gab es einige Regimenter Infanterie und Kavallerie, aber diese Truppen sind nach den verschiedenen Fronten abgegangen. Nach dem gleichen Briefe wäre die Lage in Wien beunruhigend wegen des Mangels an Lebensmitteln und der Epidemien.“ Die Matrosen unserer Flotte haben, das sollte man doch in Rom sehr genau wissen, Wichtigeres zu tun, als in Wien zu weilen. Sollte vielleicht der Gewährsmann für diese Neuigkeiten nicht unterscheiden können, welcher Truppengattung diese oder jene Mannschaft angehört? Wenn es den Leuten in Rom zur Freude gereicht, zu verbreiten, daß in Wien Unruhen zu befürchten sind, soll ihnen das Vergnügen nicht verdorben werden.

Schützengraben mit Musik.

Was den Berliner recht ist, ist den Nicht-weniger-Gemüthlichen an der Donau nur billig, und also haben wir nun auch unseren Schützengraben, für die Zuhause-Geblienen und natürlich mit Musik. Hier wird der friedlichste aller Kriege geführt, man erlebt ihn für ein Eintrittsgeld. Kinder zahlen die Hälfte. Dreiviertel Kilometer Weltgeschichte für den Anschauungsunterricht, und da es das Kriegsfürsorgeamt ist, das hier die Kriegsentzündung einhebt, sehen wir dem Wiener Schützengrabenkrieg mit frohen Hoffnungen entgegen. Herr Sumsenhuber begibt sich mit Kind und Regel in den Unterstand. Es ist ein vortrefflich eingerichteter und, was den mehreren Leuten immerhin die Hauptsache sein dürfte, beruhigend bombensicherer Unterstand, mit Brustwehr und Sandsack, in den Schießscharten liegen russische Gewehre, auch eine dicke Verta ist da, eine russische älteren Kalibers, von Stoda in Pilsen erzeugt. Die Dame desertierte in den Karpathen aus russischen Diensten und hat nun ein schönes Dasein im Lunapark. Nämlich, der Wiener Schützengraben ist unten im Prater, auf den Gründen des längst abgebrochenen fröhlichen Bezirks unserer Wriaausstellung. Nun ist aber keine rechte Zeit für Freudenräder und fidele Badeltöpfe. Was also läge näher, als daß sich der Patriot, dessen beschädigter Corpus vor dem Auge unserer Musterungsärzte keine Gnade fand, in einen so gut wie echten, garantiert gefahrlosen und, selbstverständlich, gemüthlichen Schützengraben begibt. Es ist unsere neueste Landpartie. In den Wald- und Wiesenwirthshäusern von Hütteldorf und auf dem Kahlenberg beklagen sich die Sonntagsaushilfskellner schon über die neue Konkurrenz. Und ich möchte auch die Reize einer friedlichen Wienerwaldbandschaft kennen, die es mit einem Schützengraben, noch dazu im Prater und mit Tramwayanschluß, aufzunehmen vermöchte! Man wandelt seine sechs Fuß unter der Erde, klettert auf die Brustwehr, um mit sachkundigem Aug' über das Vorfeld mit Stachel- drahtverhauen und, man denke, spanischen Reitern zu spähen, und betrachtet gerührten Blicks ein Umschlagbild aus der „Wiener Mode“ im Mannschafstunterstand. Sodann aber begibt man sich, zur Deckung, ins Dritte Kaffeehaus oder zum Eisvogel hinüber, wo alle halben Stunden dank Schützengraben, Drahtverhau und der von unserem städtischen Gartendirektor Herrn Hybler naturgetreu erschaffenen Karpathenlandschaft frisch angeschlagen wird. Menschen, Menschen san wir alle, und man glaubt nicht, wie erregend so ein Krieg mit Musik, Wirthshaus und Brotschani auf den Konsum von Schwedater Lagerbier einzuwirken imstande ist.

Carl Marilaun.

Wiener Kleinigkeiten.

Das Wiener Café im Krieg.

Die Verordnung über die Einuhrsperrre des Wiener Cafés hat in der Öffentlichkeit eine kleine Kaffeehausdiskussion hervorgerufen. Sehr stark hat die Angelegenheit niemanden beschäftigt (zumindest viel weniger, als es im Frieden der Fall gewesen wäre), hauptsächlich wohl deshalb, weil die öffentliche Meinung jetzt viel wichtigere Themen hat, dann aber, weil das Kaffeehaus im Kriege viel von seiner Friedens-eigenart verloren hat. Als gesellschaftlicher Treffpunkt bürgerlicher Kreise spielt es lange nicht mehr die alte große Rolle, womit schon gesagt wird, daß das Interesse an einer früheren oder späteren Sperrstunde kleiner ist als früher, und auch als Geschäftscasé, in dem wichtige geschäftliche Abmachungen getroffen werden, besteht es in verringertem Umfang, weil die Branchen, die zum großen Teil im Kaffeehaus lebten, die Geldvermittlungs-, Bau- und Börsebranche, infolge des Krieges daniederliegen. Auch die Heimkehr eines beträchtlichen Teiles der galizischen Flüchtlinge hat die Wichtigkeit des Wiener Kaffeehauses in der Kriegszeit vermindert.

Wer sich ein Bild über den Umfang des jetzigen Kaffeehausbesuches und über die Art der Gäste machen will, muß sehr differenzieren. Allgemeinheiten gelten jetzt nicht mehr. Die Kaffeelieder sprechen zwar davon, daß die Cafés im Centrum der Stadt durch den Krieg im großen und ganzen gewonnen, die Cafés in den äußeren Bezirken aber geschäftlich viel verloren haben, doch ist auch dieses Urteil in solcher Allgemeinheit nicht ganz richtig, denn es gibt Cafés im Centrum, die durch den Krieg Einbuße erlitten, andererseits aber Vorstadtkaffeehäuser, die in der letzten Zeit enorm profitiert haben. Wer in jedem einzelnen Falle den besonderen Ursachen nachgeht, kommt zu Ergebnissen, die oft ganz interessante Einblicke in die Eigenheiten des gesellschaftlichen und teilweise auch geschäftlichen Lebens der Stadt Wien in der Kriegszeit gewähren. Da sind zunächst die soliden Kaffeehäuser im Raibiertel der Innern Stadt. Man mag zu welcher Tageszeit immer bei ihnen vorbeikommen, man wird sie immer mit Gästen stark besetzt finden; daraus darf aber nicht vielleicht auf ein Uebermaß an Wohlleben geschlossen werden. Im Gegenteil. Die Ursache des besseren Besuches in den Cafés im Raibiertel ist in der tiefen Depression zu suchen, die jetzt das kaufmännische Leben kennzeichnet. Die großen Manufakturwarenfirmer, die im Raibiertel ansässig sind, leiden zum größten Teil an Warenmangel und verzichten darauf, ihre viele Reisenden wie früher in die Provinz zu senden. So sitzen die Reisenden im Kaffeehaus. Ab und zu kommt ein Kaufmann aus der Provinz, um sich Ware zu verschaffen. Er setzt sich dann zu dem Reisenden ins Café, und wenn der Kundenschaft klar geworden ist, daß es nichts zum Einkaufen gibt, weil nichts da ist oder weil ein unerwünschter Preis verlangt wird, dann suchen sie sich einen Dritten und vielen Dank. Dem Kaffeelieder geht es dabei nicht schlecht. Es gibt sogar im Raibiertel Lokale, die gerade infolge dieser Verhältnisse im Wert ganz ansehnlich gestiegen sind. Die gegenteilige Wirkung ist bei den Luxuscafés zu verzeichnen. Man erinnert sich noch — soweit diese Zeit mit ihren kleinen Affären auch zurückzuliegen scheint

—, daß vor etwa vier Jahren in der Innern Stadt in einer Saison gleich eine ganze Anzahl elegantester Cafés mit Ausstattungen in Gold und Marmor eröffnet wurde. Ihr Entstehen fiel mit der Bauwut in der Innern Stadt zusammen, und weil sich die Bauherren für ihre Parterrelokalitäten keine andere Verwendung wußten, gaben sie ihnen glänzende Kaffeehouseinrichtungen. Die so entstandenen Cafés kämpften mühsam um Gäste. Schließlich brachten sie es zutage, ein Abendpublikum zu sammeln, das sich zum großen Teil aus den wohlhabenderen Vorstädten einfand, um bei Kaffee oder Limonade ein Konzert zu hören. Dieses Publikum war aber nicht groß und zahlungskräftig genug, um die hohen Spesen eines großen Kaffeehausbetriebes zu decken. Als der Krieg kam, blieb es langsam aus. Einige Monate hindurch halfen die polnischen Flüchtlinge aus der Klemme. Jetzt sind auch sie ausgeblieben. Der Mehrzahl der Cafés in der Innern Stadt hat aber der Krieg Mehreinnahmen gebracht, selbst wenn man die Geburta des Besuches durch die Flüchtlinge abzieht. Den Anstoß dazu gab, so sonderbar das auch klingen mag, die Kälteschutzaktion. Die Frauen strickten den ganzen Winter hindurch in allen Cafés Kälteschutzmittel und haben die Gewohnheit, im Kaffeehaus Sandarbeiten zu machen, nicht aufgegeben, als die Kälteschutzaktion nichts mehr zu tun gab. Jetzt sieht man sie im Café Stickerien aller Art fürs Haus fertigen. Dem Kaffeehausbesuch kommt das natürlich zugute.

Einheitlicher hat sich das Schicksal der Kaffeehäuser in den Vorstädten während des Krieges gestaltet. Der Frauenbesuch spielte dort nie eine Rolle, und die Männer, die das Hauptkontingent stellten, sind eingerückt. Die Nichteingerrückten sind auch vielfach ausgeblieben. Musterung folgt auf Musterung, und immer mehr rücken ein. Den wenigen Zurückgebliebenen sind die Spielpartner fortgezogen und sie müssen sich immer mehr zusammenschließen, um den gewohnten Plausch oder das gewohnte Spiel zu haben. Geht es nicht mehr im Stammcafé, so sucht man ein anderes auf. Darunter leidet der Cafetier. Die gewohnten Abendgesellschaften im Vorstadtkasé nach Choaterischluß oder nach dem Nachtmahl im Gasthaus gibt es kaum mehr. So bleiben immer mehr Gäste aus. Dagegen geht es in den Vorstädten denjenigen Cafés gut, in deren Nähe es eine militärische Ubikation gibt. Offiziere und auch Mannschaften kommen zum Frühstück und nach dem Nachtmahl, und beide bringen ihren Bekanntenkreis mit. Das gibt ein gutes Kriegsgeschäft.

Schönbrunner Kriegstage.

Auf den ersten Blick ist alles wie immer. Die alte Döbinger Pfarrkirche mit dem frisch gestrichenen Turm und dem neu gestrichenen Schindeldach, gegenüber das moderne Hotel, am Eingang der pompöse Burggarden, dann Schnurgasse, breite Alleen zwischen glatt geschnittenen grünen Baummauern, Bänke mit strickenden Frauen und spielenden Kindern, Blumenparterre mit Springbrunnen und einem kurzgeschorenen Rasen, auf dem sich Blumenlinien vielgeköpft winden. Und über allem eine milde, freundliche und friedliche Herbstsonne. Alles ganz so wie immer.

Über an der Tür des Balkenhäusers hängt eine Tafel: Freier Eintritt für verwundete Soldaten. Es gibt also Krieg und verwundete Soldaten! Wirklich sitzen sie hier in der lauwarmen feuchten Luft, zwischen niegeschauten duftigen Blumen und riesenhaften tropischen Bäumen, in Uniformen, die es nicht leugnen können, daß sie lange, lange Zeit die Strapazen des Schützengrabenkrieges mitgemacht haben. Unter ihren großen Stiefeln, die vielleicht schon weithin über russische Erde marschiert sind, knarrt der zarte gelbe Sand. Selten spricht einer ein Wort. Meist schauen sie nur und wundern sich, wach verschiedene Dinge man in wenigen Wochen erleben kann.

Das erste, was man, von der Benzinger Seite kommend, von den Tieren sieht, ist die Elefantmutter mit ihrem zierlichen Baby, das freilich nicht kleiner ist als ein ausgewachsener Däse. Mutter und Lächelchen dürfen im Freien sein, während man den alternden Herrn Papa nicht mehr der kühlen Abendluft aussetzen will. Kinder füttern das Elefantjunge, freilich nur mit Kastanien, die die Bäume jetzt freigebig zu Boden schütten. Aber ein verwundeter Soldat, der mit seiner Mutter schon lange vor den Elefanten steht, nimmt endlich aus dem Körbchen der Frau ein Stück Brot und wirft es durch die Gitterstäbe. Jetzt will das Elefantfräulein von Kastanien nichts mehr wissen.

Die Schönbrunner Tiere werden sich wohl überhaupt darüber wundern, daß die Gaben an Brot, Nespeln und Zucker jetzt gar so spärlich fließen und daß nie mehr auch nur das kleinste Stückchen Kaisersemmel zu erhaschen ist. Hartnäckig rudert der Eisbär und der braune Bär mit den mächtigen Taten, um sich durch die Strömung alles das zuzuführen, was im Bereiche des Käfigs herumschwimmt. Aber es gibt nur Enttäuschungen, denn nichts schwimmt hin als braune Blätter und Kastanien. Besser daran sind bloß die malaischen Bären. Sie sind so possierlich, daß sie auch dem geizigsten Besucher das letzte Stückchen Brot, das er in der Tasche hat, abzubetteln vermögen, und selbst wenn man es auf die Decke des Zwingers wirft, scheuen sie die Mühe nicht und klettern unter dem Jubel der Menge mühsam an den Stäben empor, um den seltenen Brocken zu erwischen. Dann sitzen sie auf den Hinterpfoten und verpeisen fein manierlich wie wohlgezogene Kinder das Brot, während sich zu ihren Füßen Spaken um die herabfallenden Krumen rufen. Alle anderen Tiere aber, die Dammhirschen und Zedras, die Rehe und Lamas, müssen unter dem Regiment der Brotkarte leiden. Wie sehnsüchtig sie auch das Gitter lecken, niemand hat etwas für sie.

Mangel leidet dennoch keines von den Tieren. Am allerwenigsten die großen Katzen, die Löwen, die Tiger und die Leoparden, die heute ebenso ungeändert ihre volle Pferdeleischration er-

halten wie in den friedlichsten Tagen. Niemand in Wien spürt so wenig von der Fleischteuerung wie diese Bestien. Die Löwen haben sich übrigens in ihrer bekannten Großmut für das gute Futter dankbar erwiesen und zwei nettliche Junge in die Welt gesetzt, die jetzt drei Wochen alt sind und wenigstens zum Teil einen Erbs für frische Importe bieten, die in diesen Tagen so gut wie unmöglich sind.

Überall zwischen den Käfigen Soldaten, Offiziere und Mannschaft, Reichsdeutsche, Oesterreicher und Ungarn, mancher unter ihnen, der noch nie ein erotisches Tier gesehen hat und sich vor Staunen kaum fassen kann. Ein graubärtiger Krieger jubelt mit den Kindern bei den malaischen Bären, ruft ihnen zärtliche ungarische Kosenamen zu und kann sich dann gar nicht von den Affen trennen und von den buntpfärbigen Papageien, die man offenbar deshalb in den Käfigen einquartiert hat, damit sie mit ihrem krächzenden Geschrei ein bißchen Urwaldstimmung erzeugen und den Affen den Aufenthalt in Schönbrunn heimlich machen.

Bei den Raubtierkäfigen öffnet sich eine schmale Pforte und zwischen Glashäusern hindurch führt der Weg zur Victoria regia, der Königin der Blumen. Auf dem lauwarmen Wasser schwimmen die tellerförmigen Riesblätter, die fast zwei Meter im Durchmesser haben und ein halbes Pfund an Gewicht zu ertragen vermögen. Von den herrlichen Blüten, die sich am ersten Tage blendend weiß öffnen und dann von Tag zu Tag ihre Farbe ändern, ist heute keine da, denn die einzige, die am Morgen zwischen den Blättern schwamm, hat man abgeschnitten und zum Kaiser gebracht. Als einen friedlichen Blumenarab in ernstlichen schweren Tagen.

Vor dem Bärenzwinger hat sich ein stets wachsender Haufen von Leuten angesammelt, und mit ärgerlichen Gebrumm fährt der zottige Kerl gegen die starken eisernen Stangen, die ihm die Freiheit wehren. Was hat er doch, worüber ärgert sich der sonst so gutmütige Geselle? Ein Soldat schießt ihm mit dem Stock, auf dem er sonst durch die Strahlen humpelt, ein halbes Stückchen Zucker zu, aber immer nur so weit, daß es der Braune allen verzweifeltsten Anstrengungen zum Trotz nicht erhaschen kann. Und so oft der Bär sein unwilliges Brummen ausstößt, lachen die Leute ringsherum vergnügt, und dem Feldbraven strahlt die helle Freude aus den Augen.

Kleiner Bilderbogen.

(Aus Wiener Kriegstagen.)

Auf der Straße. Im Gemüß der Menge schwirren Worte und abgerissene Sätze um einen, Schicksale hüchen vorbei in ein paar Lauten, in die Wohnungen und in das Leben fremder, einmal und dann vielleicht niemals wieder gesäuter Menschen sieht man im Vorübergehen, über den Klang ihrer Stimmen hinweg und durch den halb aufgeschlagenen Sinn einzelner Worte. Am öftesten schwebt einem jetzt das eine ernste und bleiern schwere Wort, das nun schon seit Jahr und Tag in unser aller Herz und Hirn und Mund ist, ans Ohr: Krieg. In tausend und aber tausend Abstufungen von Tönen, die Gehalt und Gewicht wiedergeben, die es im Leben des Sprechers innehat. Jeder sagt es, plaudert es, spricht, raunt, klagt, seufzt, schreit, flüstert und knurrt es anders. Jeder ganz aus seinem Gesicht und seinem Wesen heraus, nach seiner Kraft oder seiner Schwäche, nach seiner Schwermüdigkeit oder seinem Leichtsinn, seinem Optimismus oder seinem Pessimismus. Man muß nur aufpassen, wie jeder „Krieg“ sagt, und man gewahrt, wie vielfältig Einfühlbarkeit sein kann, wie unendlich eine Silbe. Krieg! Unsere Zeit liegt in dem Wort, unser Leben. Und wir in seinem Ton. Es gibt hier nicht Verstellung, die Wahrheit klingt und zittert durch. Raht auf, wie jeder „Krieg“ jagt! Alle Bekannten, Freunde und die Fremden.

* * *

Ein Paar geht jetzt eine Zeitlang knapp hinter mir, ich höre alles, was die beiden Menschen sprechen. „Wissen Sie, Herr Oberleutnant,“ sagt eine überhelle Stimme, „daß ich mich ruhig pfleg, mir Toiletten und Güte kaufe, und... daß ich mich unterhalt, wo doch jetzt so viele Menschen leiden und so viel sterben müssen. Glauben Sie es mir, ich habe geradezu ein Gefühl der Beschämung, daß... Was müssen Sie von uns denken?...“ — „Aber, aber,“ unterbricht der Herr Oberleutnant die junge Dame. „Sehen Sie, Sie verstehen uns gar nicht. Das sollen Sie, müssen Sie ja alles. Haben Sie eine Ahnung, was uns der Gedanke an euch schöne Frauen draußen ist. An eure Gepflegtheit und euren Duft. Ja, da draußen, im Schmutz und Gestank und Schmerz, da ist das ein Traum, daß ihr auf der Welt seid. Euer Sein mit allem, was euch ausmacht, eure Toiletten und Güte, und ihr Reiz. Eure Unberührtheit von allem Rauhen, euer Fernsein vom Schweren, eure göttliche Entrücktheit von allem dumpfen, lauten, rauchenden, blutenden und übelriechenden Elend — das ist das Herrliche, woran wir denken, wovon wir träumen können. Gerade all das, wonach wir uns sehnen bis zu Schmerz und Qual, das habt, das seid ihr. Ja, ja, glauben Sie mir das. Euer helles Lachen und eure Froheit, eure Leichtbeschwingtheit und Unbedrücktheit, euer Licht und euer Frühling... Wißt ihr, versteht ihr, was das heißt, was uns das ist? Und das sollten Sie sich schämen zu besitzen, um uns damit zu beschenken, zu beglückwünschen? Das wollen Sie uns vielleicht rauben? Und wenn wir wiederkommen, sollten wir euch ernst und feierlich, ohne Licht und Lust, im Bürgerkleide wiederfinden! O, es lügen die, die solches wollten, belügen sich selbst und die Welt... Ist es wert, wiederzukehren, wenn ihr nicht mehr da seid, ihr, so wie wir euch da draußen träumen, ihr, mit allem, was euch zu dem macht, was ihr uns seid?! — Gehen Sie auf in der Sorge um Ihre Pflege und um Ihre Kleider und schauen Sie, daß Sie Ihr schönes, frohes und leichtes Lachen nicht verlieren, dann geben Sie uns das Beste und Schönste, das Sie uns geben können.“ Bei den letzten Worten kommt das Paar mir vor. Ich sehe einen jungen, feichen Oberleutnant mit blauen, gültigen Augen und eine schöne Frau, die gerade hell und silbern auflacht, fürchtbar vergnügt und befriedigt. Wirklich, der Frühling ist in diesem Lachen. Und der Frühling spiegelt sich in den Augen ihres Begleiters.

* * *

In einem Gasthaus. Der kleine Saal füllt sich langsam mit Menschen, Bierdunst und Rauch. Der Stammtisch wächst. Um ihn sitzen Männer mit dicken Uhrketten, schwarzen Röcken und knarrenden Stimmen. Sie politisieren natürlich, denn Männer mit dicken Uhrketten und schwar-

zen Röcken politisieren immer. Wie erst am Stammtisch und im Krieg! Es wird aber jetzt eben nicht nur einfach Politik betrieben, sondern auch Strategie. Und diese Strategie macht Lärm; Strategie am Stammtisch macht nämlich immer Lärm, so viel wie kaum eine andere. Sie und da zielt zwar einer mit überaus feierlicher und geheimnisvoller Miene ein „Nä“, damit nicht am Ende ein wichtiger und raffinierter Plan und Schachzug gar bis nach Russland dringt, es nützt aber nie länger als eine Minute. Denn in der nächsten sind schon wieder alle so wild in Streit und Wut geraten, daß jeder des anderen schlauestes Planen boshaft und überlaut als Dummheit in die Welt schreit. „Wenn ich,“ meint einer, „wenn ich die Deutschen wär, ich sag’ Ihnen, ich möcht’...“ Er kann aber nicht sagen, was er möcht’, wenn er die Deutschen wär, denn schon brüllt jemand: „Unsinn!“, und ehe der letztere argumentieren kann, beginnt schon ein Dritter, weitausholend und mit philosophischer Gebärde: „Wie gesagt, ich werde, ich werde, ich werde... wie gesagt, wenn nämlich, meine Herren, also... wenn nämlich, wie gesagt... werde ich Ihnen gleich mit Berücksichtigung... bitte, lassen Sie mich doch erklären, wie gesagt, was ich Ihnen sage, dann, also, meine Herren, wie gesagt... man muß nämlich, versteh’n Sie...“ er schlägt auf den Tisch, um seine Behauptung zu bekräftigen. „nicht wahr, wie gesagt also, ich werde... ich werde... ich werde...“ — Am Nachbartisch sitzt ein verwundeter Soldat. Er lächelt hie und

da ein wenig, dann sieht er wieder ernst und vorsonnen da. Manchmal huscht eine Welle des Mergers über das Angesicht des Mannes, der im Felde stand und nun diese Groteske des Krieges erleben muß. Es muß vielleicht sehr, sehr viel Humor dazu gehören für einen, der den Krieg mit seinem Blut erlebt hat, um einen Stammtisch mit Bürgern und dicken Uhrketten noch komisch zu finden und lächelnd zu ertragen. Neben dem Soldaten wird der Stammtisch mit der Zeit poinlich. Doch davon weiß der Stammtisch nichts. Es wird nur immer angeregter rings um ihn... Da kommt ein hageres Männchen herein, begrüßt die Herren und läßt sich nieder. Und es ist mit einem Male still. Man scheint Respekt zu haben vor dem Männchen und seinem Urteil, wahrscheinlich wegen der Hagerkeit. Alles sieht gespannt auf das kleine Gesicht, das in dämonischem Schweigen verharrt. „Nun, nun...“ kommt es von allen Seiten. Das kleine Männchen hebt unsympathisch überlegen und salbungsvoll die Hand und sagt: „Na, ich bin zufrieden, es geht langsam vorwärts...“ — Da geht dem Soldaten am Nebentisch mit einem Male der Humor aus. Er springt auf und stürzt sich förmlich auf das hagere Männchen: „Was, langsam?! Langsam!... Sie sind zufrieden?! Das ist ja überaus freundlich von Ihnen... Mensch, waren Sie draußen, waren Sie im Felde, he?“ — „Nein,“ kommt es ganz dünn und kleinlaut von den Lippen des Opfers. — „Da kann es Ihnen leicht langsam gehen; langsam geht es immer nur denen vorwärts, die gemächlich hinten sitzen, im warmen Zimmer und beim vollen Tisch. Mensch, wissen Sie, wie es da draußen aussieht; mit wie viel Blut jeder Schritt vorwärts erkauft ist, mit wie viel Leben und Wunden!?! Und wissen Sie, wie wir vorwärts stürmen, über Feind und Tod hinweg, seit Wochen und Monaten, in einem Tempo, dessen Marschleistungen allein alles Menschliche übersteigen?! Wissen Sie, was „Krieg“ heißt, „Gefechte und Schlachten“?!... Und da gibt es Menschen, die vergnügt zu Hause sitzen und „ganz zufrieden“ sind, denen es langsam vorwärts geht! Sie sollten hinaus, Mensch, hinaus! Alle sollten das, die finden, daß es langsam geht!“ — Der Soldat salutiert und hinkt aus dem Saale... Am Stammtisch ist es still geworden. Alle sitzen begossen da und blicken schau zu der Tür, durch die der verwundete Krieger gegangen. Und sie sprechen nicht mehr vom Krieg an diesem Abend, nicht mehr von Strategie. Und sie sind still, recht still. p. c.

20. IX. 1915

* (Die Ein-Uhr-Nachtsperre.) Gestern nachts ist die behördliche Verfügung, wonach die Gastlokale Wiens um 1 Uhr nachts geschlossen werden müssen, in Kraft getreten. Ein leichter Regen, der wiederholt aussetzte, beeinträchtigte den sonst an Samstagen etwas lebhafteren Verkehr auf den Straßen und schon um Mitternacht sah man nur wenige Passanten. Pünktlich um 12 Uhr brach das Spiel der Konzertkapellen in den Konzertkassenhäusern ab und bald darauf sah man die Musiker mit den Violinkasten unter dem Arme die Lokale verlassen, in denen das Publikum zum Teil noch im Gespräche sitzen blieb. Gegen 1 Uhr verließen die letzten Gäste die Lokale. Die Automatenbuffets schlossen um diese Stunde. Der Ausschank an warmen Speisen und Getränken wurde kurz vorher eingestellt. Ueberall fügte sich das Publikum widerspruchslos in die Anordnung des zeitlicheren „Schluszmachens“. Auf der Praterstraße, die sonst zur Nachtzeit von den Musikflängen zahlloser Zivil-, Salon- und Zigeunerkapellen förmlich wiederhallt, machte sich der Kontrast noch auffälliger geltend. Auch dort war um Mitternacht die Einstellung des Konzertierens pünktlich befolgt worden. Einige größere Lokale hatten Tafeln ausgehängt, auf denen mit Kreide geschrieben war: „Bis zwei Uhr offen.“ Diese Lokale wiesen auch hier zwischen 1 und 2 Uhr einen stärkeren Besuch auf.

Ende: 1 Uhr.**Die neue Wiener Polizeistunde.**

Die Nacht wird kürzer und kürzer. Die Zeiten, da noch der Wahlspruch der Drahrer galt: „Ende — nie!“ sind längst vorbei, — wenigstens bis auf weiteres. Früher war es so, daß es in der Großstadt eine scharfe Trennung zwischen Tag und Nacht gar nicht gab. Das großstädtische Leben ist schwächer, leiser geworden, ganz aufgehört hat es nie.

Der Krieg hat hier Wandel geschaffen und die Bummeler belehrt, daß in ernstesten Zeiten Müßschlafen das Gescheiteste ist, und daß es sich auch bei Tag ganz gut leben läßt. Die erste behördliche Verordnung zwang die Nachtwögel, um 2 Uhr, ob sie wollten oder nicht, nach Hause zu gehen, und jetzt wurde der Termin neuerdings verschoben; seit vorgestern heißt es: Ende 1 Uhr.

In den Lokalen mit Musik, die in der Nacht vom Samstag zum Sonntag zumeist guten Besuch aufzuweisen hatten, riß das Leben Schlag 12 Uhr plötzlich ab, die Kellner hatten alle Hände voll zu tun, weil alle gleichzeitig zahlen wollten, und zu einer ganz ungewohnten Zeit leerten sich die Vergnügungstätten. In den Ringkaffeehäusern, in denen sich das Leben hauptsächlich am Tage abspielt, war die Wirkung der neuen Verordnung weniger bemerkbar; hier ist der Verkehr nach 12 Uhr selten stark, und die paar Dutzend Stammgäste, die sich zum großen Teil im Spielzimmer aufhielten, mußten eben um eine Stunde früher ihre Tarock- oder Billardpartie abbrechen.

Einige Lokale im Zentrum, denen eine Verlängerung des Betriebes bis 2 Uhr gestattet wurde, hatten vorgestern Massenbesuch aufzuweisen; auf dem Stephansplatz konzentrierte sich, wie gewöhnlich, das nächtliche Leben; von allen Seiten strömten Menschen herbei und der „Bummel“ im „Casé de l'Europe“ erinnerte an die Silbersternnacht früherer Jahre. Um 1/2 2 Uhr wurde der Zugang geschlossen und den Leuten, die kamen, blieb nichts anderes übrig, als nach Hause zu gehen oder auf der Straße zu bleiben; viele entschlossen sich zu letzterem, und nun gab es manche heitere Szene, wenn Gäste des Kaffeehauses draußen Bekannte entdeckten, die sie zum Eintritt veranlassen wollten, was aber der unerbittliche Pförtner mit aller Energie verhinderte.

Nach 2 Uhr würde es auch hier allmählich still; Szenen wie damals, als die 2 Uhr-Sperre in Kraft trat und der Stephansplatz noch Stunden nach diesem Termin von „Obdachlosen“ überfüllt war, spielten sich vorgestern nicht ab. Und in den äußeren Bezirken merkte man überhaupt nichts Besonderes von der neuen Polizeistunde. Die älteren Leute haben da jetzt keinen Sinn für „Nachtleben“, viele jugendliche „Drahrer“, die dieses Leben sonst repräsentierten, weilen fern von Wien... und auch die Zurückgebliebenen haben andere Sorgen.

Wiener Marktbilder.**Ein Rundgang in Kriegszeit.**

Allmorgendlich, wenn man die Zeitung zur Hand nimmt, sucht man zuerst nach den Kriegsberichten, die trocken und sachlich die Fortschritte unserer Armeen in Nord und Süd aufzeichnen, die Marktberichte, die ebenso trocken und sachlich die leider immer größer werdenden Fortschritte in der Preissteigerung zur Kenntnis der Hausfrauen bringen. Das Thema „Lebensmittelpreise“ ist genau so gesellschaftsfähig geworden, wie jedes hochpolitische Thema. Ganz trocken liest sich so ein Marktbericht mit seinen phantastischen Ziffern, und nur manchmal, zum Beispiel wenn es so hübsch heißt: „Schweine sprunghaft in die Höhe gegangen“, entsteht vor den Augen des Lesers oder der Leserin das Bild von einem lebhaften Treiben. Und lebhaft genug geht es auf unseren Märkten zu.

Das Gedränge bei den Verkaufsständen auf den Märkten ist so groß, wie sonst nur in der Woche vor Weihnachten oder Ostern, und trotz der exorbitant hohen Preise ist die Kauflust so rege, als gälte es täglich die Verprobantierung für eine Woche. Man kauft eben, denn schließlich essen muß man doch! In der Fleischgroßmarkthalle hängen die halben Rinder, die Schweine und Kalber, daß einem das Herz im Leibe lacht, wenn man nämlich einen Augenblick den oben erwähnten trockenen Marktbericht mit seinen Preisen vergißt, und als müßiger Zuschauer, nicht als Käufer kommt. An unseren fleischlosen Tagen ist das Bild dort auch nicht verändert, in der Detailabteilung darf wohl das Fleisch nicht verkauft werden, dafür aber Würste und „Innereien“, und in der Abteilung für den Großhandel werden ebenso Geschäfte abgeschlossen wie sonst.

Die Wiener Märkte bieten überhaupt ein interessantes Bild, das immer wieder zu Vergleichen anregt. Dort sieht man erst, wie eigentlich sich unsere stolze Großstadt aus vielen kleinen Städten zusammensetzt, denn man findet überall eine Eigenart trotz der vielen allgemeinen Merkmale, die die Verschmelzung der Vororte mit der inneren Stadt überall aufgeprägt hat. Zum Beispiel die Markthalle in der Margergasse, die im Verein mit unserem altherwürdigen Rastmarkt die Preise für Wien diktiert, ist für den Detailverkauf, also für die Hausfrau selbst, nur dann für den täglichen Einkauf möglich, wenn die Hausfrau nicht allzu weit wohnt. Und dort in der Nähe der Markthalle ist es nur wenigen Mittelstandsfamilien gegönnt zu wohnen, das haben sich die Detailverkäufer zu nutz gemacht und stellen die Preise so hoch, als es geht, ohne sich der Uebertretung der Preistreibeis schuldig zu machen. Die Hauptkundschaft dort besteht ja zumeist aus Köchinnen der „besseren“ Häuser, natürlich gibt es auch eine Menge Hausfrauen als Stammkunden, die erfreuen sich dann der wohlwollenden Behandlung der jeweiligen Butter-, Eier-, Obst- oder Gemüsehändlerin.

Ueberhaupt, die Behandlung! Es mag wohl eine große Schuld dazu gehören, bevor man die Seele einer einkaufenden guten Hausfrau vollkommen beruhigt hat, daß die Fajolen mürb, die Eier frisch zum Weichkochen, die Butter gut und die Äpfel nicht zu sauer, nicht zu süß und saftig genug sind. Aber deshalb müßten die Damen der Halle doch nicht gleich so abweisend sein, wenn eine Hausfrau den Inhalt ihrer Geldtasche nicht in Einklang bringen kann mit den geforderten Preisen. Diese Behandlung läßt sich die Frau aus dem Arbeiterstande nicht gefallen, die zum Beispiel auf dem Berchenfelder Markt einkaufen geht. Dort darf man wenigstens manchmal Wünsche aussprechen, etwa wenn man auf dem Großmarktsteil, wo durch irgendein Marktgesetz von einer Gattung bloß mindestens drei Kilogramm verkauft werden dürfen, diese drei Kilogramm in je ein Kilogramm Rüsse zu billigstem Preise, ein Kilogramm Birnen saftigster Qualität und ein Kilogramm Kippler einteilt. Allerdings gibt es dort noch alte Frauen, die sich an den Krieg nicht gewöhnen können und jammern, daß jetzt schon „a jed's Krautbappel“ ge-

wogen wird. Kraut ist noch immer das Gemüse des Volkes und man sieht es in Berchenfeld in Unmengen aufgeschüttet liegen, ebenso Kartoffeln, von deren Knappheit auf dem Detailmarkt nur die Preise zeugen. Und Obst gibt es hier billig, Tiroler Äpfel für 28 Heller das Kilogramm, freilich unter dem Zwange, zwei Kilogramm kaufen zu müssen.

Für die Bedürfnisse des eigentlichen Mittelstandes, des zahlreichen Beamtenpublikums, das in den umliegenden Straßen wohnt, ist der kleine Währinger Markt in der Rutschergasse bestimmt, wo sich ein gewisser Kontakt zwischen Käufer und Verkäufer herausgebildet hat, denn der Markt versorgt wirklich nur einen kleinen Teil der Währinger Bevölkerung mit Lebensmitteln, weil in geringer Entfernung sich wieder einer befindet, und das Getriebe hier ist viel gemüthlicher und kleinstädtischer als der oft sinnverwirrende Lärm auf den großen Bezirksmärkten. Ein solcher großer Markt ist der Karmelitermarkt in der Leopoldstadt. Dieser hat durch die vielen galizischen Flüchtlinge, die meist ihre Einkäufe dort besorgen, aber auch oft nur müßige Gaffer sind, ein noch eigentümlicheres Gepräge erhalten, als ihm sonst schon eigen war.

Es wird viel gestritten zwischen Käufer und Verkäufer, jeder hält sich für überverteilt, denn voll-

kommen richtig nach Adam Riese scheint es mir nicht zu sein, daß, wenn der Marktkommissär das Kilogramm irgendeiner Ware mit sechzig Hellern bestimmt, das Vierteltkilogramm davon mit vierundzwanzig Hellern verkauft wird! Aber wehe, wenn man sich etwa darüber aufhält. Des Jammers ist dann kein Ende, der Händler beschwört sämtliche Götter und Heilige zu Hengen, daß er noch fürchtbar draufzahlt und hört nicht auf sein Leid zu klagen, bis ihn eine Kollegin darauf aufmerksam macht, daß irgend jemand die Gelegenheit benützt hat und eine Zwiebel „mitgehen“ ließ. Die Marktorgane sind wohl anwesend, doch selten werden sie zu Hilfe gerufen, der überverteilt Käufer will meist das Aufsehen und die Scherereien vermeiden und die Verkäufer selbst wissen, daß die Marktorgane jene Milde walten lassen, die man in Wien Gemütlichkeit nennt. . . . irgendwo anders würde sich die Behörde kaum beim Fehlen einer Preistafel, die das Gesetz jetzt verlangt, mit den Worten: „Nessas, ich hab' noch la Zeit g'habt, gleich schreib' ich's auf“ verträsten lassen.

Trotz alledem sollte keine Wiener Hausfrau es versäumen, möglichst oft irgendeinen Markt aufzusuchen; das erstmal wird man wohl verwirrt und kennt sich nicht aus, aber man lernt das rasch und die Ernährungsfrage der Familie wird doch leichter gelöst, wenn man das reiche Anbot der Wiener Märkte sieht.

J. F.

fremden Selben bekommen habe. Wir kennen einander nicht, sind uns nie begegnet, werden uns vielleicht nie begegnen. Aber ein Band besteht zwischen ihnen und mir, ein unzerreißbares: schrankenlose Dankbarkeit für ihr Selbentum von meiner Seite, von ihrer Seite das Bewußtsein, daß im Hinterland ihrer Gedacht wird und daß jedes von uns sich glücklich preist, wenn unsre Grüge und unsre armen kleinen Liebesgaben uns einen freundlichen Gruß von den Empfängern eintragen.

Da ich aus eigener Erfahrung weiß, wie hart es einem Kamerad fällt, das Rauchen zu entbehren, härter als Hunger, als Durst sogar, habe ich mich von Anbeginn auf's Cigarettenkloppen verlegt. Im Anfang war ich noch schüchtern und schickte meine Sendungen, ohne meinen Namen zu nennen, an die Front. Als ich aber von andern hörte, daß sie Antworten von Kriegern erhalten, wurde ich kühner und legte in jede Schachtel eine Selbstkarte mit meiner Adresse. Und — es war dies im verflochtenen Kriegsjahr meine intimste Freude — die Karten kamen, von Kriegern beschriebenen, an mich zurück! Ich weiß: Unzählige haben das gleiche erlebt, dieselbe Freude. Aber darum war doch meine Freude nicht geringer. Diese zumeist mit Bleistift beschrifteten Selbstkarten werden immer zu dem kostbarsten gehören, was ich besitze.

Die Korrespondenz zwischen meinen Kriegern und mir beschränkt sich auf wenige

schon in Betracht. Und ich wie auch andre haben auf dem Lande zu unserm Bedauern bemerkt, daß viele in der Sommerfrische weilende Damen an gleichgültigen, für die große Sache belanglosen Kurushandarbeiten stocherten. Wozu Tischläufer und ähnliches, so lang es für unsre Krieger zu sorgen gilt? Mit solchen Arbeiten kann man, nach meinem Dafürhalten, warten, bis Friede ist. Querst kommen die Krieger. Es hat vorläufig überhaupt nichts zu kommen als sie.

In Wien und in ganz Oesterreich sind sich dessen Sachlose bewußt. Alle unsre Hilfsaktionen, die übrigens auch im Sommer keinen Tag gefeiert haben, entsalten bereits eine gesteigerte Tätigkeit und erwarten unsre Mithilfe. Das volkstümliche Fest im Augarten hat diese Tätigkeit glänzend eingeleitet. Andre patriotische, zum Beise der Krieger veranstaltete Feste werden folgen. Und das Hinterland wird auch im zweiten Kriegsjahr zeigen, daß es seiner herrlichen Krieger würdig ist.

Opfer für sie? Dann man da überhaupt von Opfern sprechen? Es gibt ja nichts Schöneres, als tätig sein dürfen für unsre Selben. Wenn ich auf das erste Kriegsjahr zurückblicke, taucht aus all dem Grauenhaften, dem Leid und dem unlagbaren Elend, die des Krieges düstere Begleiter sind, ein helles, freundliches Bild vor mir empor. Es sind die Selbstpostarten, die ich von mir persönlich

Hinterlandsfreuden.

Von Emil Marriot.

Wieder ist es Herbst geworden. Und das zweite Kriegsjahr hat begonnen. Wir vom Hinterland, die wir uns kurze, ich möchte sagen: häßig verlebte Ferien gegönnt hatten, sind wieder eingedrückt. Mit neuen Kräften. Und wir wissen, wofür, für wen wir diese Kräfte gesammelt haben. Noch ist Krieg. Noch kämpfen, bluten und verbbluten unsre Soldaten in Nord und Süd. Alle unsre Gedanken gehören ihnen. Wir dürfen so wenig wie sie, weniger noch als sie ein Ermatten, ein Nachlassen, ein Stillstehen dulden lassen. Denn unser Tod ist süß und unsre Würde leicht, wie es im Ewangelium heißt, im Vergleich zur ungeheuren Last, die jeder von ihnen zu tragen hat. Groß und klein tue und trage mit. Und niemand sage: Was ich zu leisten vermag, ist ja so gering! Wenn tausend und aber tausend kleine Leistungen zusammenfließen, so ist das Ergebnis davon durchaus beachtenswert. Eine Schneehaube gestrickt zu haben, ist freilich nichts Großartiges. Bringen aber Tausende je eine fertig, so kommt das

Sintverleiden

Zeilen. Ich sende den Kriegern, den Siegern, den Helden einen Gruß. Drücke ihnen meine Bewunderung aus. Oder ich schide ihnen ein Wort süchtigster Hoffens, das von Frieden und Heimkehr träumt. Manchmal auch einen kleinen Vers, wie zum Beispiel:

Gute Aufgabe ist, die Rußen zu klopfen.
Die meine, für Euch Zigaretten zu klopfen.

Der Ton meiner Krieger ist frisch, zuverlässig, patriotisch. Männlich gefast auch dann, wenn sie mir Schwermes, sehr Schwermes zu berichten haben. Einer, mein treuester Korrespondent, schrieb mir einmal: "Wir waren fünf Brüder im Felde. Drei sind schon gefallen. . . ." Nichts weiter. Bloß die nackte Tatsache. Seine Eltern leben noch. . . . "Heil und Sieg unsern gesegneten Vätern!" ruft einer. Ein andrer schreibt: "Bin Wiener, Familienvater und werde jederzeit bestrebt sein, mein teures Vaterland nach besten Kräften zu verteidigen." Ein andrer wieder (er schickte eine Ansichtskarte, die unsere und unsere Verbündeten Fahnen wie den Spruch trägt: "Wir dreschen mit vereinten Kräften") hat diesem fernigen Spruch ergänzend hinzugefügt: "Auf unsere Feinde los. Nur immer drauf! Auf's aus wird!" Wohl ein Wiener Kind.

Diesem fehlt es auch an der Front nicht an Humor. So zeigt eine Karte eine ganz hübsche Federzeichnung, die eine ziemlich öde, mit Zelten besetzte Landschaft darstellt. Und als Ueberschrift zum Bildchen: "Wiener Kinder in der Sommerfrische." Andre Wiener Kinder wieder sandten mir ein kleines Gedicht:

Da wir noch immer auf dem Kriegsfuß wandeln,
Auch schon Säure hatten in uns're Gewandeln,
Seit täglich auf 'ne Sendung von Zigaretten hoffen,
Und auf einmal kamen Ihre G'roschken,
Hatten wir sehr große Freude dran,
Da wir zufällig auch Landsträger san.
Wir sagen Ihnen hiemit unsern besten Dank
Und wünschen Ihnen Gesundheit Ihr Leben lang.

Ich habe den lieben Landsträgern in Bergen geantwortet und habe ihnen auch neue Zigaretten schicken wollen. Doch ihre Geldpostnummer war und blieb für Pakete gesperrt, und geschrieben haben sie mir kein zweitesmal. Ob sie noch leben? Ich will es hoffen.

Forsch ist ein Gedicht der Vierundachtziger an "Uns're lieben Wiener!"
Was unsern Wienern am Herzen liegt,
Das ist das Wort: Wir haben gestiegt!
Und jubelnd tört's am Donaustrand:
Gott schütze unser Vaterland!
Das Regiment 84 liegt in Nord und Süd,
Für's teure Vaterland die Seele glüht.
Aug', Herz und Kapselmacher zu schlagen stets bereit:
Wir Deisterreicher siegen in jedem Streit.

Noch eines, auch von den Vierundachtzigern:
Wir sitzen hier in einem Graben
Und teilen uns die Liebesgaben,
Die so reich und auch verschiedn
Uns Vierundachtzigern sind beschieden,
Und danken herzlich allen jenen,
Deren Namen wir ja kennen,
Und wollen ihnen auch verbuchen:
Kein Feind kann je die Kette brechen,
Wo 84 bei Tag und Nacht
Hält Wacht!

Die letzten Karten, die ich im ersten Kriegsjahre bekam, sind von der Tiroler Grenze: "An Kaisers Geburtstag, den wir auf hohen Dolomitenfesten, schönsten schmelzen Ihre Zigaretten ausgezeichnet. Durch diese warme Liebe im Hinterlande wird uns unser beschwerliches Leben in Kälte und Kugelregen leichter, und wir denken stets mit Dankbarkeit jener, die unser Ringen mit Feind und Natur zu würdigen wissen."

Wir wissen es zu würdigen, ihr Helden. Und wenn das wenige, das wir für euch zu tun vermögen, wenn unsre kleinen Liebesgaben und unsre Grüße euch inmitten eurer unerhörten Leistungen Freude bereiten, so ist unsere Freude, daß wir euch grüßen und erfreuen dürfen, gewiß unendlich größer. Auch da seid ihr die Ehrenfenden und wir die Empfangenden. Ihr seid uns wahrlich kein Dank schuldig. Nur wir euch.

Und wir wollen euch beweisen, daß wir wissen, was wir euch schulden: jetzt, solange ihr im Felde steht und für uns kämpft und siegt, und an dem Tag, wo ihr heimkehrt im Siegesglanz. Wie wollen wir euch empfangen! O dieser von so vielen ersehnte Tag. . . .

An ihn habe ich gedacht, als ich einem Krieger ein kleines Gedicht an die Front sandte, das ausdrücken soll, was mich und mit mir Millionen bewegt:

Ein schönes Wort im Krieg,
Das Wort der Helden: Sieg!
Doch löst mir immerfort
Im Sinn ein ignares Wort.
D wor' uns bald beschiden
Dies Wort, das schont: Frieden!

28/IX 1915

Wiens Sommerfrischen im Kriege.

* Wien, 6. September.

Maria Geburt, da ziehen die Schwalben — und die Sommerfrischer fort. So läßt sich der alte Bauernspruch modernisieren. Heuer werden die Sommerfrischer freilich schon ein paar Tage vor dem 8. September, dem Feste Maria Geburt, fortziehen, denn die Stürme der Herbst-Tagundnachtgleiche haben heuer programmwidrig bereits Anfang September ganz unfreundlich eingesezt und nicht nur kaltes Wetter, sondern auch schauerhafte Regengüsse gebracht, die den Aufenthalt draußen bei Mutter Natur nicht mehr verlockend erscheinen lassen und die Sehnsucht nach dem häuslichen Herd und dem gemütlichen Kachelofen beschleunigt haben. So stark wie sonst ist heuer allerdings der Strom der städtischen Rückwanderer nicht. Viele, die sonst ohne ländlichen Sommeraufenthalt nicht haben leben können, haben vorgezogen, in der Stadt zu über Sommern. Man konnte es ganz untrüglich an den Fenstern der Häuser ablesen. Denn recht spärlich waren heuer die Fenster, die während der Sommermonate mit den üblichen Bogen braunen Packpapiers verklebt waren, zum Zeichen für die weniger glücklichen Nachbarsteute — und die Sommereinbrecher, daß der Wohnungsinhaber seine Sommerwohnung bezogen habe. Nicht als ob die Kriegsnot die Leute gezwungen hätte, aus Sparsamkeitsrücksichten zu Hause zu bleiben. Die Notlage ist keineswegs so groß, daß sie die Wiener veranlaßt hätte, ihrer Gewohnheit des Sommeraufenthaltes zu entsagen. Aber mit der Verpflegung hapert's heuer da draußen. Viele haben Anfang des Sommers den Versuch gemacht, in ihrem hergebrachten Sommerwohnstz sich häuslich einzurichten. Denn bekanntlich zieht der Wiener mit Kind und Kegel und Köchin aufs Land, um dort genau so zu wirtschaften wie daheim in der Stadt. War aber heuer die Schwierigkeit schon in der Stadt nicht klein, das Mehl für die Knödel und den Strudel und das Rindfleisch für die Suppe und das Gemüse zu beschaffen, so war sie da draußen auf dem Lande, wo man ja sonst zur Sommerszeit auch immer durch Zufuhren aus der Stadt verpflegt werden mußte, schier unüberwindlich. Mehl und Fleisch, wovon in der Stadt nur knappe Vorräte vorhanden waren, wurden natürlich nicht wieder aufs Land hinausgeschickt, und für solche Sendungen wäre ja auch der Eisenbahnverkehr in dieser Kriegszeit unzulänglich gewesen. Unter solchen Umständen erklärte sich Köchin Resi oder Marianka einfach für leistungsunfähig, legte den Kochlöffel mit Protest nieder und zwang dadurch die ganze Familie zur Rückwanderung in die Stadt. Viele haben diese Schwierigkeit vorausgesehen und deshalb von vornherein auf jeden Versuch einer Sommerfrischenwirtschaft verzichtet. Andere wieder, die in der Nähe von Wien ihren Sommerstz aufzuschlagen pflegen, mußten diesmal zu Hause bleiben, weil der pater familias, der sich von seiner Familie nicht trennen mag oder dessen ständige Kontrolle die mißtrauische Gattin vielleicht für ratsam hält, infolge des beschränkten Looalkzugesverkehrs nicht die täglichen Bahnfahrten ins Amt oder Geschäft und wieder hinaus durchführen konnte. Weiter fehlt es ja auch nicht an Familienvätern, die im Felde stehen und sonstige Kriegsdienstleistungen verrichten und deren Angehörige deshalb weder in der Stimmung noch in der Lage sind, in eine Sommerwohnung überzustiedeln. Endlich aber waren vielen die Sommerfrischen verschlossen, nach denen ihr Herz verlangt. Die ganze Adriaküste mit

sich noch andere gewichtige Mängel bemerkbar machen. In erster Linie ist die Beweglichkeit des Kolosses, der 21 Seemeilen zurücklegen soll, eine zu plumpe im Vergleich zu der kleineren Großkampfschiffe, und ferner machen sich Befürchtungen geltend, daß das Anlaufen von Häfen durch den Tiefgang und die Ausmaße des Schiffes vielfach große Schwierigkeiten bereiten wird. Auch die Aufstellung der Geschütze in vier Drehtürmen, in denen je 3 bis 35,6cm-Geschütze Platz finden sollen, wird bemängelt. Die Einrichtung ist hier dieselbe wie bei den vorher erbauten Schlachtschiffen der Nevada-Klasse, die 28 000t-Schiffe aufweist. Auf der Pennsylvania sind die Drehtürme auf der Mittellinie angebracht, um das Feuer der Geschütze auf die Breitseite zu sammeln. Allgemeinen Beifall findet dagegen die Einrichtung der Ölheizung, für die Behälter für über 2300 Faß Öl eingerichtet sind. Zur Abwehr von Torpedoboots Angriffen sind 22 bis 12,7cm-Geschütze vorgesehen, außerdem sind vier Unterwassertorpedorohre eingebaut. Die Bemannung zählt im ganzen 1000 Mann. In den ersten Monaten des nächsten Jahres soll die Renninsania fertiggestellt sein. Sie hat in Friedenszeiten die Renninsania fertiggestellt sein. Sie hat in Friedenszeiten glückliche Besitzer von Automobilen, die sie vielleicht dem „Arar“ zur Kriegsdienstleistung überlassen oder deren Betrieb sie infolge der Knappheit und des hohen Preises des Betriebsstoffes erheblich einschränken mußten. Noch eines hat zur heurigen Berringerung der Zahl der Sommerfrischer beigetragen: Die starke Inanspruchnahme vieler Sommerfrischenorte für die Unterbringung von Landsturmrekruten, Verwundeten, Gefesenden und Flüchtlingen. Durch zahlreiche galizische Flüchtlinge hatten viele Sommerfrischen heuer sogar ein anscheinliches Wintergeschäft. Da aber Galizien nur sehr allmählich für die Rückkehr der Geflüchteten wieder freigegeben wird, sind von diesen noch beträchtliche Reste auch im Sommer zurückgeblieben. Dazugekommen sind seit Ausbruch des italienischen Krieges noch die Bewohner der südlichen Gebiete, die man aus strategischen und zum Teil auch aus politischen Gründen hat räumen lassen.

Aus all dem ergibt sich, daß die Wiener Sommerfrischer heuer wohl weniger zahlreich, darum aber doch die Wiener Sommerfrischen nicht weniger belebt gewesen sind. Man hat wohl nicht über Überfüllung klagen hören, wie das sonst üblich ist, aber auch die Sommerfrischenorte haben über mangelnden Verdienst nicht gejammert. Im allgemeinen hätte man auch da draußen äußerlich nicht gespürt, daß Kriegszeit war, wenn nicht die ungewohnten soldatischen Erscheinungen und der Ausfall an männlichen Sommergästen daran erinnert hätten. Denn von Soldaten, teils angehenden, teils verwundeten und in Erholung begriffenen, wimmelt es überall. Die Sommerfrischergemeinde aber setzte sich vorwiegend aus Frauen und Kindern zusammen. Die Männer standen großenteils im Felde. Man kann auch daraus wieder entnehmen, daß der Krieg vielfach nicht so schwer empfunden wird, wie es anfangs angenommen worden ist. Die Familien dieser Männer haben sich nicht einmal durch die Kriegsdienstleistung ihrer Ernährer gezwungen gesehen, auf die Erholung der Frauen und der Kinder in frischer freier Landluft zu verzichten. Andererseits wäre es aber auch verkehrt, daraus auf Gleichgültigkeit gegenüber dem Ernst der Zeit zu schließen. Der Aufenthalt auf dem Lande gilt vornehmlich der Erholung, und die haben Frauen und Kinder vielleicht noch mehr nötig als sonst, wenn sie durch die Sorge um den Ernährer, der draußen vor dem Feind das Vaterland verteidigt, lange Monate hindurch schwer gelitten haben. Der Aufenthalt in der freien Natur und in veränderten Verhältnissen bringt ihnen die so notwendige Zerstreuung und

⋯ [Zu Graben-Café.] Das elegante Wien, das eine Erfrischung zu sich nehmen oder eine nachmittägliche Zerstreuung haben will, ist am ersten im Graben-Café zu finden. Das ist eines von jenen Kaffeehäusern, wie es deren in jeder Großstadt gibt, die gleichsam den Spaziergängern, den bloß Neugierigen, als eine Art Loggia dienen, um das Treiben der andern von dort aus zu beobachten. Und dazu eignet sich dieses im Mittelpunkt der Stadt gelegene Kaffeehaus gut. Es liegt auf der nördlichen Seite des Grabens, mitten im regsten Leben Wiens; wenige Schritte entfernt ist der Stephansdom, und nach Süden zu zieht sich die Kärntnerstraße mit ihrem regen Verkehr. Nur auf dem Graben bummelt man wirklich. Am Stephansdom und in der Rotenturmstraße rennen die Leute, als hätte jeder wirklich ein eiliges Geschäft; in der Kärntnerstraße, wo viele Geschäfte und Restaurants sind, herrscht der Durchgangsverkehr nach dem Ring, sausen unaufhörlich Autos und Wagen. Aber am Graben nimmt alles gleich einen andern Schritt an, hier schlendert man behaglich. Es muß an der Eigenheit der Straße liegen. Der Graben hat keinen Durchgangsverkehr im eigentlichen Sinne, da neben und hinter ihm lauter kleinere Straßen liegen; er ist breit, hat schöne Geschäfte und Auslagen, die man betrachten kann, oder auch nicht, wenn man nicht mag. In der Mitte der Straße erhebt sich die Dreifaltigkeitssäule, ein altes Werk, das Fischer von Erlach vor mehr als 200 Jahren zur Erinnerung an das Erlöschen einer Pest errichtete. Diese ganz im Barockstil ausgeführte Säule wirkt gerade durch den Gegensatz zu dem modernen großstädtischen Treiben hier. Der Graben hat eine Menge eleganter Geschäftshäuser, manches alte Haus, das hier stand, ist verschwunden oder umgebaut, so der Trattnerhof; in der eng zusammengedrängten innern Stadt von Wien sind die Veränderungen unausbleiblich. Monumentalgebäude wie am Ring gibt es hier nicht; auch das trägt dazu bei, der Straße ihren behaglichen Charakter zu lassen; der Geist braucht sich nicht mit erhabenen Betrachtungen anzustrengen, sondern kann den Genüssen im Kaffeehaus oder bei der Betrachtung der lieben Mitmenschen nachgehen. Selbst das stellenweise schlechte Pflaster und der Droschkenstand neben dem Bürgersteig wirken hier harmonisch, ebenso wie die auf einem Schemel an der Ecke hockenden Dienstmänner mit ihren knallroten Kappen. Um das Graben-Publikum zu beobachten, gibt es keinen bessern Standort als das Graben-Café. Eigentlich besteht das aus zwei Teilen, einem, in dem man selbst sieht, dem andern, in dem man gesehen wird. Der letztere ist ein aus Holz gebauter Pavillon, der, mitten auf den Fahrdamm in die Straße hineingesetzt, mit weißen Tischen und Stühlen und oben am Gesims mit Blumentöpfen geschmückt ist, so daß er wirklich aussieht wie eine in das Straßenleben hineinverfehlte Opernloge. Die hier vorbeispazierende geschäftige oder müßige Weiblichkeit weiß recht gut, wie gut man hier gesehen wird, und kein Platz ist ihr lieber als der in dem Graben-Café auf der Straße. Nachmittags zwischen fünf und

sechs ist es sehr schwer, hier einen Stuhl oder gar einen Tisch zu bekommen. Drinnen, in dem wirklichen Café an der Straßenseite, ist's nicht minder lebhaft, aber der große Raum mit den weißen Marmorwänden und den dunkeln Möbeln kann eine ganz andere Zahl von Gästen fassen. Zu Duzenden sieht man hier die raffigen Erscheinungen der Wienerinnen, mit einer Freundin oder einem männlichen Begleiter plaudernd, oder in einer Zeitung blätternd oder Zigaretten passend. Die Wienerin liebt das Zigarettenrauchen, auch in der Öffentlichkeit, entschieden mehr als ihre reichsdeutsche Schwester. Zu den graziosen Erscheinungen, die jung und schlank sind, paßt es; die allzu junonischen Gestalten, die man hier oft sieht, hoffen freilich damit vergeblich, ihre Reize zu erhöhen. Wie Österreichs Frauenschönheit einen Bund aller möglichen Rassen vorstellt, so meint man auch oft den einzelnen Erscheinungen in den großen Wiener Cafés anzusehen, ob sie polnisch, italienisches, ungarisches Blut in den Adern haben; die vielen Sprachen der Monarchie schwirren einem jedenfalls überall, und besonders im Graben-Café, um die Ohren. Durch das Gedränge der Gäste eilen geräuschlos die Kellner mit den Platten voll Wassergläsern, die jedem Gaste, der seine „Schwarze“ oder seine Schale Braun vollendet hat, vorgelegt werden; danach kann er bleiben, solange er will. Inzwischen verteilt der Ober an die frischgekommenen Gäste die neuen Abendzeitungen, was mit Bedacht geschehen muß in einer Stadt wie Wien, wo jeder auch in seiner Zeitungskost recht wählerisch ist. Viel Offiziere sind jetzt unter den Gästen des Cafés, graublau und dunkelbraune Uniformen, oder die schwarzgoldene der österreichischen Marine-Offiziere. Ab und zu sieht man auch einen Feldgrauen des deutschen Heeres, meistens mit irgendeiner Kriegsauszeichnung. Etwa um sechs bringt die Ankunft der Extrablätter mit den Generalstabsberichten Leben in die Straße. Die weißen Blätter flattern in das Café, werden von den Gästen eiligst gekauft und ihr Inhalt verschlungen. Bald nach sieben zerstreut sich das Nachmittagspublikum, die Zeit der „Haus“ ist vorbei, man geht nach Hause, um zu Abend zu essen. Zwei Stunden später kommt das andere, das Abendpublikum, das sich bereit macht, dem hier verabsolgt Künstlerkonzert zu lauschen, bis die Sperrstunde ein Halt gebietet.

Ausverkauft! Ausverkauft!

Die Mißstände in der Versorgung Wiens mit den notwendigsten Lebensmitteln haben nun merkwürdige Zustände gezeitigt. Immer häufiger taucht die Tafel „Ausverkauft!“ vor den Eingängen zu den Lebensmittelgeschäften auf. Zuerst war es mit der Milch so, dann mit dem Mehl, nun kommen auch andere Artikel dazu. In mancher Straße sieht man schon eine ganze Anzahl solcher Tafeln: „Mehl ausverkauft!“ „Milch ausverkauft!“ „Butter ausverkauft!“ oder „Eier ausverkauft!“ Es wird immer schöner! Manche Geschäftsleute haben gar schon *Sprechstunden* eingeführt wie die Aemter. Ihnen sind die Fleischhauer mit dieser Errungenschaft vorangegangen. Heute machen es die Mehlhändler, die Milchhändler, die Butterhändler, die Eierhändler so. Die geplagte Hausfrau muß nun zu verschiedenen Stunden im Tage einkaufen laufen; sie darf sie nicht versäumen. Früher ging das am Morgen in einem Aufwaschen. Nun verkauft der eine am Morgen, der andere zu Mittag, der dritte am späten Nachmittag. Man soll sich jetzt die Amtsstunden aller der Herrschaften auswendig merken, die die Gnade haben, zu einer bestimmten Stunde im Gedränge und Gepuffe der Kunden Lebensmittel abzulassen. Früher war jeder Geschäftsmann froh, wenn Käufer zu ihm kamen. Er hielt von früh bis spät nachts den Laden offen. Nun müssen die Kunden froh sein, wenn der Lebensmittelhändler *Sprechstunden* wie ein Minister oder *Empfangsstunden* hält wie eine Sängerin. Manche der früheren Kleinhändler, insbesondere in der Nähe von Märkten, sind für Kleinkunden gar nicht mehr zu sprechen. Es gibt schon manchen, der hinaus schreibt: „An Privatkunden wird nichts abgegeben!“ Der Käufer muß für sein Geld jetzt froh sein, wenn jemand ihm Audienz gewährt, um ihm sein Geld abzunehmen. „Ausverkauft!“ Es sind wahrhaft ideale Zeiten für Leute, die sich fatalerweise das Essen nicht abgewöhnen wollen.

1. X. 1915

Das Publikum als Metallhändler.
 Seit heute hat das Wiener Straßenbild eine seltsame Bereicherung erfahren. Die Einkaufsstellen der Metallzentrale sind in allen Bezirken eröffnet worden und schon in den ersten Stunden drängten sich die Leute vor den Täden, um sich als freiwillige Altmetallhändler zu betätigen. Am lebhaftesten und buntesten ging es vor den Einkaufsstellen in der Inneren Stadt zu. In den alten Häusern des ersten Bezirkes mit ihrer oft seit vielen Generationen erbansässigen Bevölkerung befinden sich naturgemäß die meisten Metallbestände und auch die originellsten und oft künstlerisch wertvollsten. Willig aber folgen die Leute dem Ruf des Staates und bringen alle die Gegenstände in die Verkaufsstellen, wo sie nach Gewicht bezahlt werden. Lastwagen kamen angefahren, die Hausbesitzer mit Metallbestandteilen angefüllt hatten, Frauen mit Markttafeln, Männer mit Rucksäcken kamen, unzählige von Wehrungen zogen Handkarren. Da wurden Messingtarnisen und Messingringe gebracht, kupferne Badewannen, mächtige Kessel, Nickelgeschirr sonder Zahl, Badewannen aus rotem Kupfer, Ephestede, Bilderrahmen, Figuren, altmodische Dekorationsstücke, auch viel Kirchenggeräte. Zahllos sind die Kerzenleuchter aus Messing oder Nickel, aber auch die kleinen und großen Petroleumlampen, die „Grandolens“ und die mächtig hohen Stehlampen, die bei Großmama noch Bruntstücke im Salon waren. Mitunter sieht man köstlich schöne, handgetriebene, ziselirte Dekorationsstücke, das meiste aber ist entweder einfacher Gebrauchsgegenstand oder „Kunstwerk“ von zweifelhaftester Kunst und erleichtert hofft man, daß Wien nach dem Krieg von seinem ganzen metallenen Kunst-„Mitsch“ befreit sein werde. Vielen der Leute, die sich heute schon stundenlang drängten und anstellten, um ihre Sachen los zu werden, sieht man es an, daß ihnen durch die Verkaufsmöglichkeit eine Wohltat geschieht. Die Messingmörser, die alten Vorhangringe, die Messingnägeln, die Leuchter kann diese Frau da sehr gut entbehren, die zwanzig oder dreißig Kronen, die sie dafür bekommt, sind ihr in diesen teuren Zeiten hoch willkommen. Da kommt eine Frau aus dem Volke mit einem Kinderwagen angefahren, der bis an den Rand mit allerlei Dingen gefüllt ist. In dem uralten Haus in der Kumpfgasse, in dem schon ihre Urgroßmutter gewohnt hat, fand sie im Bodentram ein ganzes Duzend schwere Messingleuchter, eine Schachtel mit Zündkapseln vom Großvater her, der ein eifriger Sonntagsjäger war, Brotkörbe aus Kupfer und Nickel, Messinggewichte aus dem Besitz des verstorbenen Veters, der ein wackerer Kreisler gewesen ist, und vieles andere, von dem sie kaum mehr gewußt hatte. Und bald verläßt sie freudestrahlend die Zentrale mit zwei funkelneuen Hundertkronenscheinen in der Hand. Rasch führt sie den leeren Kinderwagen weg, um beim nächsten Selcherladen stehen zu bleiben und nachdenklich die Auslage zu betrachten. So greift ein Rad in das andere — das Metall wandert aus allen Winkeln und Ecken in die Metallzentrale, wo es sich für den Verkäufer in Geld, für unsere Armee aber in Geschosse und Hülsen verwandelt, die uns mithelfen werden, die Feinde niederzurufen.

Verwaiste Stammtische.

Von F. St. Gunther.

Wo die „enteren“ westlichen Gründe an die „enteren“ stößen, steht an der Kreuzung zweier verkehrsreicher Straßen ein grauverwittertes, einstöckiges Gasthaus mit wohlbekanntem, fast herkömmlichem Gasthausembell über Tür und Tor. Seine Zimmer sind eng, niedrig und ver-räuchert, sein sogenannter Garten wurde oft und nicht mit Unrecht einem „Spuckrüchler“ verglichen. Aber die Küche, von deren klig-blanter Nettigkeit sich jedermann durch die Fensterscheiben überzeugen konnte, lieferte, das warbte man weit und breit, gediegene und schmackhafte Bissen im „Lokal“ wie über die Gasse in anständigen Portionen und zu sehr angenehmen Preisen: „Arnell“, „Schwechater“ und Maza waren stets frisch, der Nebel und der Markler unverfälscht.

Der erste Besitzer, von Früh bis Mitternacht — aber auch niemals eine Minute länger — auf dem Posten, hatte sich ein kleines Vermögen erwirtschaftet. Als er in hohen Jahren zur ewigen Ruhe ging und das Geschäft dem ältesten seiner Söhne hinterließ, da wurde dieser wohl von vielen Leuten allmählich gepriesen. „Eine Goldgrube!“ flüsterten sie einander mit begeisterten Meidenschaft an. Und das schien keine übertriebene Schätzung.

Alle Wechselfälle, alle Ungunst des Zeitlaufes schien das alte Gasthaus auch unter seinem neuen Leiter zu überdauern. Mit klaren Augen sah es froh-behaglich in das Gewimmel und Gerassel und Geklirr an seinen beiden Fronten, und an ein baldiges, plötzliches Ende dachte es sicherlich ebensowenig wie einer der Laufende, die täglich auf dem Wege zur Arbeit, von der Arbeit an ihm vorüberzogen.

*) Die stimmungsvolle Skizze ist dem letzten erschienenen Werke Erzherzog Josephs „Weidmanns Erinnerungen“ entnommen, in dem der Verfasser seine Jagdergebnisse in anmutiger und anziehender Weise erzählt. Der Erlös aus dem Bude, das dem Kaiser als dem „ersten Weidmann der Monarchie“ gewidmet ist, fließt der Fürsorge für die Waisen und Waisen nach im Felde gestandenen Verwundeten zu. D. M. D.

Da kam der Krieg. Pah, der Krieg! Der mochte anderen zum Verhängnis werden, das alte Gasthaus und seinen Besitzer, der bereits über das dienstpflichtige Alter hinaus und dabei noch immer unbeweibt war, konnte er nicht gefährden.

Aber siehe da: Eines Frühlingmorgens im zweiten Kriegsjahre blieb das Tor des Hauses geschlossen, blieben die Vorhänge des Erdgeschosses sowohl als auch die des Stockwerkes unangezogen und herabgelassen; blieben die Löpfe in der Küche unberührt, der große Rindschäfer kalt... Und da der Sommer vergangen war, der Herbst sich mit der rauhen Gebärde des Winters anmeldete, lagen Haus und Gastwirtschaft noch immer genau so an der Ecke der beiden verkehrsreichen Straßen, wie zum erstenmal an jenem Maienmorgen — nämlich still, stumm, verlassen, finster in sich selbst gekehrt, abweisend gegen jeden. Wer das Gebäude und das rege Leben, das einstens in ihm herrschte, von früher her kannte, der konnte es nun kaum anders als mit fröstelnder Beklemmung betrachten. Aber selbst den, der es etwa in seinem jetzigen Zustande zum erstenmal erblickt, erfüllt dieser mit trüben Gedanken an unabweisbares Schicksal und unvermeidbare Vergänglichkeits. So wenig neu dies düstere Wiener Straßensbild nunmehr ist — „gewöhnlich“ hat sich noch niemand daran.

Der Krieg war doch auch hier der Stärkere gewesen. Ja, der Krieg hatte dem blühenden Betriebe den Garau gemacht — und zugleich seinem Besitzer. Die Gäste zwang die Not der Zeit zur Sparsamkeit, den Wirt zwang eben dieselbe zu Preiserhöhungen und Aufschlägen. So wenig er sie vermeiden konnte, so wenig wollten jene sich damit abfinden. Nicht bloß der Güte, auch der Wohlfeilheit des Gebotenen verdankte ja das alte Gasthaus seinen Ruf. Festsesselt schien er, und nun geriet er doch ins Wanken. Die Stammtische — hatte es denn andere? — waren verlegt, gekränkt. Sie zeigten sich seltener, blieben allmählich ganz aus. Die Stammtische, um die sich manchmal doppelt so viele Stühle gedrängt, als daran von Rechts wegen Platz hatten, waren immer schwächer besetzt, schließlich ganz leer. Des Wirtes Stolz, des Wirtes Ehrgeiz waren tief verwundet. Ehedem ein Muster von Gelassenheit, wurde er unruhig, nervös. Je zeitiger er jetzt abends zu Bett gehen konnte, je minderes Verlangen trug er danach. Ja, er begann vor geheimem Kummer an wirklicher krankhafter Schlaflosigkeit zu leiden. Der Arzt bekämpfte sie mit einem Gegenmittel. Eines Abends jedoch wirkte dieses auch nicht mehr — oder aber es wirkte gar zu kräftig. Am sonnenhellen Morgen darauf fand man den Herrn Wirt, den vor kurzem noch so lebenslustigen Junggesellen, starr und tot...

Und seither sind eben auch sein Haus und seine Herberge tot. Alles Leben ist daraus entschunden, geflohen. Oder ist's kein Tod, nur ein tiefer, langer Schlaf? Das Aufwachen dürfte sehr schwer sein. Wer wagt es denn, an einer Stelle, wo ein Erbgeizener, Eingewurzelter sich nicht zu behaupten vermochte, von vorne anzufangen — bei den heutigen Zeiten? Ähnliche Bilder und ähnliche Gesichte, wie dies kurz geschilderte, hat wohl jeder in den jüngsten Monden gesehen und gehört, der mit offenen Sinnen durch das Leben und die Straßen Wiens geht.

Die Gastwirte hat man einbezogen in die fluchwürdige Schar der gewissenlosen Preiserheber. Aber so sicher etwas Wahres ist an diesem Vorwurfe, so sicher verliert er seine Berechtigung, wenn man ihn zum allgemeinen macht und nicht Ausnahmen gelten lassen will, Ausnahmen sogar in beträchtlicher Menge. Zu diesen gehören eben alle jene Vorstadt- und Vorortegasthäuser, die ihr Bestehen einfach der Tatsache schulden, daß ihr Besitzer sich stets mit geringem, bescheidenem Gewinn begnügte, daß die Größe der „Portionen“ bis an die oberste, ihr Preis bis zur untersten Mäßigkeitsgrenze ging; in denen man sich so manche altväterische Unbequemlichkeiten gefallen ließ mit Rücksicht auf Erschwingslichkeit, Billigkeit. Fällt diese Rücksicht weg, dann fallen auch die Gäste ab wie Blätter vom dürren Baume, und der Wirt wäre verriekt, der diesen Fall noch leichtfertig beschleunigte, den ganzen Ast, auf dem er sitzt, durchsägte — indem er ohne zwingenden Not die Preise erhöht. Muß es schließlich doch sein, so tut er's mit Bittern und Zagen und trübseligen Ahnungen.

In vornehmeren Bezirken, näher dem Mittelpunkt der Stadt, in feineren „Restaurants“ brauchen diese Bedenken weitestens nicht im gleichen Maße zu gelten. Die beuhdet man ja nicht allein, damit der Magen gestättigt, häufig bloß, damit der Gaumen gekibelt wird; dort war man hohe Preise auch schon im Frieden gewohnt; dort spielt die Krone nicht jene Rolle wie draußen der Nickel; dort besteht das Publikum nicht hauptsächlich aus Stammtischen, sondern zum größten Teil aus Zufalls-, Gelegenheitsgästen, und sollte so einem auch der geforderte Preis über die Gutschnur gehen, so ist er doch meist zu „nobel“, ihn zu beanstanden, oder er beruhigt sich mit dem charumdtiefen Weisheitsatz: „Einmal ist einmal.“

Voraussetzungen Stammstippen.

Stammfundschaft aber hat nicht nur unlegbare Vorteile, sondern auch ganz bedeutende Nachteile. Stammgäste sind ein heikles, verdammt schwer zu behandelndes Volk. Sein halbes Leben kann man aufwenden, sie zu „zügeln“ — und im Handumdrehen sind sie verheuchelt, verloren.

Ganz abgesehen von denen, die jetzt und bis auf weiteres nicht mehr kommen können, auch wenn sie noch so gern wollten; die der Krieg aus den heimatlichen „Gründen“ und Bezirken in ganz andere, abgelegene Gründe und Bezirke rief, wo der Tisch erdbodenniedrig und das „Service“ ureinfach ist, wo der Sumarjag sich selbst bedient, wo der Koch durch sein „Aufbraun“ sich zu größerer Eile anspornen läßt.

Ihre Zahl ist bekanntlich gar nicht gering und wächst noch von Tag zu Tag. Der Wirt vom Gasthaus „zum X-Theater“ zum Beispiel kann ein Lied davon singen. Eine seiner Stammstippen-

gesellschaften nach der anderen ist durch die Musterungen, Einberufungen, Einrückungen zusammengeschmolzen wie Märzschnee vor der Aprilsonne — auch die, die zwar nicht die einträglichste, aber ihm die liebste war und bei der er sich am häufigsten aufhielt: der studentische Stammstippen „Gleisama Nioganga“. Das ist, nebenbei bemerkt, kein Perionennamen, sondern, wie mir ein berühmter Sprachforscher erklärte, ein altindischer Spruch, der auf neuhochdeutsch ungefähr bedeutet: „Gleich sind wir nie gegangen.“ Also der Techniker im ersten und der im zweiten Jahrgang, der Chemiker, die beiden Juristen, der Cand. ing. und der Cand. agr. — alle haben sie die Uniform angezogen und verteidigen nun das Vaterland teils im Süden, teils im Norden. Und wenn der Herr Wirt auch den Verdiensten ertragen kann — das gegenüberliegende X-Theater ist seitdem es ausschließlich die heimatliche Operette pflegt, viel besser und von zahlungsfähigeren Leuten besucht als damals, da es sich noch auf das dumme Volksstück und die saden Klaffler stützte — und wenn er auch nicht zarbesaitet und empfindsam genug ist, daß ihm darob das Herz bräche: es gibt ihm doch einen Miß, so oft er am Abend an dem „Gleisama Nioganga“-Stammstippen gravitativ vorbeiwandelt und ihn entweder ganz leer oder bloß mit dem feinalten pensionierten Artilleriehauptmann besetzt sieht. Der läßt sich auch im August das Bier vorwärmen; der hat sich des lausibaren, zugewöhnlichsten Plätschens geistesgegenwärtig bemächtigt; der hat noch die Feldzüge von 1864 und gar von 1859 mitgemacht, die er darum für gewaltiger hält als den jetzigen Weltkrieg, und deren Feldherren er unvergleichlich höher schätzt als Söbendorff, Falkenhahn und Hindenburg. Ja, auch höher als Hindenburg, und das ist das Allerärgerlichste, Empörendste. Er, der X-Theater-Wirt nämlich, weiß nur zu genau, daß jenem, dem Herrn Hauptmann nämlich, seine — des X-Theater-Wirtes — verblüffende Ähnlichkeit mit dem Sieger von Tannenberg noch gar nicht aufgefallen ist. Die „Gleisama Nioganga“ aber haben sie sofort entdeckt und überzeugend nachgewiesen: die mächtige, vorgewölbte Stirn, die starken Backen, den kühn geschweiften, breitbuschigen Schnauzbart. Das war ein fideles, auch die verordnete Kriegssperre überdauernde Abend, an dem die Feststellung dieser ehrenvollen Ähnlichkeit gefeiert wurde!

Und jetzt liegen sie in den Schützengräben, die wackeren, lustigen Burichen, der eine da, der andere dort, und statt ihrer frieden Gesichtes sieht Hindenburgs Doppelgänger höchstens alle paar Wochen einmal eine Feldpostkarte von ihnen und in der Zwischenzeit das runzlige, grämlich-verkniffene Antlitz des vorsintflutlichen Artilleristen...

Auch der Wirt vom Gasthof „Zur Stadt D“ kann so ein Lied singen; der Stolz seines „Speisekaales“, der Arztstammstippen, ist ebenfalls durch den Krieg gesprengt und verwaist. Seine Mitglieder, denen so spannend, so angenehm gruselig von fern zuzuhören war, wenn sie von lebensgefährlichen Operationen, von Unglücksfällen, Selbstmorden und blutigen Verbrechen berufsbegeistert berichteten, sind in alle Winde zerstreut, in Rußisch-Polen die einen, in Sibirien kriegsgefangen gar die anderen. Jede Liebespaare, die nichts reden, nur die Augen verdrehen wie abgestochene Geißböcke, machen sich dort breit, wo der schlanke, trinkfeste, leichmüthige, jetzt am Bug heilende Polizeiarzt dem Herrn Wirt einst die entsetzliche wissenschaftliche Geschichte vom verheerend verchludten, gespenstisch im Bauch des Patienten raschelnden Perlenhalsband anvertraute. Fürs Leben gern möchte er sie noch einmal vernehmen; daß er sie jederzeit mit allen Einzelheiten in den „Pichwickern“ nachlesen könnte, weiß der Harmlose nicht...

Und der „unfaugliche“ Speisenträger Emil vom „Blauen Z“ — was hat der getan aus Enttäuschung darüber, daß er seine beiden ältesten Stammfunden vermissen mußte, vermissen die derben, ungeduldigen Krastworte des Privatbeamten (jetzt Fähnrichs) M., wie die nadelspitzen Stichelreden des Staatsbeamten (jetzt Oberleutnants) N.?

Seinen Beruf hat er an den Nozel gehängt und einen ganz, ganz anderen ergriffen! Auf der Straßenbahnlinie Rennweg-Simmering zwitert er jetzt Fahrtscheine; dort habe ich ihn neulich in der Schaffneruniform getroffen.

„Schlecht ganz‘ s mir es net“, jagte er, nachdem er die Ausbrüche seiner Wiedersehensfreude einigermaßen gedämpft hatte. „Trinkgeld kriag‘ i jektzen eigentli‘ mehr. Nur daß das Publikum in an‘ fort wechselt, daß ma‘ allerweil wieder andere G‘fächter siecht, das is Unjeran‘ seltsam und macht an‘ so g‘wiß quafi unsicher. Das war halt beim „Blauen Z“ do‘ ganz was anders!... Hab‘n S‘ nix vom Herrn von M. g‘hört? Und vom Herrn von N.“

Nein, ich hatte nichts von diesen beiden gehört. Aber ich mußte dem Emil auf Ehrenwort versprechen, ihn sofort zu verständigen, wenn es der Fall sein sollte; er gab mir zu diesem Zweck seine genaue Adresse.

Ich bin überzeugt, der Emil verläßt augenblicklich Zwischwange und Pfeifen wieder mit dem „Gangerl“, sobald er erfährt, daß der hochgroße Herr M. und der boshaft witzige Herr N. vom Kriegsschauplatz zurückgekehrt und zum erstenmal am Stammstippen beim „Blauen Z“ erschienen sind. Ich bin aber auch ebenso überzeugt, daß sich noch Duzende von Beispielen solcher Kellnerneue in unserer schönen Vaterstadt aufspüren und nachweisen ließen.

Und da zweifelt noch einer an unserem unerlöschlichen Gemütsreichtum?

4. X. 1915.

[Wiener Straßenbahn im Kriege.] Das Leben auf den Wiener Straßenbahnen unterscheidet sich, wie im Frieden, so auch im Kriege mannigfach von dem Trambahnverkehr in der deutschen Hauptstadt. Trotz alles gelegentlichen Scheltens der Einheimischen arbeiten die städtischen Straßenbahnen in Wien ganz gut und der Verkehr scheint dem Fremden fast normal; er spielt sich in kurzen Zwischenräumen ohne überflüssigen Aufenthalt ab. Daß die Trambahnen zu gewissen Stunden überfüllt sind, ist ganz selbstverständlich, man findet sich aber damit ab; im Durchschnitt kann man beobachten, daß das Wiener Publikum unter-

einander eine größere Liebenswürdigkeit beobachtet als das Berliner. Der Wiener ist nicht für überflüssige Gemütsaufregungen wegen acht Minuten Trambahnfahrt, und kennt auch nicht das zähe „auf seinem Rechte Bestehen“ wie der Mann von der Spree. Lieber rückt er zusammen, steht acht Mann hintereinandergedrängt im Mittelgang, und läßt sich in allen Kurven herumwerfen und herumrütteln. Es sind eben Kriegszeiten, und man muß sich einrichten. Allenfalls hört man das Wort, das dem Munde des Wieners so geläufig ist: „Da kann man nix machen“ Und wenn man nichts machen kann, dann kann man eben nichts machen. Diese Gemütsart, verbunden mit steter gegenseitiger Rücksichtnahme, trägt sehr zur Aufrechterhaltung einer angenehmen öffentlichen Temperatur in einer Stadt bei. Böswillige Raunzer, die alles übel nehmen, und sich über alles ärgern, gibt es natürlich auch hier; sie finden aber selten allgemeine Zustimmung. Es ist sicher nicht leicht gewesen, den Straßenbahndienst in Wien in solchem Umfange aufrechtzuerhalten, denn die militärischen Einziehungen haben hier natürlich das Personal auch sehr vermindert. Wie in Berlin, hat man auch in Wien eine Menge Hilsschaffnerinnen eingestellt, diese machen äußerlich in ihrer Uniform mit den roten Aufschlägen und der Mühe mit den roten Streifen einen ansprechendern Eindruck als die Berliner Kolleginnen in ihrer schmucklosen Tracht. Die Wiener Uniform ist auch dem Typus der zierlichen, meist brünetten Rasse mehr angepaßt, und viele machen den Eindruck, daß sie sich in dieser schmucken Straßenbahnuniform sehr wohl fühlen. Dem Publikum gegenüber sind sie höflich, manchmal sichtbar besangen; Stationen ausrufen können sie ebensowenig wie ihre Kolleginnen in Berlin; die Stimme mangelt. Aber, wie in der deutschen Hauptstadt, wird die Kriegsschaffnerin eine Erinnerung an das Jahr 1915 bleiben. Da auf der Wiener Straßenbahn das Umsteigeystem herrscht, und man für einen verhältnismäßig geringen Preis entfernte Linien benützen kann, so gestaltet sich die Fahrtscheinabgabe an das Publikum einfacher, bei dem, der ein Umsteigeбилет hat, genügt ein Blick des Schaffners, um die richtige Lokung festzustellen, und die Sache ist erledigt. Es wird sehr viel mehr kontrolliert auf den Wiener Straßenbahnen als bei uns. Hierbei haben manches Mal die kleinen Schaffnerinnen, die eben eingestellt sind, sichtbar Lampenfieber, und sie folgen mit Besangen den Schritten des Aufsehers zu jedem Fahrgast, ob nicht etwa eine Dummheit herauskommt; aber der Aufseher, meistens ein älterer Beamter, benimmt sich gewöhnlich sehr nett, und wenn er jenen einmal etwas bemerkt, so geschieht es in onkelhaft mildem Tone. Die Bauart der Wiener Straßenbahnen macht durchweg einen, man möchte sagen, mehr individuellen Eindruck als in Reichsdeutschland. Der Raucherwagen ist ganz getrennt vom Nichtraucherwagen, und auch diese letztern Wagen sind wieder in zwei Abteilungen getrennt, in denen man nach Belieben Platz nehmen kann. Auch die Ausgestaltung der hintern Plattformen ist anders wie in Deutschland; bei einzelnen Wagen hat diese Plattform noch Sitzplätze. Das ist besonders der Fall bei den hier noch wirkenden Pferdeomnibussen, die man mit dem hübschen altdeutschen Wort „Stellwagen“ nennt, „Haltestelle der Stellwagen“, wie man's an den Rändern der Wiener Straßen lesen kann, klingt besser als „Omnibus-Station“. Das Wiener Verkehrsweisen, das überhaupt nicht den schlechten Ruf verdient, den es stellenweise in Deutschland hat, hat sich sogar eine Neuheit einverleibt, die auch in Berlin erst seit diesem Sommer besteht, den zweiachsigen Straßenbahnwagen mit geschlossenem Oberdeck. Der Wagen ist fast 5m hoch und kann im ganzen 72 Personen fassen; er ist also ein ungewöhnliches großstädtisches Verkehrsmittel, dem bestimmte Straßen mit niedrigen Überführungen nicht zugänglich wären. Aber solche Wagen mit Aussicht auf die Straße sind erfahrungsgemäß immer beliebt beim Publikum. Natürlich laufen nur wenige solcher Wagen. Eine viel stärkere Verwendung als in Deutschland finden die Wiener Straßenbahnwagen zu Soldaten-Transporten. Das mag wohl an der Anlage der gerade über die Ringstraße führenden Bahnen liegen, die eine leichte Verbindung von einem Bahnhof zum andern ermöglichen. Hiernächst häufig sieht man mitten im stärksten Verkehrsleben die mit graublauen Uniformen angefüllten Sonderwagen, von denen aus Soldaten, mit oder ohne schwarzgelbe Armbinden, der Menge Grüße zuwerfen. Der Wagen ist dann in der Regel auch geschmückt, und der Schaffner hat über seinem Sitze österreichische, deutsche und türkische Fahndchen. Die Menge erwidert die Grüße der tapfern Vaterlandsverteidiger und folgt den Wagen noch lange mit den Augen.

treiben, eine staubige Straße, und zu ihren beiden Seiten wie schlaute Pfeiler stehn emporstrebende Bapeln, in einer Reihe als Wassertröge aufgestellte schmucklose römische Sarkophage, Schmalsteine an Schmalsteine stoßend, in der Ferne — und über alles spannt sich ein gültiger Himmel, von dem die Sonne auf ein Bild eigenartiger Naturlebens und malerischer Schönheiten niederstrahlt. Ein echter Campagna-zauber eignet der Gegend im näheren Umkreis des „Heidenforst“, der einsamen Ruine eines römischen Grabbaues später Zeit.

Ganz in Gedanken an jene Vorzeit versunken, meinen wir jetzt von der Reichsstraße her den dröhnenden Schritt der römischen Legionäre zu hören: da schreut uns ein vorüberbrausender Zug der elektrischen Bahn — was für ein Gegenlag zu der in gewissen Sinne noch immer antikes Leben atmenden Natur ringsum! — aus den Trümmereien und versetzt uns zurück in die Welt der Wirklichkeit. Zu Rudeln vereinigte feurige Pferde werden von Buschmännern gegen Wien getrieben, hochbeladene, für militärische Zwecke requirierte Fuhrwerke ziehen langsam am gräßlich braunlichen Fuhrwerke vorbei und die Straße hinan gegen Regelsbrunn, aus der Gegenrichtung kommen zwei Landsturmriedel mit aufgeflangtem Bajonett, die Hainburger Patrouille.

Unter der modernen Straße, und zwar in geringer Tiefe, lief eine ziemlich lange Strecke die römische Reichsstraße, deren mächtige Steinplattenpflasterung im Herbst des Jahres 1909 etwa drei Viertelkilometer von dem südwestlichen Tore des Legionärlagers von Carnuntum entfernt angetroffen und in einigen Stücken gehoben wurde. Geht man von der Lagerfestung, deren noch vor kurzem von wogenden Getreidefeldern überdeckte Ruinen halbwegs zwischen Petronell und Deutsch-Wagram liegen, auf dem Feldwege zwischen der jetzigen Reichsstraße und der Bahnlinie Bruch—Hainburg gegen den Bahnhof von Petronell, so durchschreitet man ein Leichenfeld römischer Soldaten. Zu

beiden Seiten einer antiken Straße, die teils unter, teils neben dem genannten Feldweg läuft, oft absichtlich und auch zufällig auf längere oder kürzere Strecken bloßgelegt wurde und über Dedenburg nach Steinamanger führt, standen die Grabsteine, rechteckige, bis über zwei Meter hohe Steinplatten mit plastischem Schmuck und einer Inschrift. Inmitten einer Landschaft klimmungslosen Charakters bestattete die Besatzung des Standslagers von Carnuntum ihre Toten, angefangen von den ersten Zeiten der militärischen Besatzung der Gegend im Beginne unserer Zeitrechnung. Da sind Gräber von Angehörigen der 15. Legion, die seit dem Ende des Augustus oder dem Anfang des Tiberius bis zum Jahre 63 und dann wieder seit der zweiten Hälfte des Jahres 71 bis auf Trajan (regierte von 98 bis 117) in Carnuntum garnisonierte. Ferner solche von Soldaten der 10. Legion, die vom Jahre 63 bis zum Herbst des Jahres 68 in Carnuntum war und von der Wende des ersten und zweiten Jahrhunderts an ständig in Vindobona lag, und schließlich Grabsteine von Soldaten der 14. Legion, des Carnuntiner „Hausregiments“, das die 15. Legion unter Trajan ablöste und nachweisbar noch im fünften Jahrhundert dort eine Abteilung stehen hatte. Fast jedes dieser Denkmäler bietet, sei es in seinem bildnerischen Schmucke, sei es im Texte der Grabinschrift, auch für den gebildeten Laien interessante Tatsachen.

Bloßlich tauchen über dem Straßenrain deutsche und österreichische Soldatenmühen auf, lebhaft vortritt wir den Kriegern zu, eilen ihnen auf schmalem Feldpfade entgegen auf die Reichsstraße und laden sie ein, unter unserer Führung den historischen Boden etwas kennen zu lernen. Westfalen, Niederösterreich und Salzburger haben sich gefunden. Und da wir in der Legionsfestung bei den wenigen, offen gebliebenen Grabungsstellen weilen, bricht einer der Deutschen das Schweigen, erzählt von seiner Heimat, vom Fürstenberg bei Zanten am Niederrhein, und in lebhafter Wechselrede zeigt er eine erstaunliche Kenntnis auch der alten Geschichte seiner heimatischen Scholle. Vor drei Jahren standen wir mit

Kriegsbilder vor Wiens „Soren“.

Noch ehe der in ganzem Dunstschleier blutig rose Sonnenball das fette, laubbedeckte Grün unseres einzig schönen Stadtparkes mit seinen ersten Strahlen trifft und die tiefenhafte Inschrift auf dem nahen Kriegsministeriumsgebäude „Si vis pacem, para bellum“ (Willst du den Frieden, so rüste zum Krieg) vom hellen Hintergrunde scharf abhebt, ragt sich's bei der Station Hauptbollwerk der elektrischen Bahn Wien—Preßburg. Schwer bepackte Soldaten verschiedener Truppengattungen warten unter heiteren Gesprächen und frohem Lachen auf die Abfahrt des ersten Zuges. Ringsum noch tiefe Stille, nur dann und wann gehört vom Rollen schwerer Marktwagen. Vor halb fünf Uhr verläßt der Zug die Station, fährt langsam durchs erwachende Wien und läuft schließlich hinter Schwedat in der vom grellen Sonnenlichte erleuchteten Landschaft dem Marke Petronell entgegen, wo wir schon vor sechs Uhr eintreffen.

Ein Blick auf den kleinen Bahnhofsvorplatz — und die harte, drangvolle Zeit offenbart sich auch hier mit ein-drucksvoller Deutlichkeit. Die muntere Schar stämmiger Bauernburtschen fehlt, die jeden Sonntag die Umwimmlinge des ersten Wiener Zuges begrüßte. Und so wandern wir denn allein zum Wahrzeichen der vom Himmel reich gesegneten Gegend. An die römische Campagna — man beschleicht da nicht ein Gefühl der Bitterkeit — glaubt man sich versetzt, wenn man im Schatten des hoch in die Lüfte aufragenden „Seidentores“ außerhalb des Marktes Petronell steht und die merkwürdige Landschaft ringsum betrachtet. Einförmige Hutweiden, da und dort vom dunklen Buschwerk besetzt, keine Wein- und Gemüsegärten mit halb versallenen, aus formlosen Steinen aufgeführten niedrigen Mauern, in deren Augen mächtig wuchernde Schlingpflanzen ihre Wurzeln

Abchied von Wien.

Von Franz Serbaes.

Jetzt nehme ich also Abschied von dir, du mein liebes Wien! Anderthalb Jahrzehnte hast du mir Gastfreundschaft gewährt, und es gab manche, die mich schon zu den Deinen zählen wollten. Aber du selber weißt es ja am besten, daß niemand der Deine werden kann, der es nicht bereits von Geburt oder Kindheit an ist. Deine Eigenart liegt so tief gebettet und ist trotz aller umströmenden Lebenswürdigkeit im Innersten so spröde, so vorbedacht-ausschließlich, daß nimmermehr der Fremdling, sofern er bereits eigenen Stempel besitzt, sie, als angenehmen Zuwachs gleichsam, sich anzuweignen vermag. Er kann viel von dir nehmen, doch nimmermehr dich selbst. Und er kann es um so weniger kennen, je mehr er von dir nimmt. Immer untrüglicher wird er erkennen, wie unergötzlich du bist, wie ganz aus dir selber hervorgewachsen. Darum bist du auch so abliehrend gegen fast alles, das von außen kommt und sich nicht völlig, mit kindhaftem Vertrauen, dir einzuschmiegen vermag. Jegliches osternd, was ehemals sein war. O, du bist herrlich und herrschaftlich, mein liebes Wien! Und wer das nicht weiß, der kennt dich noch nicht. Dieses Berlin etwa, das man so gern ruhmredig und herrschaftlich nennt, ist bei weitem nicht so hochmütig, so unnachgiebig wie du. Berlin schiebt vor Sternbegierde, das macht es bescheiden. Das leiht ihm auch seine wunderbare Schnellkraft und seine wahrhaft geniale Auffassungsfähigkeit. In Berlin kann Jeder Berliner werden, der die deutsche Sprache spricht und bereit ist, an Deutschlands Größe mitzuarbeiten — woher er komme, danach wird nicht gefragt. Und seine Stammesart braucht er so wenig abzuschleifen, daß sie vielmehr gerade in ihrer urwüchsigen und kantigen Besonderheit doppelt willkommen geheißen wird. Darum wagt hier ein großes Mundartengemisch durcheinander und prägt eine neue, vielfach schöpferische Art von deutscher Wesensform aus. In Wien aber, du weißt es, darf nur wienerisch gesprochen werden, und das erstreckt sich auch auf Kleidung und Denkart, auf Manieren und Angewohnungen. Mit sanfter sinder Hand, doch unerbittlich, gleicht und glättet es alles aus und biegt und streift es so lange zurecht, bis es wienerisch geworden ist. Wer das nicht über sich ergehen lassen kann oder mag, der bleibt ewig ein Fremdling, auch wenn er dich noch so sehr umwirbt und liebt.

Ein in dich verliebter Fremdling, das bin ich die ganze Zeit über gewesen, da ich die Heimeligkeit deiner Straßen und Plätze, die Frische und Linienweiche deiner Landschaft, den Liebreiz deiner

Frauen und die Begiertheit deiner Männer genießerisch in mich aufnehmen durfte. Nicht oft mag einer aus dem Reich deiner rauhen Freunde die Solidität deiner Gaben mit solch innigem, nie ermüdbarem Dank entgegengenommen haben wie der, der jetzt, scheinbar treulos, sich von dir abwendet, um ganz wieder unterzutauchen in seiner großen deutschen Heimat. Er hat sich nie befehlen, und dennoch bist du ihm unverlierbar. Er hat sich dir niemals verschrieben, und dennoch trägt er dich im Herzen. Und gern bezeugt er es, vor dir selbst und draußen im Reich, löschlichen wird. Erinnerst du dich noch, als ich dir es zum ersten Male aus sprach, vor manchen Jahren schon, in „Briefen an eine Freundin in Berlin“, und wie du mit damals meinen Gruß zurückgabst, aus den Munde eines deiner Besten, Eduard Böckl, der gerade das Lob und die Liebe des Fremdlings aufs innigste zu schätzen wußte? Damals schlang sich das Band, das jetzt nichtigen zerrissen wird. Es möge vielmehr desto unzerreißbarer bleiben, je entfernter von dir ich werde — denn für dich zu wirken, dir von Jahr zu Jahr immer mehr neue Freunde zuzuführen und so an der Befestigung deines mit Eifer und Opfermut behüteten Deutschlands mitzuarbeiten, das wird von nun ab eine meiner liebsten und ernstesten Aufgaben sein.

Behn Tage war ich jetzt wieder bei dir, mein geliebtes Wien, hauptsächlich um meine letzte Aufgabe abzurechnen. Aber indem ich jetzt daran zurückdenke, lebst diese kurze Zeitspanne in mir auf wie die Wehmut und Beunruhigung einer letzten Umarmung. Du bist ja die weiblichste aller Weltstädte, wirst es ewig bleiben, wenn du auch in dieser großen Zeit dich gewiß in tapferer Entschlossenheit mit Eisen gegürtet hast. „Gurra, du Eisenbraut!“ so möge man darum von Deutschland aus dir entgegenrufen. Dich litzend in den Arm zu nehmen, Arm in Arm mit dir auf die Welt zu stürzen, dem Ansturm einer ganzen Welt Trost zu bieten, das ist ja das hohe Glück, das uns Deutschen jetzt anteil wird. Und ich sah dich in deinem bräutlichen Waffenschmuck, nicht jetzt bloß in diesen wenigen Tagen, nein, so manche schwere Monate vorher, und vor allem im glorreichen Sturmrausch deiner ersten Erhebung. Ach, wenn ich daran wieder zurückdenke, wie warm bedrängt es dann mein Herz! Denn nie warst du herrlicher, nie deiner Macht und Schönheit erfüllter als damals in den letzten Tagen des Juli und den ersten des August, im weltgeschichtlichen Jahr Neunzehnhundertundvierzehn! Und daß ich diese Zeit mit dir verleben durfte — alle ihre herrlichen Räte mit dir teilen, dein innerstes Knirschen und dein gewaltiges Losbrechen — daß ich diesen himmelanfürmenden Jubel ewig im Ohr behalten darf, als der Reiz mit Serbien wie eine heroische Selbstbefreiung,

wie ein tiefes, erlösendes Atemholen dich durchschüttelte — daß ich da ein mischwichtiges, mitfortgerissenes Atom von dir sein durfte: das löst sich nie und nie wieder in mir aus. Nichts verbindet unzerstörbarer als das gemeinsame Erleben großer Stunden. Und was mich zu jener Zeit besonders bewegte, das war, daß ich dein deutsches Herz gewaltig auflodern sah, dein deutsches Herz, das zugleich dein stierreichsches Herz ist, ein Herz voller Begeisterung und Ehrliche.

Weich banges, stöndes Flüstern war tagelang durch deine Gassen gegangen, dein Atem drohte zu versagen, dein Herz krampte sich zusammen — meint etwa jemand aus Bangnis vor dem, was kommen konnte? O nein, die einzige Sorge, die dich bedrückte, die dich beinahe zitternd zur Erde niederbeugte, war stets nur die, daß nichts kommen könnte — abermals nichts, nachdem so viele Jahre hindurch, wo man deine Nerven und deine Geduld hinhalten auf die Folter gespannt hatte, immer wieder nichts und immer nichts erfolgt war. Und wie dann doch endlich etwas erfolgte, zuerst das mannhafteste Ultimatum an den unversämten serbischen Herausforderer, dann die Mobilisierung und die Kriegserklärung, dann das ungeheure Sicherschreiben deines großen deutschen Bruders, endlich der hageldichte Regen immer neuer Kriegserklärungen, da war eine Lichtheit, eine Begeisterung in dir aufgegangen, o Wien, die wie das herrlichste Erwachen war. Ich sehe noch die Scharen, die deine Straßen durchwanderten, mit erglühten Wangen und hoffnungsvollen Augen, Freund alle miteinander und in Armen gegenseitig eingehängt, mit Herzen, die vor Erwartung und süßem Graus pochend erzitterten. Und dann standen wir stundenlang vor dem Kriegsministerium, dem breitgetretenen neuen Prachtbau an der Ringstraße — Vater Kadesty, in Erz gegossen, schaute auf uns herab — jedes Militärauto, das vorfuhr, wurde stürmisch begrüßt, manche Offiziere selbst auf die Schultern gehoben und umhergetragen — alle waren wir wie trunken von der neuen Weltwende, die wir sich bereiten fühlten — aus Blut und Trümmern sahen wir ein neues Oesterreich, ein neues Deutschland vor uns heftig emporsteigen!

Und doch — es hätte keiner von uns allen ausgedenken gewagt, was alles kommen würde; und daß wir heute, nach vierzehn Monaten opfervollsten Ringens, noch immer ausharrend im Kampf stehen würden — um vieles erfahrenere, nichterner und ernster geworden als damals; aber darum ebenso entschlossen, bis ans siegreiche Ende durchzuhalten, wie nur jemals im Beginn dieses aufreibenden Existenzkampfes.

Still ging dein Atem, von seghaft keimenden Friedenshoffnungen bewegt, als ich jetzt, mein Wien, dir die Abschiedsworte

Abschied von Wien.

drückte. Wieder ganz eingelebt in deutsche Verhältnisse, von der eisernen Zuversicht der deutschen Reichshauptstadt durchdrungen, sah ich deutlicher denn vorher die leisen Behmutsfältchen in deinem schönen Frauenantlitz, in dem die Hingebung der Geliebten mit dem Sorgenabglanz des Mutterherzens so menschlich und gemütbewegend verwoben sind. Und ich fühlte aus der Art, wie du mich fragtest, wie sehr du auf die Gesinnung und Manneskraft deines deutschen Freundes baute; wie du, in schwärmerischer Verehrung und Lobpreisung, kaum einen sehnlicheren Wunsch zu kennen schienst, als, mit dem Brautkranz deines eigenen Deutschtums umgürtet, dich innig und vertrauend an uns anzuschmiegen. O du Wien, bestrickendstes Weib, bleibe tapfer und harre aus! Dein Deutschtum und dein Oesterreichertum sind beide unantastbar. Deutsch bist du in deinem Herzen, österreichisch in deinem Blut — und dein Blut ist gar wunderbar und vieldeutig gemischt. In dir ist alles verwickelter, schwerer entwirrbar, vielfältiger deutbar als in unserer, im Vergleich zu dir, recht einfachen und klar bestimmten reichsdeutschen Art. Wo du hundert Probleme hast, da haben wir eines. Darum sind wir derber im Zufassen und bedenkenloser im Entschluß, darum sind wir vor allem instinktlicher als du. Du brauchst uns und wir brauchen dich, wir sind gegenseitig aufeinander angewiesen, und je verschiedener wir sind, desto vielversprechender ergänzen wir einander.

Ja, wir brauchen dich nicht minder, Wien, wie du uns! Deine alte wundervolle Bornehmheit, die so tief und gesättigt in festgegründeter Vergangenheit beruht; deine gesunde und bewegte Volkhaftigkeit, die mit so ursprünglich-breitem Humor zur herzstärkenden Sorgenverschweigerin wird; deine natürliche und quellfrische Anmut, die aus so klaren Augen blüht und mit so bestrickenden Reizen sich schmückt; und deine lachende und unverzierte Herzlichkeit, die, musikbewegt, so reich sich entfaltet und wie Vergessgruß ins geschäftlich-wägende Herz klingt: alle diese Tugenden, die dich zieren und die um so liebenswürdiger sind, als sie zwanglos sich verschenten, sie sollen wie ein ausgeglichenes Füllhorn uns bereichern und erquicken. Wir im kühleren, prosaischeren Norden sind ja solcher Gaben sehr bedürftig, und lange und gern haben wir bereits davon genommen, wie ein jeder weiß, der die innere Entwicklung Berlins in den letzten Jahrzehnten verfolgt hat. Ueberall hat das Wienertum an der Geschmacksausbildung und kulturellen Verfeinerung Berlins den lebendigsten Anteil; und mag der Berliner auch hier und da spötteln und brummen, ohne deine Gaben, o Wien, könnte er dennoch nicht leben. Daß ihr euch gegenseitig inniger kennen und immer noch aufrichtiger einander schätzen lernt, das ist unausweichliches Entwicklungsgebot. In weiten Scharen müßt ihr beiden Hauptstädte einander besuchen gehen und gegenseitig euer Bestes immer spendefroh und empfangsbereiter euch schenken. Das empfand ich mit durchdringender Kraft gerade in den letzten meiner Ab-

schiedsstunden, als ich in deinem Prater, Wien, unter deinem lieben und frohen Volk mich bewegte, als ich spürte, wie die Herzen deiner Bewohner so lebendig uns entgegenschlagen und alle Augen mit einem eigenen Glanz sich erfüllen, sobald der Name „Deutschland“ ertönt. Daß ich ein Deutscher bin, jukt in dieser letzten Stunde haben es mir deine Kinder aufs herzbewegendste gedankt, als ob sie mir das unentwurzeltbare Gefühl mit auf den Weg geben wollten, daß Deutschland nirgends treuere Freunde hat als im Wiener Volk. Und ich verstand, Volk von Wien, daß dieses die Botschaft ist, die ich daheim von dir ausrichten sollte. Ich verstand es und habe mit Freuden dir willfahrt.

9./X. 1915.

§ [Wiener Stimmungen.] Man schreibt uns aus Wien: Wir ertragen hier den Krieg so leicht, daß es geradezu erstaunlich ist. Nicht nur erstaunlich, sondern rätselhaft. Die Gasthäuser, die Kabarets, selbst die Theater sind gefüllt, aus den Gärten dieses schönen Nachsommers dringt Musik und fröhliches Geplauder, und wären die vielen Verwundeten, die vielen trauernden Mütter und Witwen nicht, man wüßte kaum, daß Krieg ist. Die Zeit der Sorge ist ja überwunden, der Russe aus dem Lande hinausgeworfen, der Welsche nirgends hereingelassen und der Serbe vor der letzten Abrechnung. Wenn da auch hier und da ein Flaumacher oder geheimer Parteigänger des Feindes Tatarennachrichten in die Welt setzt, so ist doch der allgemeine Gemütszustand der der zuberstichtlichen Erwartung des endgültigen Sieges, ja sogar der Hoffnung auf einen baldigen Friedensschluß. Und da läßt sich die im Grund heitere Natur des Wieners vom behaglichen Lebensgenuß nicht abhalten — die Mittel erlauben es ja. Woher sie kommen, das aber ist das Rätsel. Es heißt zwar, das Geld zirkuliere ganz anders als sonst und bleibe zudem im Lande. An den Lieferungen werde verdient, die Arbeitslöhne erreichen ungeahnte Höhe . . . aber es gibt doch noch eine gewaltige Schicht, die auf feste Bezüge angewiesen ist und selbst bei hier und da bewilligten Teuerungszulagen gegenüber einer 100. bis 300prozentigen Teuerung ihr Auskommen nicht finden kann. Es kostet ja doch das Kilo Rindfleisch 7 bis 8 Kronen in Wien, und Brot und Gemüse sind auch kaum erschwinglich. Woher da die allgemeine Verschwendungssucht, die sich an den Stücken des Vermögens kundgibt? Ich fürchte, die Medaille hat ihre Reverso. Gerade die Schicht mit den festen Bezügen ist auch die mit der stärksten sozialen Scham. Von ihrem Elend erfährt man nichts; sie leidet und erliegt schweigend. Es gibt ~~schon~~ **keine Möglichkeit für eine kleine Familie, mit**

2- bis 3000 Kronen Jahreseinkommen bei dieser Teuerung in Wien ohne Entbehrungen zu existieren. Gibt es doch Leute mit dem Behnsachen in gehobener sozialer Position, die ihre Not haben, sich noch „standesgemäß“ zu behaupten. Das wäre an sich kein Unglück. Man muß ja nicht „standesgemäß“ leben. Aber unter notgedrungener Einschränkung dieser Schicht leiden doch wieder andere, die sich nicht weiter einschränken können, und so muß doch irgendwo das Defizit sich in wirkliche Entbehrung umsetzen. Trotzdem von Mitleidigkeit nirgends eine Spur. Wenigstens in Wien und in den deutschen Bezirken nicht . . . Der Staat wird viel tun müssen, diese Tapferkeit entsprechend zu vergelten. Er wird richtige Sozialpolitik treiben müssen zur Entschädigung für die Arbeiter und kleinen Beamten und richtige Staatspolitik für die Deutschen, die den Staat, den sie geschaffen, nun auch gerettet haben.

Einkäufe.

Ein feines, sehr feines Delikatessengeschäft.

Die Auslagen, links und rechts, wirkliche Schaustücke. Was sich da auf glänzenden Tassen, überflutet von elektrischem Licht, nur alles aufbaut! Zwei Tempel der Magenbeglückung.

Drinne im Geschäft, wo man hinsieht, blühweißer Marmor, nickende Blumen. Große Spiegel, in denen sich der Reichtum der ausgelegten Waren wiederholt.

Eine Art Apotheke, nicht nur was die Ausstattung, sondern auch was die Preise betrifft.

Im Vordergrund der Käufer ein Ehepaar, elegante Leute. Die Frau befundet für den Einkauf nur wenig Interesse. Ihre Blicke werden zu sehr von einem Spiegel angezogen, in dem sie ihr hübsches, mit einem wippenden Reiter geschmücktes Haupt sehen kann.

Der Verkäufer im schneeigen Weinensacco zückt das lange, blitzende Schinkenmesser:

„Wieviel, bitte?“

Der Herr lächelt:

„Was Sie wollen... was Sie wollen!... Und dann auch Salami!“

Mit zart zugreifenden Fingern häuft der Verkäufer Schinkenscheibe um Schinkenscheibe zu einem köstlichen Hügel, fahrt dann nach einer prallen langen Salamistange, hält sie an die Schneidemaschine.

„Wieviel, bitte?“

Der Herr neigt das Haupt zur Seite, macht eine nachlässige Handbewegung, lächelt:

„Was Sie wollen... was Sie wollen!“

Von dem Messer der Schneidemaschine löst sich Blatt um Blatt, der Verkäufer hält inne:

„Noch, bitte?“

„Aber ja, ja!“ nickt der Herr.

Die Dame tippt mit dem Borsignon in der Richtung nach einem Berg von allerlei feinen Käsesorten, wendet sich wieder ihrem Spiegelbilde zu.

Der Verkäufer legt drei in Staniol gefüllte Päckchen zusammen.

„Genug, bitte?“

„Wie Sie meinen!“ lächelt der Herr, und der Verkäufer greift noch nach einem vierten Päckchen.

Der Herr blinzelt: „Was könnten wir noch nehmen, Neiß?“

„Was du willst... natürlich auch Sardinen.“

„Allerfeinste, bitte!“ fügt der Herr hinzu.

Der Verkäufer schaufelt zwei Schachteln in den Händen:

„Eine kleinere... oder eine größere, bitte?“

„Wie Sie wollen!“ lächelt der Herr gütig.

Der Verkäufer nimmt die größere Schachtel, sieht die Augen der Dame auf eine Tüte von verzuickerten Früchten gerichtet.

„Ist eine Tüte gefällig, Gnädige?“

Doch die Dame ist mit ihren Augen schon wieder im Spiegel.

„Wie Sie glauben!“ antwortet der Herr. „Vielleicht auch von den Trauben dort!“

„Wieviel, bitte?“

„Was Sie wollen!“ lächelt der Herr.

Der Verkäufer macht zwei kunstvolle Pakete, versieht sie mit Trägern, abdiert.

„Neunzehn Kronen fünfzig, bitte.“

Die Dame ist schon draußen, die Zahlmaschine rasselt.

Die blasse Frau im Umhängtuch, mit der leeren, vielgebrauchten Einkaufstasche in der Hand, steht schon längere Zeit vor der Auslage eines Selchers.

Da liegt eine Menge von Würsten aufgestapelt, in der Mitte auf einer großen Schüssel ein rauchender, spagatverschmürter Nollschinken.

Die Frau im Umhängtuch läßt die Augen über die Auslage gleiten, über die glänzenden Knackwürste, über die lockende Zungenwurst, über die dicke Blutwurst, über die „Därre“, die in langen Stücken, an den Gasarm gebunden, herniederhängt über die großen Speckschnitten, und sie schaut zu, wie die fettleuchtende Hand der Selcherin nach dem Nollschinken langt, um ihn nach einer Weile, um ein Stück verkleinert, wieder auf die Schüssel zu legen.

„Wer wieder amal so a Bröckel warm's Fleisch hab'n könnt!“ murmelt sie vor sich hin.

„Halt ja!“ hört sie eine Stimme neben sich, blickt zur Seite und erkennt eine Nachbarin.

„Ah, Sie san's!... I schau' m'r schon a ganze Weil' die Herrlichkeit'n da an... Wann ma mit die Aug'n ess'n könnt, dann häit', meiner Seel', der Selcher schon längst a leere Auslag'!“ sagt sie mit gequältem Lächeln. „Was nur das für a Jammer is!... Mach'n S' mit mir, was S' woll'n, aber i wah' wirklich net, was i für mi und die Kinder zum Nachtmahl kauf'n soll!... 's kost't ja alles, was S' anschau'n, färmlich a Vermög'n!“

„I hab' m'r a Stückl Prehwurst kauf't,“ seufzt die zweite Frau. „Aber es reut mi schon wieder... I kumm' m'r vur, als wann i 's Geld 'nauschmeiß't!“

„I war schon bei an' Selcher drin und hab' g'fragt, ob i net Abschnitzeln haben könnt'... Der hat m'r fast a Maul ang'hängt!“

„Wo dent'n S' denn aa hin?... Wo san die Zeit'n, wo ma noch Abschnitzeln kriagt hat!“

Die Nachbarin geht, die Frau im Umhängtuch bleibt vor der Auslage stehen, schaut wieder einmal dem Nollschinken nach, sieht, wie er, wieder kleiner geworden, zurücklehrt und neuerdings auf der Schüssel prangt, appetitlich, rauchend, duftend.

Sie geht langsam fort, geht an den Schwarengeschäften dahin, immer wieder stehen bleibend, überlegend, kehrt wieder zu dem Selcher zurück.

„I wer' halt aa a Prehwurst kauf'n!“ murmelt sie, macht einen Schritt zum Eingang des Ladens, ist jedoch gleich darauf wieder vor der Auslage. Die Augen in dem blassen Gesicht gleiten verlangend über die Würste, über den Speck, über den rauchenden Schinken.

„Sie san no immer da?“ stößt sie die Nachbarin an, die wieder vorüberkommt.

Die Frau mit der leeren Einkaufstasche wendet sich zum Gehen, noch mit halbem Blick an der Auslage:

„Wann nur d'r Mensch net aa essen müaßt'!...“

* (Der Einrückungstag der Achtzehnjährigen.) Heute ist der Einrückungstag der Achtzehnjährigen. Die zum gemeinsamen Heere Assentierten meldeten sich zur Präsentierung in der Rennweger Kaserne, die zur Landwehr Assentierten im Baumgartner Kasino. Schon in den frühesten Morgenstunden boten die Straßen ein belebtes Bild. Allorten sah man die Einberufenen mit einem Koffer in der Hand oder einem Rucksack auf dem Rücken aus den Toren eilen. Väter und Mütter, Geschwister und Hausbewohner gaben ihnen zumeist das Geleite bis zur nächsten Haltestelle der Elektrischen, wo sie sich unter herzlichen Glückwünschen verabschiedeten. An den Umsteigestellen der auf den Rennweg oder nach Baumgarten führenden Linien trafen oft Hunderte Rekruten zusammen. An den Präsentierungsstellen erwarteten Offiziere und Unteroffiziere die Eingetrückten. Nicht minder lebhaft wie vor den Kasernentoren, ging es gesiern bereits auch auf den Bahnhöfen zu. Zu allen Zügen strömten Hunderte und Hunderte Rekruten, um in die Heimat zu fahren und sich bei ihrem zuständigen Ergänzungsbezirkskommando zur Fahne zu melden.

17/X. 1915

stufen, Steinriegeln, niedrige Kartgitter und eiserne Ständer. Aber abgesehen von Stützen und Zusammenstößen, die bei entsprechender, stets aufmerksamer Vorsicht wohl vermieden werden können, ist es die unsägliche Trüerie völlig verfinsteter Straßen, die fast unermüßlich ist für Menschen, die an das freundliche Licht der Stadt ihr Leben lang gewöhnt sind. Man darf solche scheinbar unbedeutende Nebenerscheinungen des Krieges durchaus nicht unterschätzen. Es ist gar kein Zweifel, daß dieses schreckliche Düstter auf die Menschen einer Großstadt, wie etwa Paris oder London, ungeheuer deprimierend wirkt und im Laufe der Zeit zu einem jener Faktoren wird, die starken Anteil an der Erschütterung jener Kriegsmüdigkeit und Hoffnungslosigkeit in den Reihen unserer Feinde haben, für die bereits allerlei Anzeichen zu sprechen beginnen. Wie es in Paris ist, wissen wir nicht. Diese Stadt hat wohl schon manchen Sturm erlebt. Anders ist es mit London. Seine Bewohner, die seit Menschengedenken ihre Kämpfe von „Soldiers“ führen ließen und im eigenen Land nichts andres vom Kriege sahen als herbeigeschleppte Trophäen und zusammengerafften Raub, blühen zum erstenmal in das blutig glühende Auge des Kriegsgottes, und das angenehme Gefühl der Wiraten, die sich auf meersumschlossener und von starken Orlogschiffen gesichertster Insel bisher völlig sicher fühlten, welche immer mehr einer dumpfen und sehr ne gründeten Angst. Mehr als einmal sind bereits die grauen Hiesendrachsen mit schaurigen Schnurren und Brummen, dem Blitzen der Scheinewasser als Begleiter folgend, über der Siebenmillionenstadt erschienen, in der das

Das Glend der Lichtlosigkeit an finstern Herbst- und Winterabenden und im tiefen Dunkel der Nächte kann sich niemand vorstellen, der nicht schon Lehnliches erlebt hat. Ich denke dabei nur immer an eine Gelbbahnbrücke in dem nach dem Fall der Feste von den Montenegroinern besetzten Skutari, über die ich fast jeden Abend gehen mußte. Sie führte über einen etwa zweihundert Schritt breiten Arm des Sees und war nach gründlicher Zerstörung nochdürftig hergestellt worden. Auf einigen wackeligen Holzpfählen lagen die schmalen Schienen auf Holzschwellen, die etwa einen Viertelmeter voneinander entfernt waren. Laternen gab es natürlich keine mehr, und so mußte man in völliger Dunkelheit in zwei Meter Höhe über Wasser, Sumpf und einem Gewirr von Krümmern einen Sellkang über diese klaffende Schwellenreihe ausführen, wenn man zum Hasen gelangen wollte, um Briefe auf ein Schiff zu bringen. Dabei wurde man noch alle fünfzig Schritte von einem Posten angerufen, der mit schußfertigen Gewehr irgendwo in der Stockfinsternis stand. Noch heute erscheint mir diese schwanke Leiterbrücke manchmal in unruhigen Träumen, und sie endigen regelmäßig mit einem Absturz in spitzige Stühle und tiefen Morast.

Solche Gefahren würden in Wien wohl auch bei völliger Finsternis nicht bestehen. Aber trotzdem gäbe es noch immer Gelegenheiten genug, sich ernstlich zu beschädigen. Man denke nur an die abgünstigen Ufer des Donaukanals, an die steilen Böcher, die für elektrische Kabel und Gasröhren ausgeworfen werden, an laternenlose Wagen, Trottoir-

Wien im Licht.

Trotz aller Veränderungen und Entbehrungen, die der Krieg uns wie allen andern gebracht hat, gehören wir doch zu den Glücklichen, denen eines der unangenehmsten und peinlichsten Opfer erspart geblieben ist: der Mangel an Licht. Unsere Straßen weisen wohl auch eine aus Sparlampegründen etwas verminderte Beleuchtung auf, aber die warmen, breiten und goldenen Lichtströme, die aus den Muslagelassen auf die Gasse fluten, die kleinen Sonnen der Gasglühstrümpfe in den Laternen und die weißglühenden Monde der Bogenlampen sind uns geblieben. Uns hat nicht das Schicksal getroffen, jene trübseligen und niederdrückenden lichtlosen Abende zu erleben, die Unsicherheit der öffentlichen Wege und Plätze, die vielen Unglücksfälle und Vündernisse, die das festliche Licht hervorruft. Unsere günstige Lage hat uns vor Fliegerbomben und vor den fürchtbaren Explosionskörpern der großen Luftschiffe gesiebt, und der helle Schein am dunkelsten Himmel, der schon von weitem die Nähe der großen Stadt verkündet, liegt täglich wie eine blaue Aureole über den Dächern.

17/X. 1915

Nun im Luff.

ist heute zu einem noblen Handelsartikel geworden.

Freilich sind wir heute schon so weit, nicht nur bei Brunnfährchen, Edelsteinen und Goldketten auf Guruspreise zu stoßen, sondern auch bei Dingen des gewöhnlichsten Bedarfs. Darüber ist nun wohl schon so viel gesagt worden, daß es Enqueten nach Wien tragen hiesse, wollte man noch etwas dazu tun. Mit Schreiben und Reden werden solche Sachen eben nicht besser, und vorläufig läßt den bescheiden bemittelten Menschen eben nichts übrig, als die appetitlichen weißen Gänse, die sanft glänzenden Schinten, die zarten, rosigen Schweinsrippen und blanken Fische als holbe Traumgebilde zu bewundern. Unser Ruf kann weder die in den Rühnhäusern schlummernden Sundertausende von Hasen, Fasanen und ähnlichen wohltschmedenden Jagdtieren erwecken, noch das Gewissen unentdeckter Preistreiber, die sich schmunzelnd die Hände reiben und in Geduld und Ruhe den großen „Schab“ erwarten. Wir können unterdes wenigstens beim hellen Licht des Abends die Preise aller guten Dinge lesen, die uns früher zugänglich waren und jetzt so teuer sind, daß wir uns ebenso gut eine silberne Zigarettentafel mit Emailauflage, als eine Ganz oder einen Rehrücken kaufen können. Nun freilich, wir können ohne Lederbüsten und, wenn es denn sein muß, auch ohne Fleisch überhaupt leben, und es ist gewiß nicht ganz gerecht, einzelne innerlich zu beurteilen und zu verurteilen, daß die Ursachen der Wirkungen gewöhnlich viel tiefer liegen, als man auf den ersten Anblick glaubt, und sich

Im Gegenteil. Der Gang durch die funkelnden Straßenzeilen, die uns gerade um diese Zeit besonders traumlich amuten, läßt uns für Augenblicke alle Sorgen vergessen. Schreiten wir nicht an den breiten, strahlenden Zitronen eines riesigen Gewerbemuseums vorbei, wenn wir die Geschäftstraßen besuchen? Wundervolle und tausendfältige Dinge liegen da hinter den klaren Scheiben, alle luxuriösen Räume erfüllend. Wir wissen wohl, daß unser Ueberfluß an Geldmitteln nicht so groß ist, daß wir unbedingt diesen reizenden kleinen Gesanten, aus Bergkristall geschnitten, kaufen müßten, der in einem mit weißer Seide gepolsterten Miniaturkassall hinter silbernen Käfigstäben zu sehen ist. Wir haben keine Lust, eine jener so zart aus Eisenbein und edlem Metall hergestellten Tänzerinnen zu erwerben, wir brauchen keine Bondonhörschen aus durchbrochenem Schildpatt mit Goldbrand und Brillantenmonogrammen. Aber hübsch ist das alles und entzückend anzusehen, und wenn wir ganz rationalistisch denken wollten, könnten wir sagen, daß mit Hilfe dieser teuren kleinen Schnurpfeifereien große Summen aus dem Besitz der Reichen in die Hände tüchtiger Kaufleute und besonders geschickter Arbeiter wandern. Nichts ist irriger als ein dumpfer Haß gegen luxuriöse Dinge, die doch bei der herrschenden Weltordnung nichts andres sind als Mittel zur Selbsterbewegung, ob dies nun Perlenhalsbänder, Damen der Halbwelt, kostbare Automobile, teure Weine oder Stöcke mit Goldgriffen sind. Sa sogar das edle Weidwerk, das früher den Würdigen stille und tiefe Freuden bot,

starre Goldherz Englands scheinbar wohlverschert ruht, und haben Donner, Rauch und Feuer in bestende Häuserblods geschleudert. Da gab es dann Licht, aber dieses Licht war von düsterner Höhe und ein Schreden mehr. Auch damals in Stutari gab es diese trübe Blut, und in den ersten Nächten beleuchtete der verglommene Basar mit zuckendem Schein die Schwelendbrüde.

Gewiß, wir müssen auf so manches verzichten. Sollen wir uns dafür nicht um so mehr über das freuen, was uns geliebt ist? Wir brauchen nicht bei schwerer Strafe darauf zu achten, daß aus untern Fenstern ja kein Strahl auf die Straße falle, wir müssen nicht durch schwarze Höfe schleichen, um durch eine Hintertür ins Gasthaus oder Café zu gelangen. Unsere Theater, Konzerthäuser und Kinos schimmern allabendlich in festlicher Pracht. In den Zügen sind die Coupés hell und warm. In allen Gebieten dagegen, in denen Zügerangriffe möglich sind, müssen die Reisenden stundenlang in vollständiger Finsternis sitzen und empfinden die Enge des Raumes und die Endlosigkeit langamer Fahrt doppelt schwer. In unsem Schloß brüllt nicht das splatternde Krachen der Straßbomben, die in ägendem Säurerauch und Feuerwolken trepieren und in weitem Umkreis alle Häuser in ihren Grundfesten erbeben lassen. Wir müssen nicht erschrocken auf dicke Vorhänge achten, wenn wir den Schalter der elektrischen Beleuchtung ausdrehen oder das Gas ausflammen lassen, und unser Weg während der so früh heretnbrechenden Dunkelstunden ist frei von Gefahr und Angst.

Die Heimsuchung.

Ein Kapitel aus den unheiligen Schriften des Gottes Schab.

Und siehe, es war einmal eine Zeit, da kam eine große Heimsuchung über das Land, aber mancher stund auf, ging hin und sprach: „I mach' mein' Schab!“

Und es geschah, daß jene, die so sprachen, Lebensmittelhändler waren, so sich aus der Not des Volkes einen Schmarren und Reichtümer machten.

Siehe, es war eine Zeit der Heimsuchung und vieles ereignete sich und vieles ward getrieben, namentlich die Preise.

Und es waren manche, die zusammentraten im Tempel des Gottes Schab, auch Rebbaß geheissen, und die alltäglich zu ihm beteten, daß die Heimsuchung recht lange dauern möge.

Und Gott Schab und die Regierung waren es zufrieden und blühten auf sie mit Wohlgefallen.

Und siehe, Gott Schab gab jedem sein Teil und manchem noch mehr, auf daß sie nicht wandelnd würden in ihrem Glauben.

Und es geschah, daß sie voll Uebermutes waren, lächelten und auf Verordnungen piffen.

Aber siehe, da waren viele, die hatten kein Schmalz, keine Eier, keine Milch, keine Erdäpfel, kein Fleisch.

Und sie frevelten und hoffeten, daß es besser würde.

Aber es geschah, daß manches beschagnahmt wurde, die Eglust aber nicht.

Und siehe, da waren viele Märkte, und unter ihnen ein großer, Raschmarkt geheissen.

Und es kam ein Tag, da ward er wunderbar eingerichtet.

Es geschah, daß, wer den Markt betreten wollte, drei Kronen Eintrittsgebühr zu zahlen hatte.

Und die Händler stunden hinter ihren Waren und locketen zum Kaufe.

Siehe, es stach sie der Habern und sie locketen und sprachen: „Kumman S' her da, kauf'n S' was, gnä Frau!... Schöne Eier, 's Stück um fünf Kronen!... A frische Butter, fünf Deka um acht Kronen!... A schön's Schmalz hätt' i da, nur sieb'n Kronen zwa Deka!... A guat's Stück'l Fleisch, bitt' schön, a Viertelkilo um zwanz'g Kronen!... A Stamperl Milch g'fällig, fünf Kronen a Schluckerl!... Schöne Erdäpfeln hätt' i, nur drei Kronen a Stanigl' voll!... Kumman S' her da!“

Siehe, so locketen sie.

Und etliche waren unmutig, murkten und schimpften, und waren der Grobheit voll, so sich einer unterfangen wollte, zu „handeln“.

Und es geschah, daß es auch etliche gab, die guten Verzens waren.

Und daß manche hinter ihren Waren aufstunden, locketen, schmunzelten und sprachen: „Wer kauft, wer kauft!... Kummseln S' Jhna, Frauertl, in aner Viertelstund' is schon alles um zwa Kronen teurer!“

Aber derer waren nur wenige, die kauften, derer aber viele, denen Gott Schab, auch Rebbaß geheissen, so zusehet, daß sie nur kamen, sich satt zu riechen, daß sie nur kamen, zu schauen, wie Fleisch, Butter, Schmalz, Eier und Erdäpfel aussähen.

Denn siehe, sie hätten es sonst vergessen.

Und sie waren es gezwungen, für ihre Magen etwas zu tun, so sie nicht allzubald in ein besseres Wienfeits kommen wollten.

Und es kam, daß da einmal ein großes Vergernis geschah und daß einer sich auftat und drei „Stamperln Milli“ in sich schüttete.

Siehe, da ward er im Augenblick einer großen Desfradation bezichtigt und die Polizei führte ihn hinweg.

Aber die anderen, so gekommen, rochen und schauten.

Und da lagen die Erdäpfel, fein in Seidenpapier gewickelt, wie ehemals edles Obst aus fernen Landen, und die Milch lockete in kristallinen Stamperln, und die Zwiebeln in feinen Tüten, geziert mit Malerei.

Und es gab noch vieles zu schauen, aber doch nicht die Haut, so dem Volke von den Dienern des Gottes Schab über die Ohren gezogen, nicht das Heuschel, das ihm aus dem Leibe gerissen worden war, und nicht das Fett, so sich die Gläubigen des Gottes Rebbaß angemästet hatten.

Aber es geschah, daß es auf dem Markt nicht nur Schautage gab.

Denn siehe, es gab viele Robeltage für jene, denen es gut ging, die da kaufen konnten.

Siehe, da kamen viele Armeelieferanten.

Aber es geschah, daß die vielen, so ohne Geld, aber voll Hunger, nicht verlassen waren.

Und sie lechzten nach Fleisch.

Da stund der Bürgermeister auf, tröstete die Verlangenden und sprach: „Wir sind bedeutend gesünder geworden, seitdem wir so wenig Fleisch essen!“

Siehe, er tröstete sie und stellte das Feuerungsei auf die Spitze.

Es geschah all das und noch manches in einer Zeit, da eine große Heimsuchung war und in der viel getrieben ward, namentlich die Preise.

Doch siehe, es war eine fröhliche Zeit für jene, so auf die Verordnungen piffen und sich aus der Not des Volkes einen Schmarren und Reichtümer machten.

H. P.

Momentbild.

Von Hanns Brentans.

In unabsehbarer Kette, über der ein Wald buntgefärbter Fahnen weht, zieht die Prozession mit dem Gnadenbild „Unserer Lieben Frau mit dem geneigten Haupte“ durch die Straßen Wiens. Ueber den Ring zieht sie, vorüber am Abgeordnetenhaus, auf dessen Rampe blaue Spitalskittel und weiße Flügelhauben sichtbar werden: die Patienten des im Reichsratsgebäude untergebrachten Verwundetenospitals sind von ihren getreuen Pflegerinnen hinausgeführt worden, um den frommen Zug zu grüßen. Weiter geht es unter den vom Herbstwind entlaubten Bäumen der Ringstraße dahin und dann durch den Burghof, vorbei an der salutierenden Burgwache und den Spalier stehenden Burgenbarinnen. Das seit Jahrhunderten vom Kaiserhause in hohen Ehren gehaltenen Gnadenbild wird auf besonderen Wunsch des Kaisers durch den Burghof getragen und in der Menschenmenge, die in dichten Reihen vor und hinter dem Bilde einerschreitet, gibt es wohl kaum ein Augenpaar, das nicht einen Blick hinaussendet zu den Fenstern der kaiserlichen Gemächer, während die Gedanken nach Schönbrunn fliegen zu dem, der seinem Volke ein erhabenes Beispiel gibt in Gebet und Gotterbtrauen. Ueber Kohlmarkt und Graben bis an den Stefansplatz bewegt sich die Spitze des Zuges, um sich dort in vierfachen Spalier aufzustellen und den Hauptteil der Prozession an sich vorüberzulassen. Immer neue Scharen wallen vorüber: Frauen- und Jungfrauenvereinigungen, Klosterfrauen, dann Knaben-, Jünglings- und Männervereine — und da fällt es den wartenden Frauen auf, daß gar so viele Knaben und Greise, und gar so wenig junge Männer im Zuge mitgehen. Großväter und junge Enkel sind noch daheim, die Väter aber und die erwachsenen Söhne, die weilen fern von der Heimat an den Grenzen des Vaterlandes, und während die Daheimgebliebenen diesen imposanten Gebetsfeldzug unternehmen, stehen sie draußen in Kugelregen und Kanonendonner...

Und nun geht ein Flüstern durch die harrende Menge: „Die Soldaten! Die Verwundeten! Unsere lieben Verwundeten!“ Ja, da kommen sie, langsam, auf Stöße gestützt, in fleckigen, zerknitterten Mänteln, die noch die Schmutzspuren des Schützengrabens und die Blutspuren der Verwundung aufweisen; die Gesichter blaß und abgemagert, die Augen noch ein wenig müde und teilnahmslos, aber die Haltung stramm und selbstbewußt; sogar der junge Mensch dort, der den rechten Fuß etwas nachschleppt, bemüht sich, fest und sicher aufzutreten, und jener andere mit dem unheimlich leeren Mantelärmel trägt den Kopf so stolz, als wollte er fragen: „Wer wagt es, mich zu bedauern?“ Aber nun kommt einer, der hat den Kopf geneigt und stützt sich schwer auf den Arm des sorglich neben ihm schreitenden Kameraden; sein linkes Auge ist von einer Binde verdeckt — ob er sie jemals wird ablegen können?

In langen Reihen ziehen sie vorüber, immer wieder andere und doch einander so ähnlich: ähnlich durch das feldgraue Gewand, ähnlich durch das gleiche Leid, ähnlich durch die rührende Bereitwilligkeit, das Bild der Himmelskönigin zu geleiten auf dem Gange durch die Straßen der Kaiserstadt, ähnlich durch ihr ergreifend frommes Geben: fast alle halten den Rosenkranz in den Händen, fast alle murmeln die alten, trauten Gebetsworte. Die Menge betet mit, schaut in tiefer Ergriffenheit auf die feldgrauen Pilger und hier und da fährt verstohlen ein Lächeln über die tränenfeuchten Augen.

Plötzlich sagt jemand in das Gebetsgemurmel hinein: „Seht doch den Turm! Den Steffel schaut's an!“ Und aller Blicke wenden sich dem Turm zu, der grau in den grauen Herbsthimmel hinaufragt: ganz oben am Knäuf erglänzt er jetzt in rostigem Glanze. Die Sonne hat ihre Strahlen durch die schnell dahinjagenden Wolken geschickt, die noch bis vor kurzem so undurchdringlich und regendrohend ausfahen, und läßt sie um die Turmspitze spielen. Auch die Verwundeten blicken hinauf, einer nach dem andern, und in manchem blässen Gesicht malt sich ein freudiges Staunen. Die Sonnenstrahlen aber schieben die Wolken noch weiter auseinander; immer tiefer umfassen sie den Turm, immer leuchtender, goldener wird ihr Glanz, immer deutlicher treten die tausend kunstvollen Zieraten des herrlichen Hauses hervor und immer bewundernder werden die Blicke der Soldaten. Vielleicht haben manche von ihnen den „Steffel“ bisher noch gar nicht gekannt, vielleicht ist dieser Prozessionsgang ihre erste Wanderung durch die Innere Stadt — doppelt eindrucksvoll ist ihnen daher der Anblick des von der Sonne umspielten Turmes, der so wunderbar absteht von dem tiefen Grau, das unten auf der Gasse noch drückend lagert. Ein seltsamer Gegensatz, diese graue Gasse voll ernster, betender Menschen — und dieses sonnige Leuchten des Turmes, der wie ein

Riesenfinger gen Himmel weist, als wollte er die Väter unten daran erinnern, woher ihnen Trost und Hilfe kommen wird!

Jetzt mischt sich das volle Gefäute der Turmglocken in die langsam näherkommenden Klänge eines Chorals; die letzten Verwundeten ziehen in den Dom — und im selben Augenblick erstrahlt der ganze Prachtbau in all seiner Herrlichkeit. Und auch die graue Straße leuchtet jetzt auf, als wollte auch sie sich schmücken zu Ehren des Gnadenbildes, das soeben vorübergetragen wird, blumenumkränzt, in lieblicher Schönheit... „Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir —“ lönt es lauter und lauter aus der Menge, die sich auf die Knie wirft, um den Segen des hinter dem Bilde einerschreitenden Kirchenfürsten zu empfangen.

Langsam verschwindet der Zug im Orgelton durchbrausten Dome, in dem „Unsere Liebe Frau mit dem geneigten Haupte“ nun wieder für einige Tage Aufenthalt genommen hat, um Scharen stiller Väter um sich zu versammeln.

Als das Gnadenbild im Frühling dieses Jahres zum erstenmal in den Stefansdom getragen wurde, da lastete noch dumpfe Bangigkeit auf dem Volke von Wien; der Feind war im Land und niemand konnte sagen, wann er hinausgedrängt werden würde. Dann, fast unmittelbar nach jener ersten großen Prozession, kamen die herrlichen Siege, die uns von solcher Bangigkeit befreiten. Sie haben in fortlaufender Reihe angehalten bis auf den heutigen Tag. Und nun kniet das katholische Wien abermals vor dem Bilde „Unserer Lieben Frau mit dem geneigten Haupte“, dankt der Himmelskönigin für die bisherige Fürsprache am Throne des Höchsten und bittet sie in heiligem Flehen: „Du, die Du verheißest hast, die Gebete zu erhören, die vor Deinem Bilde in gläubigem Vertrauen auf Deine Hilfe berichtet werden, hilf uns auch weiter! Hilf uns zum Siege, hilf uns zum Frieden, zum Frieden!“ Und das von Blumen und Kerzen umgebene Bild schaut mild lächelnd mit geneigtem Haupte hernieder auf alle die Väter, als nide es Gewährung und Trost und Errettung aus allem Leid....

„Ja, in Deutschland...“

Die Berliner und die Wiener Brotkarte.

Im Anschlusse an die in unserem Sonntagsblatte veröffentlichten Mitteilungen über das erste Halbjahr Brotkarte dürften die folgenden Ausführungen interessieren, die uns mit Bezug auf die Brot- und Mehlkarte in Berlin von einer mit den Verhältnissen in der deutschen Reichshauptstadt wohlvertrauten Persönlichkeit zugekommen sind:

Man hat sich seit Kriegsausbruch daran gewöhnt, die Wirtschaftsverhältnisse in Deutschland mit den unseren zu vergleichen, und der Vergleich fällt regelmäßig zu unseren Ungunsten aus. Oft mit Recht — aber es ist schon nachgerade Mode geworden, blindlings alles, was innerhalb der heimischen Grenzen geschieht, zu verurteilen. Das Wort „Ja, in Deutschland...“ ist gang und gäbe. Wie sehr es geboten ist, die Augen offen zu halten, wird der Vergleich der Wiener mit der Berliner Brotkarte erweisen.

Die Güte des Wiener Brotes und Mehles ward stets gerühmt, aber die Wirtschaftsweise unserer Hausfrauen erfordert auch eine viel größere Mehlmenge, als ein Haushalt in Berlin bedarf. Unseres Wissens ist aber nirgend hervorgehoben worden, daß die Wiener Hausfrau jetzt beträchtlich über weit mehr Mehl verfügt, als die Berlinerin. Bis vor kurzem wurde in Berlin für Kopf und Karte 125 Gramm Mehl wöchentlich zugewiesen. Gegen dieses weniger als geringe Quantum führten die Hausfrauen mit Recht Klage, und sie haben erreicht, daß die Ration per Brotkarte zwei Abschnitte für Mehl zu je 125 Gramm, also zusammen 250 Gramm nachweist.

Aber diese willkommene Erhöhung brachte der Berliner Hausfrau wieder eine un erhoffte Enttäuschung. Kam die Hausfrau und forderte 250 Gramm Mehl, so erhielt sie zum kleinsten Teil Weizen, zum größten Teil Roggenmehl. Auf neuerliche Beschwerden brachte der Berliner Magistrat einen Erlaß, der das „Mißverständnis“ der Hausfrauen aufklärte: Die Brotkarte sichere ihr wohl 250 Gramm Mehl zu, aber nicht Weizenmehl, und die Zuweisung erfolge an die Konsumenten nach Maßgabe des der Verteilungsstelle Groß-Berlin zugewiesenen Weizen- und Roggenmehlquantums. Nun hat beispielsweise die Reichsverteilstelle für den Monat Oktober gleichmäßig an alle Kommunalverbände 30 Prozent Weizen- und 70 Prozent Roggenmehl zugewiesen — und in diesem Verhältnis 3:7, also 80 Gramm Weizenmehl und 170 Gramm Roggenmehl, erhalte jede Person von dem einzelnen Kaufmann.

Man vergleiche diese Mehlmenge mit der in Wien zur Verfügung stehenden nach unserer Brotkarte. Sie sichert uns vor allem die Freizügigkeit, Brot oder Mehl, insgesamt 1960 Gramm Brot = 1400 Gramm Mehl. Es liegt also in dem Belieben der Hausfrau oder in der Ersparungsmöglichkeit, die gesamte zugebilligte Menge zu erhalten und, wenn es praktisch genommen, auch nicht möglich ist, denn man muß ja auch Brot essen, so kann sie doch trotz der bestehenden Schwierigkeiten der Mehlbeschaffung eine ungleich größere Menge Mehl als die Berliner Hausfrau erhalten. Man hat der Berlinerin in Kriegszeit soviel von der Wiener Mehlpfeife erzählt, und da das Gemüse und die Hülsenfrüchte in Berlin ebenfalls unerschwinglich hoch im Preise stehen, möchte sie schon gern der Wienerin nachahmen — aber mit 250 Gramm Mehl per Kopf und Woche kann man nicht mal den kleinsten „Sprung“ machen.

Und als drittes kommt dazu, daß man, um den Mehlverbrauch noch mehr einzuschränken, in Berlin den Mehlverkauf in den letzten Tagen der Woche verboten hat. Also auch in diesem Punkt ist die Freizügigkeit unserer Karte gesichert, und wir sind auf der ganzen Linie der Brotkarte den deutschen Hausfrauen voraus. Dies soll einmal festgestellt werden, um auch auf anderen Gebieten den klaren Blick und die Einsicht zu wecken.

Man könnte ähnliches von der Kartoffel- und Milchfrage zum Vergleiche heranziehen, womit aber natürlich nicht gesagt werden soll, daß bei uns alles vortrefflich bestellt, alles aufs beste bestellt ist.

Kein Zweifel: Der Wiener, der sich während der Kriegszeit eine Weile in der deutschen Reichshauptstadt aufhält, wird vieles sehen, was nachahmenswert, was für uns beispielgebend sein sollte. Diese Erkenntnis darf aber nicht dazu führen, blindlings alles und jedes besser zu finden, nur weil es eben in Berlin vorhanden ist. Auch wir müssen die Augen offen halten, das Anerkennenswerte bereitwillig anerkennen, meinetwegen gar bewundern — aber es nicht widerspruchslos hinnehmen, wenn Leute, die von den Verhältnissen „draußen“ keine blasse Ahnung haben, bei den unpassendsten Gelegenheiten mit einem förmlich kummervollen Seitenblick auf die Dinge daheim seufzend erklären: „Ja, in Deutschland...“

Vor dem Mehlladen.

Es ist drei Uhr früh, neblig und auch kalt, und von Zeit zu Zeit fallen Regentropfen nieder. Im nächsten Augenblick kann es kräftig regnen. Wer da auf der Straße bleiben muß, dem ist nicht wohl. Wir stehen in Favoriten, auf einem kleinen Platz, eine Viertelstunde vom Viadukt der Südbahn entfernt. An der Ecke drüben glänzen die weiß-blauen Schilder der Brotsfabrik-Filiale im Schein der Laterne, und so spät es auch ist, so schlecht das Wetter ist, vor der Filiale stehen schon zwei Menschen: ein Mann und eine Frau. Die Frau hat dem Mann etwas zu erzählen. Er hört sie geduldig an und nickt

nur mit dem Kopf. Wahrscheinlich erzählt sie ihm, daß man sich jetzt schon um drei Uhr früh anstellen muß, um Mehl zu bekommen. Alle Leute strömen zur Brotfiliale. Wer da noch zu seinem Kilo Mehl kommen wolle, müsse sehr zeitig aufstehen. Der Mann hat diese Leier schon tausendmal gehört.

Um halb vier Uhr stehen auch etwa zwanzig Leute um die Filiale herum. Die Leute frösteln in dem schlechten Nachtwetter und drängen sich zusammen, um es wärmer zu haben. Nach 4 Uhr sind aus den zwanzig schon vierzig geworden. Jetzt hält es der Mann für geboten, in den ungeordneten Haufen Ordnung zu bringen. Es geht sehr leicht. Das Publikum besitzt durch monatelanges Anstellen schon große Schulung, und die Frauen, die Kinder, die alten Männer ordnen sich auf ein leises Wort längs der Mauer in schönen Viererreihen. Der Mann ist aber nicht ganz zufrieden. „Nahts doch die Kinder voran, die sind ja alle schläfrig,“ meint er ermahmend. Einige Frauen protestieren. Aber der Mann ist ein Kinderfreund und läßt nicht locker. Er langt die Kleinen heraus und stellt sie in die ersten Reihen — und läßt sich mit einem kleinen Mädchen in ein Gespräch ein. Er erhält Antworten, die sich förmlich zu einer kleinen Kindertragödie zusammenreihen. Die Kleine geht in die dritte Volksschulklasse. Der Unterricht beginnt um 8 Uhr morgens. Um 10 Uhr abends ist die Kleine schlafen gegangen, weil sie der Mutter, einer Weisnäherin, bei der Arbeit geholfen hat. Um 3 Uhr früh wurde sie geweckt. Um halb 4 Uhr stand sie mit den Brotmarken vor dem Mehlladen. Hier wird sie bis 7 Uhr stehen. Um 8 Uhr ist sie in der Schule. „Warum kommt denn die Mutter nicht selbst?“ fragt der Menschenfreund. Das Kind zögert mit der Antwort, an seiner Stelle antwortet aber rasch ein Weib: „Ihre Mutter stellt sich bei einer anderen Filiale an.“ „Sie, Frau,“ sagt darauf der Mann, „Sie haben nichts zu reden. Sie kommen jeden Tag um ein Kilo Mehl. Was machen S' denn mit dem vielen Mehl?“ — „Das geht Ihnen gar nichts an,“ sagt das alte Weib frech, und der Mann antwortet: „So? Das geht mich nichts an? Ich könnt' Ihnen schon zeigen, was mich das angeht. Ich weiß schon, warum Sie jeden Tag herkommen. Sie holen das Mehl für fremde Leute. Wie teuer verkaufen Sie es denn weiter? Wenn Sie morgen wieder herkommen, zeige ich Sie an.“

Es geht jetzt schon gegen 5 Uhr. Die Zahl der Mehlsucher vor der geschlossenen Filiale beträgt schon mehr als hundert. In der Umgebung werden jetzt die Haustore geöffnet. Von allen Seiten strömen Leute herbei. Immer länger wird der Zug der Angestellten, deren Zahl vielleicht schon fünfhundert beträgt und immer lauter wird getratscht. Eine Frau erzählt, daß ihr der Hausmeister schon um 4 Uhr gratis das Tor öffnet, weil sie ihm durch ihre Kleine ein Kilo Mehl besorgen läßt. Eine andere muß dem Kohlenhändler Mehl mitbringen. Dafür läßt er sie schon um 3 Uhr durch seinen Laden auf die Straße. Und eine dritte hat mit der Milchfrau ein Mehlgeschäft gemacht. Sie hat ihr einen Laib Konmishbrot, das sie von einem Soldaten gekauft, überlassen. Für die ersparten Brotmarken läßt sich die Milchfrau von ihr Mehl holen und läßt sie zur Entschädigung durch den Milchladen vor Loripierre auf die Straße. Solche Geschichten hört man in allen möglichen Varianten. Die meisten haben eine Quelle, wo man Brot ohne Marken kaufen kann, und benötigen dies, um Mehl zu hamstern; andere wieder dürfen sich das stundenlange Anstellen nicht verdrießen lassen, weil kein Greisler und auch beim Kaufmann kein Mehl zu haben ist, und nur die wenigsten stellen sich an, weil das Mehl und das Brot hier um ein Weniges billiger ist als anderswo.

Um 6 Uhr stehen mehr als fünfhundert Menschen vor der noch immer geschlossenen Filiale. Gegen 1/7 Uhr öffnet sich endlich die Tür, und der Verkauf beginnt. Zu viert, so wie sie angestellt waren, werden die Leute eingelassen. In einer knappen Stunde sind die Vorräte weg, und an der Tür erscheint der ominöse Zettel „Ausverkauft“. Aber etwa hundert Menschen stehen noch da und haben weder Brot noch Mehl bekommen. Es sind die „zu spät“ gekommenen, die erst nach der Toröffnung das Haus verlassen und „bloß“ drei halbe Stunden gewartet haben. Sie klagen sich gegenseitig ihr Leid, bis einer tröstend meint: „Heut' is eh aut 'angen; gestern haben zwahundert Leut' ka Mehl kriegt.“

Pletschen.

Krautzeit ist jetzt. Mächtige Berge von Kraut werden auf dem Obstmarkt aufgeschichtet. Die Wagen fahren vor, hochbeladen, und eine Stunde später ist auf das Marktpflaster der Berg der großen weißen Krautköpfe geschichtet. Kopf um Kopf wird vom Wagen heruntergeworfen, unten fängt ihn ein Verteiler auf und schupft ihn abwechselnd dem linken und dem rechten Schlichter zu. Wie Maschinen arbeiten die vier jungen Markthelfer. Manchmal so rasch, daß sie kaum Zeit zum Atemholen haben. Manch ein loses Deckblatt der Krautköpfe fällt dabei zu Boden. Schließlich steht der Verteiler schon in einem ganzen Pletschenberg. Von diesem will ihn ein Junge befreien. Er ist mit einem Sack erschienen und sammelt die Markt-abfälle.

„Geht d' denn net furt!“ scheucht ihn der Verteiler. Und der Junge schleicht davon, anderswo sein „Glück“ zu versuchen. Es wird ja so viel Kraut abgeladen.

Wozu er die Pletschen brauche? fragt du ihn. Da erzählt er dir eine seltsame Geschichte. Der verständige Kanzleivorsteher eines großen Amtsgebäudes hat den Beamten, Unterbeamten und Dienern vorläufig nicht gebrauchte Altenteller zur Verfügung gestellt und alle Beamten, Schreiber und Diener hätten sich zu einer Art „Königl-Produktivgenossenschaft“ zusammengesetzt, zu einem Königl-fleischzuchtverein. Mit den Beiträgen aller ist der Stall im Keller eingerichtet, sind die Zuchttiere gekauft worden und werden sie gefüttert und am Samstag wandert ein frisch geschlachteter „Königl“ in die Altentafel, der Beamte wandelt sich in den sorgenden Vater, der glückstrahlend mit seiner Kellerjagdbeute heimkommt. Der große Bub aber prüft die Beute wohlwollend — hat er doch auch dazu beigetragen, daß die Genossenschaft ein gutes Erträgnis abwerfe —, er war ja soundsso oft Pletschen sammeln und hat manchen Rucksack voll herbeigeschleppt. Anderswo als bei diesen Abladern, wo so viel Pletschen sind, hat er mehr Glück und stinkt entreizt er manches „wunderschöne“ Kohl- und Krautblatt den Besen der Straßenlehrer, die schon über den Markt tanzen.

Die anderen aber laden noch immer ab. Krautkopf um Krautkopf wirbelt durch die Luft, und auf dem Plage wächst der Berg, den sie schlichten.

„Warum geben S' denn dem Buben keine Pletschen?“

„Weil m'r s' selber brauchen. Buirigs Jahr hätt' er s' no hab'n können, ein Kilo um zehn Kreuzer; aber heuer hat unser Frau selber so viel Viecherwert, daß s' ta Pletschen hergeben kann.“

„Königl?“

„Ja, aber grunzen tan s'. Sie jagt si vielleicht a fünfa-zwang'g Säu auf und G'flügel hat s', mehr als hundert Stüdeln Unten, Ganseln, Henseln, was S' woll'n, Pockerln — dö Viecher fressen so nix. Heut hab'n m'r scho sechs volle Säck' beinand. Dös wird g'schnitt'n und kocht.“

Da läuft dir das Wasser im Mund zusammen, es verschlägt dir die Rede und du gehst.

Wie haben sich doch die Zeiten geändert!

24/11 1915

Das Wasserwandl.

Drei Dinge gibt es hier auf Erden, die dem Herzen Marias, meiner waderen Küchenfee, teuer sind: ihr Frantisek, der Jantienkaffee und das Wasserwandl vom Herd. Ob ich die richtige Reihenfolge bei der Aufzählung inne gehalten habe, kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Vielleicht hätte ich beim Wasserwandl anfangen sollen. So viel steht fest, daß es in ihrem Gefühlsleben eine bedeutende Rolle spielt. Ihm gilt der letzte Abschiedsblick, wenn wir aufs Land fahren, ihm ist so manches inhaltsreiche Gespräch gewidmet, während wir in der Ferne weilen, und oft, o wie oft, bekomme ich es zu hören: wenn wär' Wasserwandl da, wär' Geschirr gleich gewaschen.

Als wir heimkehrten, war denn auch die Wiedersehensfreude rührend, und Marie erstand fürsorglich einen mächtigen Tiegel Rührpasta, weil der Greisler vom Fünferhaus gesagt hatte, daß Schießpulver darin ist und es später gar nicht mehr zu bekommen sein wird.

Mit dem schlechtesten Gewissen der Welt sah ich zu, wie Marie das Wasserwandl blank und immer blanker putzte, beständig überlegend: wie sag' ich's meinem Dienstmädchen? Ich wurde von anderer Seite der Sorge entkoben.

Eines Abends, als ich nach Hause kam, empfing mich Marie schon höchst erregt auf der Treppe: „Muß ich gnä' Frau was fragen.“ Das hat etwas zu bedeuten! Leider weiß ich auch was. Sie formuliert ihre Fragen knapp und klar wie ein oppositioneller Abgeordneter, mit kriegerischem Unterton: erstens: ob das wahr ist, daß man alles Kupfer abliefern muß; zweitens: ob ihr Wandl Kupfer ist; drittens: wenn es wahr und Kupfer ist, was gedenkt der Herr Ministerpräsident dagegen zu tun?

Der Herr Ministerpräsident ist einigermaßen in Verlegenheit und tut, was alle Ministerpräsidenten in dem Falle tun, er hebt eine lange Rede an. Ich erkläre Marie gründlich und genau, daß und wie man aus Kupfer, Messing und Nickel Kanonen verfertigt. Da ich davon genau so viel verstehe wie unser kleiner Familienhund Flok von der Annismatrat, vermute ich, daß manche Menschen mit Vergnügen zuhören würden. Marie tut es nicht. Sie unterbricht mein Herumschwafeln mit Legierung, Schweiß, Spannung (die einzigen einschlägigen Vokabeln, die ich weiß), mit dem verzweifeltsten Ausruf: „Aber das geht doch gar nicht, daß man mir mein Wandl nimmt! Wie soll ich Geschirr waschen, und was soll ich Samstag tun? Die gnä' Frau muß einen Brief schreiben, daß wir das Wandl haben müssen!“

Diese Verzweiflung klingt aus diesem Aufschrei. Mir fällt eine Stelle aus einem Volzac-Novell ein, wo die Pensionsinhaberin sagt, sie hätte einen König aufs Schafott steigen, sie hätte Napoleons Aufstieg und Sturz, seine Rückkehr und zweite Verbannung gesehen: das alles war schon da, daß aber eine Pension an einem Tag acht Pfaffen verliert — das war noch nie da! Von allen Kriegserwartungen ergreift der mögliche Verlust des Wasserwandls Marie entschieden am tiefsten. Ihren Frantisek hat sie ruhig, mit verständiger Fassung einrücken sehen, sie begreift und billigt mit dem gesunden Volksempfinden diese Pflicht. „Aber mein Wandl ist doch kein Mann, was einrücken muß“, jammert sie.

Ich beginne mit Ernst und Nachdruck über die patriotischen Pflichten aller Bürger zu sprechen, und meine Worte machen erstlichlichen Eindruck. Marie ist eine gute Patriotin, sie liebt ihr engeres und weiteres Vaterland und haßt die Italiener. Sie begreift vollkommen, daß wir alle Kräfte anstrengen und alle Entbehrungen gelassen ertragen müssen. So hört sie auch aufmerksam zu, nicht mit dem Kopf und macht sich eifrig daran, alles in der Wohnung, was

im entferntesten an Metall erinnert, zusammenzutragen. Sie demoliert den Badeofen, bringt die schöne Aschenchale aus getriebenem Kupfer herbei, zerlegt einen Messingkuster, holt meine Teller mit uralter indischer Stichelarbeit hervor, die den Stolz meiner Sammlung bilden, ja, sie opfert sogar die Küchenwaage (die natürlich ihrer Ansicht nach viel wertvoller ist) und fragt mich dann stolz: „Werden sie da nicht genug haben?“

Ich spreche sanft die entgegengesetzte Vermutung aus. Marie ist erstaunt. Auch über meinen unbegreiflichen und ungewohnten Starrsinn. Im allgemeinen verhält sich die Sache nämlich so, daß ich sehr vorsichtig beim Ausprechen eines Wunsches oder Auftrages bin. Immer erkunde ich zuerst listig die Meinung meines Hausministers. Will sie dasselbe wie ich, so erteile ich streng und stolz meine Befehle, will sie es nicht, nun, dann — gebe ich ihr lieber gleich den Auftrag nicht. Denn schließlich geschieht es ja doch nicht, und so steht es besser aus. Aber diesmal kann ich beim besten Willen nicht die Nachgiebigkeit bekunden, die einer Hausfrau geziemt, und muß auch ihr stürmisches Verlangen, das Wasserwandl als unentbehrlich reklamieren zu lassen — „wie den Doktor B.“ (einen hervorragenden Finanzmann), sagte sie — leider abschlägig bescheiden.

„Dann tu' ich ihm verstanden“, beschließt Marie.

„Das kostet 5000 Kronen Strafe.“

Das Argument verfehlt seine Wirkung nicht. Aber natürlich geht es in ihren Kopf nicht hinein, daß etwas anders sein soll, als sie es für recht erkennt. Jedenfalls bearüht sie mich am nächsten Tag sehr vergnügt und teilt mir mit leuchtenden Augen mit:

„Is sie schon weg.“ „Wer.“ „Mein Wandl.“ Einigermassen erstaunt erkundigte ich mich nach dem Sachverhalt. Marie hat das Wasserbecken „zur Reparatur“ getragen und bemerkt dazu als gute Kennerin Wiener Verhältnisse: „Sag' mir Spengler gesagt, in drei Tag' is fertig. Wer'n mir vor Dezember nit kriegen, daweil is Kommission vorbei.“

Es dauert sehr lange, bis ich ihr klar mache, daß ihr Lieblingskind dann beim Spengler fassiert oder notiert wird. Als sie es darauf heil und ganz zurückbringt, berichtet sie mit einem gewissen Stolz, daß sie den biederen Handwerker tüchtig ausgelacht hat, weil er geglaubt hat, sie bringt den Wasserbehälter wirklich zur Reparatur. Sorgenvoll schiebt sie den geretteten Schatz in den Herd und verinkt in tiefes Sinnen. Alle halbe Stunde erscheint sie bei mir im Zimmer und erkundigt sich, ob mir noch immer nichts eingefallen ist. Dann teilt sie mir plötzlich mit, sie hätte das Wasserwandl verkauft, es sei weg, fort, addio! Worauf ich mich in ihr Zimmerchen begeben und das verkaufte Wandl sorglich in meinen weichsten Schlafrock verpackt, am Boden ihres Koffers auffinde. Marie bleibt tief bekümmert zurück.

Am Abend tritt sie bei mir ein, heroische Entschlossenheit in Geste und Miene. „Aho, wenn die gnä' Frau sagt, brauchen sie mein Wandl, wenn Kriega fortduert...“ ich nicke bestätigend und sie senkt tief auf — „dann machen wir Frieden.“ Die Lösung ist sehr einfach, aber ich weiß, der Entschluß ist Marie nicht leicht geworden. Sie ist für den Kriega. Mit der ganzen wundervollen hoffnungstarken Zähigkeit ihrer Nation möchte sie fortzukämpfen, durchhalten. Aber freilich — das Wasserwandl.

Als auch dieser Versuch scheitert und ich ihr überaus beschämt gestehen muß, daß mein persönlicher Einfluß beim Kriegsministerium wahrscheinlich doch nicht ausreichen würde, fragt sie mich erbittert, wozu dann alle meine vielen Bücher gut sind.

Was jetzt noch geschehen wird, das weiß ich nicht. Vielleicht wird sie um eine Audienz ansuchen wollen, vielleicht wird sie am 29. November nach Stockholm fahren. Vorläufig beschränkt sie sich darauf, so schlecht als nur möglich zu kochen und die Teller nachlässig abzuspillen, um mich auf den „Westmuttergang“ vorzubereiten.

Aber eines steht fest: Hergeben wird Marie das Wasserwandl bestimmt nicht. Da habe ich schon meine Erfahrungen. Und wenn ich dem Kriegsminister raten darf, so soll er lieber gleich nachgeben. Er wird Petersburg erobern und Moskau und Sibirien. Marias Wasserwandl bekommt er niemals.

„Schanerl, geh um an' Kilo Erdäpfeln!“

Freund Karl erzählte:

„Unser Bub kam aus der Schule nach Hause, da fing sich ihn die Frau ein: „Schanerl, geh um an' Kilo Erdäpfeln!“ Es war fünf Uhr nachmittags, als sie diese verhängnisvolle Aufforderung an den Bub ergehen ließ. Der Bub ging . . . Es wurde sechs, sieben, dann acht Uhr, aber vom Schanerl und von den Erdäpfeln war nichts zu sehen. Unsere Sorge war groß. Um halb neun ging ich zur Polizei, um die Anzeige von dem Verschwinden des Bubens zu machen. Endlich — es war schon dreiviertel Zehn — kam der Bub daher. Wie zerschlagen, todmüde. Aber ohne Erdäpfel. Er war in ungefähr dreißig Geschäften gewesen, war strahauf, strahab gelaufen . . . Umsonst . . . Nirgends waren Erdäpfel zu bekommen . . . Ich ging zur Polizei, um zu melden, daß der vermiste Bub glücklich wieder zu Hause angelangt sei. Aber die Aufregung rächte sich. In der Nacht trieb mich ein Traum schweißgebadet auf. Ein merkwürdiger — aber verständlicher Traum. Da ist er:

Schanerl nahm es eines Tages wieder auf sich, ein Kilogramm Erdäpfel zu beschaffen. Wir berechneten sein Ausbleiben mit acht Tagen und meine Frau ging in die Schule, um ihn dort für diese Zeit abzumelden.

„Erdäpfel einkaufen geht er?“ meinte der Herr Lehrer. „Da wollen wir lieber gleich zu den acht Tagen noch eine Woche zugeben!“

Es kam zum Abschiednehmen. Schanerl stand vor uns, etwas blaß, aber doch guten Mutes. Er fand schöne Worte des Trostes für seine Mutter, die vergebens die Tränen zurückhalten suchte.

„Schanerl, du hast was Großes vor!“ meinte sie. „Schau“, daß d'r nig g'schiecht! . . . Komm uns g'sund wieder z' Haus!“

Der brave, opfermutige Schanerl lächelte und verwies auf seine schönen Erfahrungen im Erdäpfelkaufen, auf seine gute Reiseausrüstung. Nun ja, er war trefflich versorgt. Sein Anzug war wetterfest, seine Schuhe waren frisch genagelt. Er trug einen großen Rucksack, gefüllt mit einem wasserdichten Savelock und Lebensmitteln für zwei Wochen. Er hatte seine Dokumente bei sich, um sich jederzeit über seine Person ausweisen zu können. Er war, um in seinen allfälligen Reisezielen nicht gehindert zu sein, mit Monatskarten für die Elektrische und die Stadtbahn und mit einem Rundreisebillet für die österreichischen Bahnen ausgestattet. Kurz und gut, er war für die Aufgabe, ein Kilogramm Erdäpfel einzukaufen, aufs Beste gerüstet.

Die Mutter segnete ihn, er ging.

Nach fünf Tagen schickte er eine Ansichtskarte aus Linz:

„Indem, daß ich es mir leichter vorgestellt habe, habe ich noch immer keine Erdäpfel, aber es gibt genug, nur daß man sie nicht kriegt, weil ein jeder sagt, ich warte, bis ein anderer Höchstpreis kommt, so daß ich sie lieber verfaulen lasse, aber es ist sehr schön in der Welt und ich fahre jetzt ins Salzkammergut, nur das Wohnen im Hotel ist mir zuwider, aber ich wünsche mir viel Glück, so daß ich vielleicht doch noch Erdäpfel bekomme. Indem ich Euch vielmals grüße und küsse . . .“

„Der arme Bua!“ wehlagte meine Frau zu jeder Stunde der hinlaufenden Tage. „Pass' auf, er kommt erst wieder z' Haus“, bis er an' Schnurrbart hat!“

Sie schrieb an Schanerl einen wehmütigen Brief, forderte ihn auf, seine Reise abzubrechen und nach Hause zurückzukehren. Aber Schanerl schrieb aus Tirol:

„Wenn die Mutter eine Angst hat, dann sage ich nur darauf, daß sie nicht weiß, was ich weiß, indem ich nämlich ohne Erdäpfel nicht nach Hause gehe, höchstens wenn ich in Peru oder in Chile auch keine bekomme, wo sie doch die Heimat gehabt haben, bevor sie entdeckt worden sind, was der Herr Lehrer gesagt hat, und wo es doch wenigstens einen Kilo geben muß, den man kriegen kann, aber nicht die Schweinln, wie bei uns, so daß es zum Lachen ist, weil es so traurig ist, daß sie keiner hergibt,

es ist mir wurst oder was, so daß man nur einen Hunger darauf hat, aber keine Erdäpfel. Und ich gehe nicht zu Hause, indem ich einmal bei uns eine ganze Nacht auf ein Kilo Mehl gewartet habe, und ich habe das Mehl dann gar nicht gekriegt, weil noch viel andere da waren, so daß ich schon etwas gewohnt bin, denn das war damals, wie wir uns vor dem Mehlgeschäft sogar einen Unterstand gebaut haben aus Stecken und einem Erdäpfelsack, so daß Du nur den Franzl zu fragen brauchst, der dabei war, und den Rudl auch, oder den Wachmann, der die Ordnung gemacht hat, so daß gar nicht gerauft worden ist, nur höchstens dreimal, so daß die Fegen geflogen sind . . .“

Nein, Schanerl kam nicht zurück, verfolgte weiter sein Ziel, einen Kilo Erdäpfel zu erlangen, reiste hin und her, sah sich die Welt an, bestand mancherlei Abenteuer, unter anderem einen Krach mit der Behörde, als er wieder einmal einen Pafz brauchte.

Aber er hatte schließlich Glück, auserlesenes Glück. Seine letzte Ansichtskarte sagt alles:

„Indem ich sehr froh bin, daß ich doch ein Kilo Erdäpfel bekommen habe, ist das so geschehen, daß ich bei Salzburg fünf Schritte über die Grenze einkaufen gegangen bin, wo ein Kilo sogar nur elf Heller kostet, so daß es gar nicht wahr ist, wenn man sagt, bei uns kriegt man keine Erdäpfel, indem man nur über die Grenze zu gehen braucht, wenn die Mutter sagt, Schanerl, gehe um einen Kilo Erdäpfel! . . .“

Nach drei Wochen Erdäpfelsuche ist Schanerl wieder heimgekommen, schloß Freund Karl seine Erzählung. „Om ja es war ein merkwürdiger, aber verständlicher Traum! . . .“

H. P.

28. X. 1915

eigene Wort hört". Und ähnlich ergeht es trüblichen Touristen, wenn sie nach spät-herbstlicher Wienerwaldwanderung in Andacht ein paar Gläschen leeren wollen.

Um mit Andacht beim Glase zu sitzen, muß freilich auch der Inhalt danach sein. Meint man verzapft man einen "Guten"? Vor dieser Frage stehen allsonntäglich viele Hunderte durstige Seelen und beklagen es, daß für die Wiener Weinorte noch immer ein führendes Weinbüchlein von der Art fehlt, wie es vor einiger Zeit ein gründlicher Deutscher über die Österr. Stätten geschrieben hat. Man würde dann wenigstens jene stabileren Verschiedenheiten festgelegt haben, die in guten, wie in schlechten Weinjahren von Gegend zu Gegend und Ort zu Ort, ja sogar von Weid zu Weid vorhanden sind. Auf die Lage der Weingärten zur Sonne, die Bodenbeschaffenheit, die Pflege und die Art der angepflanzten Reben kommt ja so viel an, daß eine Weid, die in allen diesen Rücksichten begünstigt ist, in einem "schlechten" Weinjahr besseren Wein zu liefern vermag, als man anderwärts in einem "guten" Jahr erzielt. Wer nur ab und zu in einen unierer Weinorte kommt, wird sich daher hüten, aus seinen zerstreuten Erfahrungen einen Schluß ziehen zu wollen, ob das betreffende Weinjahr im allgemeinen gut oder schlecht gewesen sei. Aber auch Damer und Weinhändler wird man nicht immer mit Nutzen befragen. Denn diese haben ein begreifliches Interesse daran, daß sich Jahr für Jahr möglichst die Meinung verbreite, es sei wenig, aber guter Wein da. Vor dem Erscheinen der offiziellen Ernteberichte zu

einem einigermassen zutreffenden Urteil zu gelangen, ist daher nicht so einfach. Doch lassen sich einige Anhaltspunkte gewinnen, wenn man zeitweise nachsieht, wie es mit den Weinstöcken steht, und sich nach den Faktoren erkundigt, die erfahrungsgemäß für den Ausfall der Weinlese bestimmend sind. Letztere wird zumest reichlich, wenn die Weinstöcke gut überwintert haben, nicht unter Frühjahrsfrösten leiden und zur Zeit der Blüte, die bei uns in die zweite Junihälfte fällt, warmes, trockenes Wetter haben. Selbstverständlich müssen sie auch von schwereren Hagelschäden verschont bleiben. Soll nun der Wein aber auch noch gut werden, dürfen Hochsommer und Frühherbst nicht zu kühle, regnerische Witterung bringen.

Der letzte warme und trockene Sommer in unserm Klimastrich war jener von 1911. Er war daher auch der letzte, der einen wirklich guten Tropfen zeitigte, einen Wein, der in manchem unierer Weingebiete dem gerühmten "1908er" gleichkam. Allerdings erwies sich die honigsüßen Beeren als wenig saftreich, und während die durchschnittliche Weinernte Niederösterreichs im Jahrzehnt 1901 bis 1910 1,062,427 Hektoliter betragen hatte, kelterte man 1911 nur 742,386 Hektoliter.

Zum wahren Misjahre für die Dauer Niederösterreichs gestaltete sich das Jahr 1912. Damals hatten schon die Fröste und Schneefälle vom 12. bis zum 14. April die Erntehoffnungen tief herabgestimmt, und nach der Blüte zeigte kaum jeder dritte oder vierte Stod spärlichen Traubenanfang. Auch dieser aber verkrüppelte noch zum großen Teil, als kühes,

Ein Kapitel vom Seurigen.

Der 1915er.

Wie so vieles im Wiener Leben hat auch der Seurigenkult, der alljährlich im Oktober einen neuen Jahresring ansetzt, im letzten Menschenalter mancherlei Wandel erfahren. Während die Zone der ersten "Seurigen" weit in die nördlichsten Vororte hinausrückte, zog der Seurige selbst in das Zentrum der Stadt ein, fand im Rathauskeller und in seinen Restaurants Verehrer und mußte in den Kabaretten eine Zeitlang zur Würzung (und auch Würzung) salonfähiger "Drahrerei" halten. Natürlich ist es nicht das "Richtige", Seurigen in einem Stadtkloak zu trinken. Will man ihn recht genießen, muß man ihn dort aufsuchen, wo er gewachsen ist. Dieses richtige Prinzip besolgen aber in einer Zweimillionenstadt so viele, daß die "stillen" Seurigen schon recht rar geworden sind. Die weintrübigen Professoren-, Hofrats- und Künstlerkräbel, die in der Frühzeit Köpfs noch im Bereich der hohen Warte ihre vergnügten Seurigen-symposien abhalten konnten, bei denen so viel unterhaltliche Kritik an Beltehendem geübt und so oft die grobhartigen Belteverbesserungspläne entwickelt wurden, suchen heute oft lange nach einem "Musch fiedten", wo man noch "das

Ein Digital vom Frühling

Zürkei dachte, doch manche Besorgnis. Auch beim Heurigen hatte man zur Zeit des großen Vorbrechens der Russen aus dem polnischen Festungsbreitel und der feindlichen Ueberflutung der Karpathenkämme die Empfindung, daß die Weßlage einigermaßen kritisch sei.

Nun ist ein Jahr verflossen, und die Dinge haben sich so gründlich zu unsern Gunsten geändert, daß jetzt die Zentralmächte Feindesgebiet besetzt halten, das an Ausdehnung ganz Biskithamien gleichkommt. Daß solche Erfolge auch das Leben beim Heurigen beeinflussen würden, war zu erwarten, und tatsächlich kann man die Wahrnehmung machen, daß es in den Weinorten in diesem Oktober viel höher und lauter hergeht als im Vorjahre.

Hauptgesprächsstoff ist allerdings die Kriegsteuerung, und die mitgebrachten Broviantpäckchen mögen wohl zumeist etwas schmächtiger als sonst sein, sofern sie nicht auch das zum Zumbiß nötige Brot enthalten. Brot oder die Brotarte zum Heurigen mitzunehmen ist nämlich das äußere Charakteristikum der jüngsten Heurigenaktion, dem sich als weitere Novität die gewiß noch nicht dagewesene Lebhaftigkeit anreihet, mit der jetzt — an Heurigenfesten! — das Zeichen auf die jüngste Anwesenheit gesetzt wird. Um einen Börseausbruch zu gewährleisten, möchte man beifügen, daß die Heurigenabendhe Feiler schon in viel festlicher Haltung eröffnen als im vorigen Herbst. Die festeste Haltung aber bekunden die "Eigner" des von den Käufern begehrten Stoffes. Denn auch die Natur hat einiges getan, um den zweiten "Kriegsheurigen", dem "1915er",

Mitte September überaus rüh der Herbst ein auch blieb schlecht bis zur Weinlese, die denn auch nach Menge und Güte unter dem Durchschnitt ausfiel. (Die offiziellen Ziffern des Ernteertrages sind noch ausständig.)

Sich mit dem Ausfall der Weinlese zu beschäftigen, dazu mögen im Vorjahr allerdings nur die eigentlichen Weininteressenten Zeit und Lust gehabt haben. Denn der "1914er" war ja der erste "Kriegsheurige" und bei seinem ersten Erscheinen alle Welt noch viel zu sehr von den großen Zeitereignissen angepaßt, als daß man sich sonstlich um die Qualität des neuen Mostes gekümmert hätte. Die "Heurigen" in der näheren Umgebung Wiens waren zwar gut besucht, auch hatte man sich schon ein wenig an den Kriegszustand gewöhnt und übertriebene Befürchtungen, wie daß der Weltkrieg alles Bestehende außer Rand und Band bringen werde, aus dem Kopf geschlagen. Wie mächtig aber der Krieg auch beim Heurigen die Stimmung beherrschte, zeigte sich an dem Oktobersonntag, der der ersten Wiedererobrerung von Czernowitz folgte: Wo ein grüner Buschen in die Straße hinausragte, hörte man die Volkshymne, die "Wacht am Rhein" und das "Heil Dir im Siegerkranz" singen.

Schon damals, einen halben Monat nach der Eroberung Mittweyers, hätte man auf den endlichen Sieg. Welche Zwischenfälle sich bis dahin ergeben würden, darüber herrschte in jenen Tagen, in welchen man vielfach noch eher an eine Beihilfe der Italiener als an die eine Woche später erfolgte Kriegserklärung der

regnerisches Wetter im Hochsommer und Frühherbst das Unschickliche von Peronospora und Oidium begünstigte, und die Frühfröste der ersten Oktoberwoche, welche sofortigen Saubfall brachten, machten das Unheil vollständig. Selbst in hochbegünstigten Gebieten, wie dem Gumpoldskirchner, mußten viele Bauer schleunigst zur Mostlese schreiten, und der Gesamtertrag Niederösterreichs — in den meisten Gegenden wahrer "Dreimännerwein" — belief sich nur auf 275.205 Hektoliter.

Im Jahre 1913 wiederholten sich die Aprilfröste fast an denselben Tagen wie im Vorjahr, doch war der angerichtete Schaden geringer, und da der Weinstock bei günstigem Wetter abblühte, so daß reichlicher Traubenansatz folgte, stieg der Ertrag in Niederösterreich auf 223.220 Hektoliter. Die Ungunst des abnehmend kühlen und regnerischen Sommers konnte durch etwas bessere Witterung im September und Oktober allerdings nur zum kleinen Teil mehr ausgeglichen werden. Den Gaumen Befriedigte der "1913er" wenig mehr als sein Vorgänger.

Zum Jahre 1914 trat in der Nacht zum 3. Mai ein Spätfroßt ein, der bis tief nach Dalmatien hinab die fruchtbaren Triebe des Weinstocks zum größten Teil vernichtete. In Wiens Weingebiete war zwar die Frostschäden nicht so groß wie im Viertel unter dem Manhartberg, auch verlief die Blütezeit günstig, und das herrliche Sonnenwetter, das von Anfang August in die erste Septemberhälfte hinüberdauerte, erweckte große Hoffnungen auf hochgradige Moste. Da brach

* (Der Schrei nach dem Wagen.) Von einer geschätzten Leserin erhalten wir die nachstehenden launigen Zeilen: Dem Wiener „Drahrer“ wird es heute wahrlich schwer gemacht, seine gewohnte Lebensweise fortzuführen. Man löscht die Lichter der von ihm geliebten gastlichen Lokale schon zur Nacht-, nicht mehr zur lichten Morgenstunde, und wenn er tatsächlich „heut' erst morgen früh“ nach Hause kommt, wie's in dem schönen Liede heißt, so trägt daran nur der Umstand schuld, daß er den langen nächtlichen Heimweg hat per pedes zurücklegen müssen. Denn zu solcher Stunde einen Wagen zu bekommen, ist heute Ding eines besonders glücklichen Zufalls — so etwa, wie ein Haupttreffer in der Klassenlotterie. Da ist es schon besser, das sichere Teil zu wählen: die letzte Elektrische, den „Lumpensammler“, zu benutzen, und tatsächlich leeren sich die Lokale zusehends, wenn die Zeiger gegen 1/2 12 Uhr vorrücken. Nun, wenn der Wagenmangel keine andre Folge hat, als Ehemänner solid zu machen, so werden viele Entschuldigungen für ihn gefunden werden. Ganz unangenehm aber wird er bei plötzlich eintretendem Regenwetter. Alles rennet, flüchtet, und wie mit Zauberschlag scheinen sämtliche Lohndfuhrwerke vom glänzenden Asphalt, von den regennassen Straßen verschwinden. Die roten Wagen der Straßenbahn klingeln vorüber, aber es ist ja bekanntlich eine besondere Eigentümlichkeit der „Elektrischen“, daß immer alle Wagen herankommen — das ganze Alphabet, die ganze Zahlenreihe bis in die Siebzig — bloß der eine nicht, den man gerade braucht. Und wenn man ihn doch endlich „erwartet“ hat, ist er kumboll — so sehr, daß auch der kühnste Uebertreter des Ueberfüllungsverbot's es nicht wagt, sich in die Menge zu begeben. Das berühmte „Fahr'n ma, euer Gnaden“ hört man auch gar nicht mehr, es wird bald zu einer schönen Wiener Legende geworden sein, wie — die Kaiserfemmeln. Der „Einspänner“ aber ist eine unverbundene Persönlichkeit geworden. „Komfortabel“ ist er zwar immer noch nicht, bloß Koff und Fenster machen dem Namen Ehre, denn beide sind „bequem“. Bei Regenwetter fürchten sie sich vor Erfüllung, und selbst bei schönem ist ihnen nicht jede „Fuhr“ recht. Kurze Strecken „stehen net dafür“, und lange übersteigen augenscheinlich die Kräfte der Koffnante. Wie beide bei den teureren Fleisch- und Daserpressen bestehen und dennoch in ihrer passiven Resistenz verharren können, ist ein Rätsel. Und so steht der Fahrgast — oder vielmehr der, der einer werden möchte — im strömenden Regen und sieht die Pracht seines neuen Out's schwinden, und der ach so teureren Stiefletten — denn leider ist nicht jeder ein praktisch ausgestatteter Feldgrauer! Ein Auto — ein Königreich für ein Auto! Wenn eines der erschuten „Doxi“ an dem Wartenden vorbeifahrt, befehlt natürlich, und mit einem höhnischen „DöffDöff“ zu ihm herübergrüßt, dann gibt's dasselbe Bild wie in der langvergangenen ersten Autozeit — wo sie sich freuten, die drinnen saßen, aber alle schimpften, die an der StraÙe standen.

Z./II. 1915

* (Der Tag von Nisch.) Der große Erfolg der bulgarischen Armee, ihr Einzug in Nisch, ließ die Sympathien, die den Bulgaren seit dem Beginn ihrer Kampfhandlungen in Serbien und seither bei jedem ihrer Erfolge ganz besonders in Wien entgegengebracht wurden, auch gestern in herzlicher und offensichtlicher Weise zum Ausdruck kommen. Die Nachricht von der Einnahme der Festung Nisch, die durch unsere gestrige erste Extraausgabe bereits in den ersten Vormittagsstunden verbreitet wurde, weckte in der ganzen Bevölkerung die freudigste Genugthuung. Der bulgarische Kriegsbericht vom 3. d., der die Beschließung der Fortsgürtel von Nisch meldete und erst in den gestrigen Morgenblättern publiziert war, ließ keineswegs annehmen, daß es den bulgarischen Truppen so rasch gelingen werde, das wichtige Bollwerk der Serben zu erobern; die freudige Ueberraschung, die der Fall der Festung nach so kurzer Bekämpfung auslöste, war daher allenthalben zu bemerken. Bereits am Vormittag trugen die Hauptstraßen Wiens zu Ehren des Sieges der Bulgaren reichen Fahnen Schmuck. Den ganzen Tag über herrschte in Wien festliche Stimmung, die sich am Nachmittag nach dem Bekanntwerden der Einnahme von *Aradjevo* sichtlich noch steigerte.

Die Gans.

Es sind etwa acht Wochen her, da war ich bei Freund Emil zu Besuch. Er sah mit gekreuzten Beinen auf der Bodensitze und baute einen Gänsestall. Er war sehr fröhlich und erzählte, seine Frau habe die Absicht, eine Gans zu schoppen. Ich äußerte mich über dieses Vorhaben sehr anerkennend und zum Dank dafür lud mich Freund Emil ein, wenn es „an der Zeit“ sei, meinen Gusto auf „a Stück Gansleber“ anzumelden.

Als ich nach acht Tagen wieder zu Emil kam, fand ich die ganze Familie auf dem Klopfbalkon versammelt. Freund Emil hielt eben mit erregter Stimme und lebhaften Gesten einen sehr schönen und ausführlichen Vortrag über Gänsemast. Er sprach von der Zugehörigkeit der Gänse zur Unterfamilie der Zahnschnäbler, gab eine Schilderung jener Gänsearten, die die Ebene lieben, dann jener, die die Höhen lieben, sprach wie ein alter Gänsezüchter von Vormast und Vollmast und schloß seine Ausführungen folgendermaßen:

„Frauerl, richt' di nur nach dem, was i dir sag', und mir hab'n in a paar Woch'n a Gansbrat'l, daß 's höher nimmer geht! . . . I kann fast net red'n, so rinnt mir schon

's Wasser im Mund z'samm'! . . . Also, nur net vergess'n: Schopp'n, so viel als möglich, aber do aa wieder net z' viel, bis halt der Kropf schön voll is! . . . Während d'r Verdauung muach d'r Käfig verdunkelt wer'n! I wach net warum, aber i hab' g'les'n, daß das sehr guat is! . . . Ins Wasser Salz geb'n, das ruzt die Gans zum Trinf'n und macht die Leber groß!“

Die Frau sagte:

„Alles recht schön, aber i wach eh, was i z' tuan hab'. . . Durch deine ewig'n Predigt'n wird die Gans net fett! . . . Und wann die Gans recht schwer und guat wird, dann habts das mir z' verdant'n, denn durch lange Vorträg' is no nia a Gans fett wur'n!“

Als diese Reden und auch den kleinen Streit, der nun zwischen den Ehegatten anhub, begleitete die Gans, die auf dem Klopfbalkon in ihrem Käfig gefangen saß und die schon drei Tage lang zur Familie gehörte, mit leisem Geschnatter.

Mit den Worten: „I geh' 's Quatter richt'n, mir schoppen f' heut no amal!“ brach nach einer Weile die Frau den Streit mit dem Ehegatten ab. Und als in diesem Augenblick die Gans ihren Gesang plötzlich verstärkte, da beugte sich der kleine Franzl zu ihr nieder, versuchte ihren Schnabel zu streicheln und schrie:

„Hör' nur, Vater, wie f' schreit! Als wie wann sie's verstand'n hätt', daß f' was kriagt!“ Er steckte seine Nase fest zwischen die Käfiggitter: „Ja ja, 's Ganserl kriagt a Quatterl, 's Ganserl kriagt was z' freßerln!“

Die Gans wurde fleißig geschöppt und gedieh vortrefflich. Es war eine hübsche Gans, schneeweiß, mit einigen schwarzen, gekräuselten Federchen am Kropfe. Wiederholt hatte ich Gelegenheit, den Fütterungen, die die Frau mit großer Kunst, Freund Emil mit weisen Ratschlägen besorgte, zuzuschauen. Während die Gans wie besessen zappelte und schrie, entstand zwischen Mann und Frau oft ein kleiner Zanl. Freund Emil schüttelte die Vorurteile, die zu einer richtigen Gansmast gehören, nur so aus dem Aermel, seine Frau war unermüdblich darin, diese Ratschläge zurückzuweisen und doch zu befolgen. Ich hatte an diesen Auseinandersetzungen, die für das Wachstum der Gansleber nur günstig sein konnten, meine stille Freude.

Aber die kleinen Zänkereien verschwanden fast völlig neben der Länge der freudigen Stoßseufzer über die Magen- genüsse, die die immer fetter werdende Gans bringen mußte.

„Du, unser Ganserl, das wird a Stückel! I g'spür' schon förmlich 'n Sast auf d'r Jung'n!“

„Teufel, wie i mi schon auf die Büag'ln g'freu', i kann's net sag'n!“

„Und die Leber, du! I san' dir nur, die Leber, das wird a Leber, wie's no la Leber geb'n hat!“

So schwelgte Freund Emil, so oft er mir begegnete, und sein Zungenschnalzen war dreißig Schritt weit hörbar. Franzl, Karli und Refersl schleckten wohl zehnmal des Tages, voll Entzücken über die winkenden Gansfleischbrote, an ihren Fingern. Freund Emil und seine Frau ergingen sich in andauernden Erwägungen, in welchem Zustand eine Gans schmackhafter sei: in Schmalz ausgebacken oder in Zwiebeln geröstet.

Mit aller Vorsicht wurde die Existenz des fettfammelnden Schnabeltieres vor jeglicher Verwandtschaft verheimlicht, um Miteßer zu verhüt'n.

„Wann nur die Malitant' nig erfahrt!“ seufzte die Frau. „Die hat so viel an' guat'n Appetit! . . . Und auf die Büag'ln klagt f', net zum Sag'n, wie!“

Zwei Wochen lang hatte ich die Gans nicht gesehen, vor acht Tagen besuchte ich sie wieder. Sie war herrlich herangewachsen, ich betrachtete sie mit großer Freude und konnte ein wohlgefälliges Schmagern nicht unterdrücken.

„Zeit zum Absteck'n is!“ rief ich aus.

Da aber nahm Franzl die Gans um den Hals, kitzelte sie zärtlich an den schwarzen Federchen am Kropf und schrie weinerlich:

„I lah mein' Ganserl nig tuan!“

Karli strich der Gans über den schneeigen Federrücken und schluchzte:

„Es derf dir nig g'scheg'n! . . . Gest ja, mei Bauerl!“

Refsersl stemmte die Arme in die Seiten:

„Mutter, wannst wirklich so grauslich bist und unser Ganserl abstichst — la Stück' is i, la Stück'!“

Und die Mutter nickte mir freundlich zu:

„Schau'n S' nur, wie liab und hamlich das Viecherl nur is! . . . Absteck'n? Na, na, i könnt's net!“

Und Freund Emil, dieser entsetzliche Mensch, schämte sich nicht, verlegen dazustehen und zu murmeln:

„I könnt's aa net! . . . Du glaubst net, wie si das Viecherl bei uns eing'schmeichelt hat! . . . Mir hab'n's ziefig gern!“

„Aber die Leber!“ schrie ich. „Die guat'n Büag'ln! Die saftig'n Seitenslückerln! Mit Zwiebel a'gröst't, wie du's mit deiner Frau ausg'macht hast!“

Berebiam warb ich um den Tod der Gans, die fröhlich schnatternd herumwackelte, frech, fett und schwer. Ich überschüttete Freund Emil mit Spott. Es nützte nichts.

Vor einigen Tagen wollte ich einen neuen Ansturm versuchen. Als ich in die Tür trat, lagen die Kinder in Liebe um die Gans herum und sie trug um den dicken Hals ein blaues Mascherl . . .

Ich zog ab. Aber vorher schloß ich mit Freund Emil eine Wette ab, daß der Appetit über die Liebe noch den Sieg davontragen wird.

H. P.

14. / XI. 1915

(Mai 1915) ergibt nun, daß zwar einige Störungen durch den Kruppischen Schießplatz in Meppen entstanden sein können, daß aber sonst eine einwandfreie Übersicht über die Hörbarkeitszonen, wenigstens soweit sie sich nach Norden, Nordwest und Westen erstrecken, möglich ist. Leider ist auch hier ein Gebietsteil, und zwar der südliche und südöstliche, ohne Angaben. Wie in allen früheren Fällen findet sich die dreifache Teilung des Gebiets (die normale Zone, die Zone des Schweigens und die Zone der anormalen Hörweite), und auch hier stimmen die Grenzen zwischen ihnen, nämlich 0 bis 100km, 100 bis 160km und 160 bis etwa 230km, mit den früheren Beobachtungen überein. An dem Vorhandensein der beschriebenen Hörbarkeitsverteilung ist demnach kein Zweifel mehr möglich.

Es fragt sich nun, hat dieser Befund außer der sehr großen theoretischen, geophysikalischen Bedeutung auch ein praktisches Interesse. Daß dies im hohen Maße der Fall ist, geht aus der Zusammenfassung hervor, die J. N. Dörr in der Meteorologischen Zeitschrift (Mai 1915) veröffentlicht und worin er die „Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71“ von Moltke auf Beispiele untersucht hat. Da es an Raum fehlt, alle Belege auszuführen, die er gibt, so beschränken wir uns auf einige wenige. Inwieweit die Hörbarkeit des Kanonendonners Feldherren- und Unterführer in ihren Entschlüssen beeinflussen kann, zeigt die Stelle:

Bortrag zur Schlacht bei Wörth (5. August): Das II. Bayerische Korps erhielt noch insbesondere die Weisung, mit einer Division gegen Bösch zu beobachten, mit der andern aber, falls Kanonendonner bei Wörth hörbar werde, am westlichen Ufer der Sauer dem feindlichen Angriff in die Flanken zu rücken.

Daß der Kanonendonner auf die Begeisterung der Truppen großen Einfluß haben kann, ist mehrmals berichtet. Hier ein Beispiel: Gefecht bei Weißenburg (4. August 1870). Am 4. August marschierten wir, noch ehe der Tag anbrach, aus dem Lager von Germersheim ab. Bald vernahm man von Weißenburg her den Kanonendonner der Schlacht. Dies wirkte wie Magnete, und immer mehr steigerte sich unser Tempo, bis wir fast im Laufschrift vorwärts eilten.

Kennt man die Geseze der Ausbreitung des Kanonendonners und besonders das Vorhandensein der Zone des Schweigens, so kann man ohne weiteres erwarten, daß auch Fälle vorgekommen sind, in denen in nicht großer Entfernung von der Schallquelle kein Kanonendonner gehört wurde. Die Schlacht bei Spichern ist ein Beispiel u. a.:

Entscheidend hätte jetzt die 13. Division (auf dem rechten Flügel der Deutschen) eingreifen können und dem ganzen Gefecht ein Ende machen können. Dieselbe war, allerdings nach einem Marsche von vier Meilen bereits um 1 Uhr in Püttlingen eingetroffen, kaum mehr als eine Meile Stiering entfernt. Als das Gefecht bei Saarbrücken vernommen wurde, rückte auch wirklich die Avantgarde um 4 Uhr nach Nessel vor. Im dortigen Waldgelände soll Geschützfeuer nicht hörbar gewesen sein, man hielt den Kampf für beendet, und die Division bezog Bivak bei Böklingen.

Die Ursache des Nichthörbarwerdens des Kanonendonners schob man gewöhnlich auf „eben entstandenen widrigen Wind“ oder auf „Waldgelände“. Da man nicht wußte, daß hier eine Gesezmäßigkeit vorliegt, so fuhr man fort, auf die Hörbarkeit des Kanonendonners Befehle zu gründen oder sich in seinen Entschlüssen von ihr leiten zu lassen.

Schlacht bei Le Mans (11. Januar 1871): Böllige Dunkelheit war eingetreten, nur das Feuer der Geschütze dauerte noch an. Das

mitten im Festlande gelegenen Stelle eine gewaltige künstliche Explosion hervorgerufen und diese im ganzen umgebenden Gebiet bis zu den größten Entfernungen hin zu beobachten gesucht wird. Dadurch, daß man diesen Versuch in verschiedenen Geländen (Flachland, gebirgige Gegend) bei verschiedenen Wind- und Wetterverhältnissen und in verschiedener Jahreszeit wiederholt, und daß man ferner nicht nur Beobachter an der Erdoberfläche verteilt, sondern auch die Freiballone mobil macht, und so auch in verschiedenen Luftschichten beobachten läßt, wird man ein Versuchsmaterial sammeln, welches das Problem endgültig zu lösen imstande ist.

.. Napoleon und wir.

Durch englische Brillen.

Der Haß ist manches Mal ein guter Berräter der Seele. Er deckt auf, was man jahrelang in sich verschlossen hielt, er wirft selbst die Gleichgültigsten gelegentlich vom hohen Sockel ihrer Selbstgenügsamkeit herunter. Es gibt mehr Individuen und Völker, die durch den Haß groß geworden sind als durch die Liebe. Die Woge des Hasses, die jetzt in England gegen uns aufschlägt, zeigt einen Vergleichspunkt aus Englands Geschichte, der jetzt auch beständig in der englischen Tagespresse wiederkehrt: den Haß gegen Napoleon vor hundert Jahren. So wie Napoleon damals als „der“ Tyrann von Europa galt, den man beseitigen wollte, so müssen heute wir herhalten als „die Tyrannen“, die man austilgen müsse. Vom Standpunkt englischer Seelengeschichte aus ist die Wiedererstehung dieses Hasses äußerst interessant. Man muß sich fragen: Was ist das Objektive an diesem Haße, und was das Subjektive? Und ferner, was bezweckt England damit? Es wird sich dabei herausstellen, daß mit diesem überall ausgehrienen Vergleich mit Napoleon England eine seiner größten Unvorsichtigkeiten begangen hat — eine jener Unvorsichtigkeiten, die die Maske von seinem Gesicht herunterreißen und ihm seinen guten Ruf vor den Völkern Europas endgültig kosten wird. In Deutschland sind selbst leidlich gebildete Zeitgenossen davon überzeugt, daß, objektiv genommen, jeder Vergleich des heutigen deutschen Kaiserreichs mit dem Kaiserreich Napoleons eine ungeheure historische Lächerlichkeit ist. Auch nicht die kleinste Zahl von Vergleichspunkten findet sich zwischen dem nationalen Kaisertum der Hohenzollern, das in 45 Jahren sich nicht um ein Dorf vergrößerte, und der zusammeneroberten Ländermasse des ersten französischen Kaiserreichs, das in zehn Jahren sechs Kriege führte und einen großen Teil Europas teils sich angliederte, teils annektierte. Aber bei der Unbildung, die in England herrscht, kann man schon dem Manne auf der Straße einreden, der deutsche Kaiser, der Hohenzoller auf dem Throne, sei für die Ruhe Europas ebenso gefährlich wie Napoleon. Für diesen Mann auf der Straße genügt es, daß er für Englands Ruhe gefährlich ist, davon aber hat ihn seine Presse genügsam überzeugt. Man erkennt nun die einem englischen Gehirn naheliegende Logik: Die Deutschen sind mir gefährlich, weil sie die unbequemsten Nebenbuhler sind, ihr Kaiser bedroht unsere Ruhe, das hat vorher aber nur noch Napoleon fertiggebracht — folglich, die Deutschen und ihr Kaiser sind moralisch ebenso verwerflich wie Napoleon und müssen ausgetilgt werden. Wenn zwei Größen einer dritten gleich sind, so sind sie untereinander gleich. Also Germaniam esse delendam.

Allerlei Haustiere.

Von F. St. Gunther.

Mit unserem Gans, einem ehrwürdigen, kanarienhähnlichen Vogel, den uns der vornehmste, reichste und freigebigste unserer Verwandten vor — hm! — soundso vielen Jahren als Hochzeitsgeschenk spendete, komme ich im ganzen recht gut aus. Das Singen hat er im Laufe der Zeit freiwillig sein lassen, weil er offenbar als gezeichnetes Vieh einsah, daß es mich unangenehm berührte, und daß er auch ohne diese mühselige Kunst bekam und hatte, was er zu einem behaglichen Leben brauchte. Seine andere Untugend, mit Futter und Käfigsand bis in die fernsten Zimmerecken herumzuspielen, hat er sich zwar noch nicht abgewöhnt. Aber da es mir gelang, unser Dienstmädchen zu überzeugen, daß die gelegentlichen ungehörigen Beimischungen von Sand, Hirse- und Ganskörnern in den Fleischspeisen und Bäckereien doch mit jener liebenswürdigen Schwäche Gans zusammenhängen dürften, und da sie ihn nun nur mehr selten in die Küche trägt und neben Herd und Speiskastel stellt, so drückte ich auch in dieser Hinsicht ein Auge zu. Kurz, ich und er, wir kommen miteinander aus.

Größere Sorge, tieferen Kummer verursachen mir schon die niedlichen erotischen Fischlein, die sich mein tierfreundlicher Sohn im verfloffenen Frühjahr zulegte. Sie vermehren sich nämlich mit unheimlicher Geschwindigkeit und Fruchtbarkeit von Generation zu Generation. Fast hätte ich gesagt: mit kaninchenhafter, aber man wird weiter unten sehen, daß dieser Ausdruck hier nicht am Platze ist... Aus dem ursprünglichen Zuchtbüchlein ist ein Meer von Kaltblütern geworden, das bereits siebzehn Zimmeraquarien füllt und mich, um seiner Gefräßigkeit halbwegs nachzukommen, gezwungen hat, die Umgebung der aufgelassenen Inzersdorfer Ziegelöfen zu pachten, wo ich alle Feiertage und überdies an den meisten Wochentagsnachmittagen in Wasserlöche und Wasserläufe angele und in Bottichen nach Hause führen lasse. Unsere naturwissenschaftlich begründete ursprüngliche Befürchtung, spätere Hoffnung, die Väteren würden die Jüngeren verzehren, hat sich merkwürdigerweise nicht erfüllt. Mit Hilfe meiner alten Schulbücher von Mocrif, Heiß und Vega habe ich ausgerechnet, daß wir, wenn Gottes Segen in gleicher Weise anhält, übers Jahr genau 32.800.772 Fische besitzen werden — wer's nicht glaubt, kann's nachrechnen. Was dann werden soll, weiß ich nicht.

Aber Fische haben einen mir unschätzbaren Vorzug: Sie sind stumm, sie machen keinen Lärm, auch wenn sie in noch so großen Massen auftreten.

Diesen Vorzug besaß leider nicht das Küchlein, das mein Sohn ebenfalls während der Kriegszeit erwarb, und zwar weniger aus idealen als aus praktischen Beweggründen. Er konnte die fortwährenden herzbeweglichen Klagen seiner Mutter über die zur Unerreichlichkeit steigenden Eierpreise nicht länger untätig mitanhören und beschloß, die Sache in eigene Regie zu nehmen. Unentgeltlich, das sagte er meiner Frau ganz offen voraus, konnte und wollte er ihr die zu erwartenden Süßnerier nicht überlassen, aber um einen sehr mäßigen und annehmbaren Betrag. Die ersten acht Tage wartete er gespannt und geduldig, nach den zweiten jedoch fragte er mich im Vertrauen, ob ich nicht glaube, daß das Hühnchen, das keine Eier legte, einen inneren Fehler habe. Den vermutete ich allerdings, aber auf einer anderen Seite. Seine Verdauung kam mir allzu rege vor, und gewisse reichliche, schwer vertilgbare Spuren an meinen Hüften, Kleidern und Schuhen schienen mir recht zu geben. „Neußerl“ führen kann man ein junges Hendl doch nicht gut, es lief aber frei in der Wohnung herum. Und es piepte dabei den ganzen langen Tag und die halbe Nacht hindurch ohne die geringste Pause so herzbeweglich, daß ich eines Tages sagte:

„Entweder das Vieh kommt aus dem Hause — oder ich komme ins Irrenhaus.“

Da schalt mich meine Gattin öffentlich einen verständnislosen Barbaren, der einem Kinde nicht die geringste Freude gönne; heimlich war sie natürlich bereits gerade so nervös geworden wie ich. Und mein Sohn schenkte mir achtmundvierzig Stunden lang keinen freundlichen Blick. Dann aber schenkten wir das Guhn der Meisterin des Hauses, in dem wir früher gewohnt hatten. Die Ahnungslose war zu Tränen gerührt über unsere vergebungsvolle Milde, denn wir waren seinerzeit nicht ganz ohne Konflikt von ihr geschieden. Heute denkt sie wohl anders über uns, denn seitdem das ruhelose Geträgde jenes angenehmen Tierchens ihre Wohnung und durch die geschlossene Tür hindurch auch das Stiegenhaus erfüllt, hat der größte Teil der Parteien gekündigt und hat ihr eigener Gemahl, der Hausmeister, sich feierlich von ihr losgesagt...

Mein Sohn aber brauchte natürlich einen Ersatz und sann bereits auf eine neue wirtschaftliche Hilfsaktion. Er gedachte sie auszuführen mittelst eines Kaninchenpaares, das er in einer Ecke des Vorzimmers unterbrachte (dem es aber begreiflicherweise von vornherein nicht im Traume einfiel, sich ausschließlich dort aufzuhalten). Kaninchenfleisch, das wußte er, ist nahrhaft, schmackhaft und wohlfeil, und die Nachkommenschaft der beiden Königshasen sollte uns aller ferneren Fleischsorgen überheben. Aber es war abermals eine bittere Enttäuschung. Nicht das allergeringste Anzeichen ließ im entferntesten vermuten, daß Nachkommenschaft erfolgen werde. Mein Sohn nannte dies einfach eine „Gemeinheit“. Ich aber finde es viel gemeiner vom Schicksal, daß es gerade meinem Hause ein Königspaar von so feltamer Geschmacksrichtung bescherte. Denn für unsere zwei Hasen gibt es nur eine Nahrung, nach der ihr Sinnen und Trachten leht — Stiefelleder. Natwohl, Schuh- oder

Stiefelleder, ich bitte mir nicht zu mißtrauen oder zu widersprechen. Und zwar nährt sich das angebliche Männchen am liebsten von meinen und unseres Dienstmädchens derberen Schuhen, das vermutliche Weibchen von den zarteren meiner Frau und meines Sohnes. Der findet kein Arg daran — mein Gott, wenn es ihnen halt schmeckt! Mir aber dürste die Sache — bei den heutigen hohen Lederkriegspreisen — doch auf die Dauer zu kostspielig sein. Und so habe ich eine neue schwere Sorge im Kopfe.

Kürzlich vertraute ich mich, mittelstam, wie ich schon bin, einem meiner zahllosen guten Kaffeehausfreunde an.

Der hörte mir mit kaum merklichem, aber, wie mir schien, verständnisvollem Lächeln ruhig zu und sagte, als ich fertig war, bloß: „Begleiten Sie mich in meine Wohnung. Ich will Ihnen was zeigen. Es ist gerade niemand zu Hause, weil meine Frau ein Kilo Erdäpfel und meine Magd einen halben Liter Milch einkauft. Also, kommen Sie.“

Einigermassen erstaunt, folgte ich ihm.

Er führte mich durch das dunkle Vorzimmer in die ebenso dunkle Küche, ohne das Licht aufzudrehen, und wies dort mit ausgestrecktem Finger in eine Ecke. Beim matten Widerschein der nächststehenden Straßenlaterne nahm ich eine große, flache, offene Kiste wahr, die mit einem Wulst von schwarzlich-grauen Federn angefüllt schien. Ich beugte mich nieder und streute meine Augen an.

„Eine Gans?“ rief ich schließlich.

„Ja,“ flüsterte er. „Aber reden Sie um Himmels willen nicht so laut, sonst werden Sie sie auf.“

Ulrich Junken.

„Sie Glücklich!“ sagte ich. „Aus Russisch-Polen?“

„Weiß nicht,“ erwiderte er achselzuckend und leise. „Habe keine Ahnung, woher sie meine Frau bezogen hat. Aber ich wünschte, das Vieh wäre nie in unser Haus gekommen.“

„Wieso?“ rief ich laut, die Warnung meines Freundes vergessend.

Im selben Augenblick sah ich ein langes, dünnes Etwas wie eine gereizte Schlange aus der Kiste emporschnellen, zwei grünliche Augensterne funkelten, und ein gelber Schnabel schnappte wütend nach meiner Hand.

„Auwach!“ schrie ich entsetzt, denn mein Zeigefinger schmerzte furchtbar.

Aber schon hatte mich mein Freund geistesgegenwärtig am Arm aus der Küche gezogen, die Tür rasch in Schloß werfend. Hinter ihr hörten wir ein empörtes Fauchen und Flügel schlagen.

„Ich hab' Sie ja erjucht,“ sagte mein Freund, indem er meine verwundete Hand besühlte und besah. „Sie sollen sie nicht aufwecken, denn da ist sie am wildesten. Sie sind ohnehin noch gut davon gekommen. Aber unseren Kohlenmann hätt' sie unlängst aufs Haar über die Stiege hinabgeworfen.“

„So eine Kraft hat das Vieh?“ wunderte ich mich, meinen Finger schlenkernd.

„Eine ungeheure. Der reine geblügelte Jagendorfer. Alles, was man ihr zu fressen gibt, wird bei ihr zu Muskeln.“

„Also doch eine aus den besten nördlichen Gebieten?“

„Ich weiß es nicht. Vielleicht. Ist mir egal... Ich will auch gar nicht verallgemeinern, beileibe nicht. Ich halte sie für eine Ausnahme, ja, ich bin überzeugt, sie ist ein Naturwunder, wie es ein zweitesmal kaum aufzutreiben sein dürfte. Seit wird sie bestimmt auch noch ansehen, jaat meine Frau, reichliches Fett — aber später. Wenn wir's nur so lange aushalten! Wenn nur nicht früher ein Unglück passiert! Denn das Vieh hat Sehnen wie Stahl und ist direkt gemeingefährlich... Also nicht nur Sie haben Ihre häuslichen Sorgen, lieber Freund, auch ein anderer hat sie, glauben Sie mir.“

Ich glaubte ihm, drückte ihm die Hand mit der Linken — meine Rechte war noch nicht fähig dazu — und ging heim.

Während ich an der Tür stand und ehe ich noch geklingelt hatte, hörte ich zufälligerweise eben folgendes Zwiegespräch zwischen meiner Frau und meinem Sohne:

„Mehr als hundert Kronen wird's ja doch nicht kosten. Mutter, die geb' ich gern her aus meinem Sparkassebüchel. In der Küche hat's noch Platz genug. Und dann kriegen wir zu Weihnachten Speck und Schmalz und Fleisch, mehr als wir brauchen.“

„Na ja — ob's aber der Vater erlaubt...“
Ich drückte auf den Taster. Meine Frau öffnete.

„Von was habt ihr denn geredet?“ fragte ich sie möglichst unbefangenen.

„Ach Gott — von nichts... Von einem Ferkel,“ antwortete sie ebenso harmlos.

Ich setzte mich an den Tisch und verzehrte schweigend mein Nachtmahl.

Danach aber begab ich mich in mein Arbeitskabinett und begann dort die größte meiner Bücherstellagen auszuräumen.

„Was machst du denn da?“ fragte meine Frau neugierig.

„Mein Gott — nichts,“ versetzte ich gelassen. „Nur einen Kuhstall will ich mir einrichten.“

„Einen — Kuhstall?“

„Na ja, freilich. Da ist doch nichts dabei. Wenn ich mir eine ordentliche Kuh in mein Kabinett einstelle, so hat unsere Milchnot ein für allemal ein Ende.“

Meine Gattin sah mich durchdringend an, schüttelte den Kopf und ersuchte mich dann im sanftesten Ton, die Sache doch lieber nochmals gründlich zu überlegen und bis morgen zu verschieben. Nach einigem Rärgern erklärte ich mich einverstanden damit...

In dieser Nacht schlief meine Frau wenig und unruhig.

Am anderen Morgen jedoch, als unser Sohn bereits zur Schule gegangen war, sprach sie also zu mir: „Die zwei Krimialhasen müssen mir aus dem Haus, ich geb' sie weg so bald wie möglich. Und kein solches Viehzeug kommt mir mehr herein, niemals. Ich seh' ja ganz gut ein, daß dir das auf die Nerven geht. Aber dafür mußt du mir auch fest versprechen, daß du nicht

mehr so viel rauchst und nicht mehr so viel schreibst und öfter an die frische Luft gehst. Du bist ohnehin schon wieder recht angegriffen, ich hab' es gestern deutlich bemerkt. Also versprichst du mir das?“

Ich versprach es ihr gern.

18. II. 1915

Klosterneuburger Leopoldi 1915.

War das ein seltsamer Tag heuer, der Kriegs-Leopolditag 1915! Regen und Kälteschauer seit der ersten Frühe, und den Ausflüglern, die mit den Morgenzügen unverdrossen nach Klosterneuburg gekommen waren, sahen im Regenschleier die beiden Stiftskuppeln so tränenreich und düster entgegen, daß den armen Reisenden diesmal die jeder Wiener angeborne und durch fleißige Übung erzogene Leopoldilust geschwind verging. Dieser traurige Regenhimmel, zu dem alle Leopoldisehnsüchtigen Wirte kummervoll emporblickten, und diese harte Kriegszeit haben das Leopoldifest in Klosterneuburg ganz verdorben.

Wie war das anders im Frieden! Durch ein paar Tage vorher feierte der Leopolditag seine Vigil! Selbst der vergeßlichste Klosterneuburger erkannte aus dem Hämmern und Schaffen am Stiftsplatz, daß der Leopolditag nahe sei. Da herrschte geschäftiges Treiben. Von der Ansichtskartenbude bis zum Sehenswürdigkeitenalon wurde gebaut. Die Jugend, dabei in Erwartung eines Vergnügnungsbeitrages von höchster Bravheit, tollte zwischen den Brettern und schimpfenden Arbeitern herum; selbst die Alten machten einen Umweg und sahen nach, ob heuer vielleicht mehr Buden aufgestellt würden als im Vorjahr. Um diese Zeit erschienen urplötzlich die bekannten Buschen in den Gäßchen und Straßen der alten Stadt. Das ist ein Wunder des Genius loci, daß er aus den ersten, bedächtigen Dauerhäusern an diesem Stadtfeiertag Orte fröhlichster Ausgelassenheit macht.

So kam endlich der große Tag. Morgens begann der Zuzug: zu Fuß, per Rad, mit der Stadtbahn kamen die größten Genießer, die den ganzen Tag auskosten wollten. Natürlich ging man in die Leopoldipredigt, die ein bedeutender Kanzelredner hielt, und blieb auch beim Hochamt, bewunderte die feierliche Handlung der Priester im Goldornat und hörte gute Kirchenmusik. Dann lebte draußen der Leopoldimarkt auf und riß einen in den Trubel der Vergnügnungssüchtigen. Beim Faßl, das in der stiftlichen Binderei steht, herrschte großes Gedränge. Wenn ich der alten Frau, die, in eine Ecke gedrückt alles mitansieht, glauben darf, so werden „die Leut immer fader“, in ihrer Jugend waren sie viel lustiger, aber doch haben die rohen Menschen schon „süß am Teufeln bei der gottverlassenen Drängerei erdrückt“. Dennoch muß man sich anstellen, denn beim Leopoldifest gewesen und nicht über das Faßl gerutscht sein ist unverzeihliche Nachlässigkeit! Uebrigens muß man sich beim Burgtheatereinlaß auch tüchtig abquetschen lassen!

Vom Tor der Stiftskirche bis zum Rathaus zog sich eine Schlange des Vergnügens. Von Postkarten und Leopoldiantennen, von den Lebzeltenherzen und -Auchen ältesten Datums angefangen, gab es allen unvermeidlichen Jahrmarktand, alle die unnützen nützlichen Dinge: Leopoldisedernewedel, Leopoldipfeiferl, Leopolditrompete und alles das, was viele beschäftigte Väter rasend, die Kinder und alle Menschen, die an einem Tag im Jahr, zu Leopoldi, Kinder sind, glücklich macht. Glaubst du, freundlicher Leser, daß die Mittagstunde dem Treiben eine Pause bereitet hat? Du bist im Irrtum! Es ist ein nie zu lösendes Rätsel, wann die armen Verkäufer beiderlei Geschlechts zum Essen gekommen sind. In der Zeit zwischen 9 Uhr früh und 9 Uhr abends bestimmt nicht!

Den Höhepunkt erreichte der Leopoldijubel in der Dämmerung. Der Stiftsplatz ist unbelichtet, welche herrliche Gelegenheit, achtungsgebietenden Persönlichkeiten Koriandoli in Augen und Mund zu werfen! Was macht es, wenn dem Herrn Professor der Zwicker von der Nase fällt! Sehen kann er ohnedies nichts, hücken kann er sich übrigens auch nicht, denn er ist von Menschen dicht eingeklemmt! Jüngere und ältere Damen mit Leopoldisederwisch zu belästigen, ist ein seltenes Vergnügen! Auch den lieben Mitmenschen durch Trompetenstöße ins Ohr zu beglücken, ist ein großes, wenn auch einseitiges Vergnügen!

Und von dieser vor Lust tosenden Menge steigt ein Lärm auf, ein nie gehörter! Einer von den Allern modernsten der modernsten Musik könnte ihn nicht schreiben! Dumpfes Murren wie Meeresbrausen, Rufe, Seulen, Pfeifen, Zauchzen, ein wildes Chaos! Hast du, verehrter Leser, schon dem Gesange eines einfahrenden Zuges gelauscht? Ein Brummen und Poltern der Korbholde des Eisens, ein Brausen und Säusen, im letzten Ton der schrille Schrei des gebändigten Metalles! So tausendstimmig ist das Lied des Leopoldijubels in Klosterneuburg.

Auf das Treiben zu seinen Füßen sah das Stift mit den Lichtröhren seiner geschlossenen Fensterladen wie mit unlieb gefalteten Augenbrauen, denn es war nicht immer reine Freude, die da auf dem Stiftsplatz ihr Spiel trieb.

Wenn Nacht und Kälte die Menge auseinanderlagte, lebten Gasthäuser und Heurigenbesenken auf, und spät, sehr spät, schleppten pustende Maschinen überholte Züge seliger Leopoldigäste heimzu.

O lieber Gott, wie war das heuer! Allen verehrten Lesern, die natürlich auch nicht da waren, zum Trost sei es gesagt: nichts war los! Einige Buden mit gelangweilten, frierenden Verkäuferinnen; ein Dämon hätte Zaßkrutchen können, so ungelänglich war das Gedränge; ein paar verängstigte, kümmerliche Heurigenbuschen schwannten müde auf der Stange, und die Wirte und alle, die den Tag sehnsüchtig erwartet hatten, waren enttäuscht, schwer enttäuscht, daß die Wiener den Leopolditag vergessen konnten, ihre Klosterneuburger „Geß“!

Freilich, die lustigen Burgen stehen draußen im Schützengraben oder schlummern gar in blutgetränkter Erde irgendwo, die lustigen Mädchen weinen um ihren Siebsten und stricken Wintersocken, statt zur Leopoldstube zu gehen: denn es ist Krieg im Land. Und doch finde ich diesen Leopoldi im Jahr 1915 so ein wenig symptomatisch für unser Desterreich. Wir sind einfach nimmer die Alten. Unsere Vorfahren haben jahrelang über das Ende der Wiener Gemütslichkeit, der Beschauendeherrlichkeit gellagt — wir haben es nicht geglaubt. Und nun ist es in mancher Hinsicht doch so! Wir sind nicht mehr die Alten! Diese Kriegsjahre haben es uns gelehrt. Wir sind ernster geworden, besinnlicher, so, nun so ein bißchen nachlässiger angehaucht als ehemals. Die Kaiserin von Anno dagumal haben unrecht behauptet: Desterreich ist ein starker Staat — da sind sie ausgehorben! Wir rausen nicht mehr zu Hause, alle arbeiten — arbeiten an einem starken Desterreich, das sich so mächtig gezeigt. Und ich glaube, halt: nicht der Regen, nicht die Teuerung, nicht die wenigen Züge der Stadtbahn waren Ursache des traurigen Klosterneuburger Leopolditages, sondern unser neues Gefühl, das ernst und selbstbewußt geworden ist, seit wir an unser Desterreich glauben, und das ist seit diesem Krieg. Jetzt sind ernste Wochen der Arbeit, da gibt es keine frohen Feste. Aber getrost, im Frieden wird der Ernst, den wir in der Kriegszeit lernten, auch ein bißchen wieder lennen, und im Frieden sehen wir uns wieder beim lustigen Leopolditag in Klosterneuburg!

Ald. R.

* (Der Mikolo- und der Christkindlmarkt.)

Da ist es wieder, das alte, liebe, traute Wiener Bild, das schon so viele Maler auf die Leinwand bannten, das alljährlich den Kleinen die Herzen in froher Erwartung höher schlagen läßt. Unbekümmert um Kriegsgetümmel ist sie wieder entstanden, die kleine Stadt aus Buden, und wieder wird ein Markt der Ueberraschungen aufgestellt werden, wo sich die Kleinen ihre Bestellungen fürs Christkindl machen können, der zweite Kriegsmikolo- und der zweite Krieg-Christkindlmarkt. Wie viele Jahre blickte Vater Radezky von seinem Niedestal herunter auf das fröhliche Wurl'n und wie viele Millionen Kinderwünsche mag der eiserne Held des 19. Jahrhunderts vernommen haben. Jetzt hört er sie nicht mehr und fast scheint es, als hätte er den Frieden mitgenommen von seinem alten Platze. Denn auch der Christkindlmarkt wird ein gewisses kriegerisches Bild aufweisen. Mehr als sonst wird in den Verkaufsbuden das Militärische zum Ausdruck kommen, vom Gewehr, das zum Entzücken der Kleinen durch knallendes Hinausfliegen des Korbes seine „Feldtüchtigkeit“ und seine Existenzberechtigung beweisen will, bis zum modernen Luftdruckgewehr, von der kleinen Kanone, deren Munition aus Mütter's Küchenkasten aus dem Erbsensäckel geholt wurde, bis zur modernen Schnellfeuerkanone und zum Maschinengewehr, wenn diese auch nur auf den noch freien Plätzen der Schmelz oder an der Wien und den sonstigen Kinderspielplätzen erprobt werden soll. Für die Stube weren Holzsoldaten — Zinnsoldaten wird es wenig geben — großen Anwert finden, die sich auf dem Tisch oder auf dem Fußboden Schlachten liefern werden. Und weiter wird es Festungen geben, ganz modern gebaut natürlich, mit den unbedingten Belagerungsmörsern, Dreißig — Fünfechtel und Zweiundvierzig — markenlos selbstverständlich — aber doch wird Stoda seinen Namen dazu herleihen müssen, schon wegen der „dicken Berta“, deren getreues Ebenbild wohl die Sehnsucht jedes der kleinen Krieger, ob Buben oder Mädeln, bilden wird. Säbel und sonstige zeitgemäße Artikel bis zum bepackten Tornister werden natürlich im Verein mit den verschiedensten Uniformsorten das kriegerische Bild des diesjährigen Christkindlmarktes wirkungsvoll ergänzen. So wird denn Weihnachten auch bei den Kleinen im Zeichen des Krieges stehen. Und wenn auch manchem Armen der Vater genommen wurde, so wird doch das warme Wienerherz tröstend helfen und manche Träne trocknen. Die Kleinen sollten ihr Weihnachtsfest in ihrem kindlichen Frohsinn begehen können. Die Großen sollen es begrüßen als Vorboten eines großen heiligen Friedens!

Zeitweilige Einschränkung der Güterannahme in den Stationen der Staatsbahnen.

Wie alljährlich, so hat auch heuer im Herbst die Güterverfrachtung eine große Steigerung erfahren. Der in diesem Jahre hinzukommende äußerst empfindliche Mangel an Straßenfuhrwerk und die dadurch bedingte langsame Abfuhr der Güter von den Bahnhöfen verurachte in den meisten Stationen eine solche Anhäufung von Waren, daß die Arbeit in den Güterdienstanlagen schwer behindert wird und bedrohliche Güteranhoppungen auftreten. Um die Stationen zu entlasten und den Wagenumlauf zu beschleunigen, sieht sich die Staatseisenbahnverwaltung zu der Verfügung gezwungen, Freitag den 29., Samstag den 30. und Sonntag den 31. d. die Annahme von Zivilgütern zur Beförderung auf solche Artikel einzuschränken, deren Verjendung im volkswirtschaftlichen Interesse gelegen und besonders dringend oder wichtig ist. Es sind dies die in der sogenannten Approvionierungskundmachung aufgezählten Artikel, ferner Rohzucker, Zuckerrübe, Erze und Flüchtlingsgüter.

Es ist zu hoffen, daß diese durch die außergewöhnlichen Verhältnisse gerechtfertigte Maßnahme eine ausreichende Räumung der Gütermagazine, Rampen und Ladewege herbeiführen wird. Sollten jedoch die Güterstauungen im gegenwärtigen Umfange andauern, so müßte eine ähnliche zeitweilige Sistierung der Güterannahme auch in der nächsten Zeit platzgreifen.

Die freie Eisenbahnfahrt der Heeres- Urlauber.

Insofern während des Krieges beurlaubten Offizieren und Mannschaften von den Truppenteilen freie Fahrt bewilligt wird, werden sie auf Militärfahrschein unter Uebernahme der Fahrkosten auf den Etat der Heeresverwaltung befördert. Die freie Fahrt wird also vom Reich, nicht von den Staatseisenbahnverwaltungen der Bundesstaaten gewährt. Im einzelnen sind hierüber vom Kriegsministerium folgende Bestimmungen bekannt gegeben worden.

1. Offizieren, Sanitätsoffizieren, Veterinäroffizieren, oberen Beamten und Stellvertretern in oberen Beamtenstellen als Kriegsteilnehmern, die aus dem Feld, aus Lazaretten oder von den Ersatztruppen usw. zur Wiederherstellung der Gesundheit beurlaubt werden, wird für die Urlaubsreise auf Grund eines Militärfahrscheins freie Eisenbahnfahrt gewährt, wie dies auch im § 30 R. Besold. B. für die Fahrten zu Kurzwecken vorgesehen ist. Generalen steht diese Vergünstigung nicht zu — vergl. § 30, 2 R. Besold. B. Bei allen Beurlaubungen aus anderer Ursache haben die Offiziere usw. die Fahrkosten aus eigenen Mitteln zu bestreiten.

2. Offizierstellvertreter, Unteroffiziere und Gemeine haben bei Urlaubsreisen Anspruch auf freie Eisenbahnfahrt auf Grund eines Militärfahrscheins mit Ausnahme der Fälle, in denen es sich um häufiger wiederkehrende Beurlaubungen — Sonntagsurlaub und bergleichen — sowie um solche zu Hilfeleistungen in fremden landwirtschaftlichen und gewerblichen Betrieben handelt.

3. Unterbeamten und Stellvertretern in unteren Beamtenstellen als Kriegsteilnehmern wird freie Reise auf Grund eines Militärfahrscheins nur bei Reisen zur Wiederherstellung der Gesundheit gewährt.

4. Für die Hin- und Rückreise ist je ein besonderer Fahrschein auszustellen.

5. Bei Entfernungen von über 100 Kilometer ist Schnellzugsbenutzung gestattet.

6. Sollte für Offiziere usw. (Ziffer 1) mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand die Benutzung des Schlafwagens geboten sein, so ist die Notwendigkeit auf dem Militärfahrschein ausdrücklich zu bescheinigen.

7. Rundreisen sind ausgeschlossen.

27./X. 1915

153

*** Allerjedenfeier für die gefallenen Krieger.**

Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet: Das Militärterritorialkommando Krakau veranstaltet für die in dem westgalizischen Schlachten gefallenen Krieger am 1. November bei Gorlice eine Allerjedenfeier. Außer den fahrplanmäßigen Zügen verkehrt ein Sonderzug ab Prerau am 31. Oktober 9 Uhr 3 Minuten abends, Ankunft Gorlice 1. November 10 Uhr vormittags, Rückfahrt 1. November; Abfahrt von Gorlice 7 Uhr abends, Ankunft in Prerau am 2. November um 6 Uhr 59 Minuten früh. Angehörige Gefallener, welche Plätze beanspruchen, erhalten ab 28. Oktober Auskunft beim k. u. k. Eisenbahnlinienskommando Wien, Nordbahnhof. Außerdem werden von Krakau nach Gorlice und zurück Erforderniszüge eingeleitet. Es wird aufmerksam gemacht, daß in Gorlice eine Bequartierung unmöglich ist, daß aber für Verköstigung gesorgt wird.

Reiseverkehr in das nördliche Kriegs- und in das Okkupationsgebiet.

Aus dem Kriegspressequartier wird geschrieben:

Infolge der zahlreichen Mißverständnisse und Unklarheiten, die trotz des deutlichen Wortlautes der erlassenen Vorschriften über den erwähnten Reiseverkehr stets von neuem wahrgenommen werden, wird im nachstehenden eine Zusammenfassung der Vorschriften über das Paßwesen und über die Ausweispflicht bei diesen Reisen veröffentlicht:

I. Nördliches weiteres Kriegsgebiet

Dasselbe umfaßt derzeit: 1. die Teile des Königreiches Galizien westlich der Ostgrenze der politischen Bezirke

Stole, Drohobycz, Rudki, Wościska, Jaworow und Czieszanow; 2. das Herzogtum Ober- und Niederschlesien mit Ausnahme der politischen Bezirke Freudenthal, Freiwaldau und Jägerndorf; 3. in der Markgrafschaft Mähren die politischen Bezirke Mährisch-Weißkirchen, Neutitschein, Balachisch-Meseritsch, Misketz und Mährisch-Ostrau.

Für Reisen in diese Gebiete und aus diesen Gebieten ist gemäß Verordnung des Gesamtministeriums vom 17. August 1915 notwendig: ein Reisepaß mit Photographie, eigenhändiger Unterschrift, amtlicher Identitätsbescheinigung der Photographie, Beglaubigung der Unterschrift u., überdies muß der Zweck der Reise angegeben und die Klausel beigelegt sein, daß der Paß zur Reise in das weitere Kriegsgebiet oder aus diesem Gebiete gültig ist.

II. Nördliches engeres Kriegsgebiet

Dasselbe umfaßt: die Teile des Königreiches Galizien östlich der Ostgrenze der unter I. bezeichneten politischen Bezirke sowie das Herzogtum Bukowina.

Für Reisen in diese Gebiete und aus denselben ist ein Reisepaß wie für das weitere Kriegsgebiet (I) notwendig. Überdies muß diesem Paße von der Paßbehörde die Klausel beigelegt sein, daß er auch für das engere Kriegsgebiet gilt, dies jedoch nur mit Bewilligung eines der zuständigen militärischen Kommandos.

Diese Kommandos sind derzeit: Armeoberkommando (Nachrichtenabteilung); Feldpost 11, für das ganze nördliche engere Kriegsgebiet; das höchste Kommando in Rzyshynopol, Feldpost 12, für den nördlichen Teil von Galizien; das höchste Kommando in Brody, Feldpost 201, für den mittleren Teil von Ostgalizien; das höchste Kommando in Lemberg für das Stadtgebiet Lemberg; das höchste Kommando in Strzhi, Feldpost 164, für den südlichen Teil von Ostgalizien; das höchste Kommando in Koloamea, Feldpost 351, für Südostgalizien und die Bukowina.

Bei diesen Kommandos kann um die Bewilligung unmittelbar oder durch die Paßbehörde eingeschritten werden, in jedem Falle kann ein solches Einschreiten aber nur unter Vorlage eines gemäß obigen Bestimmungen ordnungsgemäß von der Paßbehörde ausgestellten Reisepasses erfolgen. Alle anderen Einschreiten bleiben unberücksichtigt.

Für Reisen innerhalb des engeren Kriegsgebietes wurden durch feldpolizeiliche Anordnungen Identitätsbescheinigungen für den Lokalverkehr und Reiselegitimationen für den Fernverkehr geschaffen, die von den l. u. l. Kommandos oder den staatlichen, politischen oder polizeilichen Behörden ausgestellt werden.

III. Oesterreichisch-ungarisches Okkupationsgebiet

Das Militärregiment umfaßt derzeit die Kreise: Dabrowa, Noworadomsk, Piotrkow, Olkusz, Miedow, Jedzejow, Wlozczowa, Pinczow, Kielce, Konst, Opoczno, Busk, Sandomierz, Opatow, Wierzbnil, Radom, Roznice, Janow, Wlgoraj, Nowo-Alexandria, Lubartow, Lublin, Krasnoslaw und Janosc.

Für die Reise in diese Gebiete ist gemäß Verordnung des Armeoberkommandanten ein Reisepaß wie für das weitere Kriegsgebiet (I) notwendig. Überdies muß im Paße außer dem Zweck auch das Ziel der Reise (wenigstens durch Bezeichnung der wichtigsten Aufenthaltsstellen) angegeben und die Klausel beigelegt sein, daß der Paß zur Reise in das oesterreichisch-ungarische Okkupationsgebiet gültig ist.

Der Reisepaß bedarf ferner der Vidierung durch eine militärische Stelle, und zwar entweder durch das Kriegsministerium oder das Armeoberkommando (Stappenoberkommando) oder eine der Paßvidierungsstellen des Armeoberkommandos in Krakau (Festungskommando), Szczakowa, Rozwadow oder Lemberg (Stadtkommando). Bei Handlungreisenden kann das Visum durch einen Auskunftsbogen ersetzt werden, der von der Gewerbebehörde bestätigt und von der Handels- und Gewerbekammer vidiert wird.

Für Reisen in die okkupierten russischen Gebiete außerhalb des bezeichneten Bereiches des Militärregiments gelten dieselben Vorschriften und müssen überdies die Vorschriften für Reisen in das engere Kriegsgebiet (II) eingehalten werden.

29./X. 1915

* (Einstellung der Güteraufnahme auf der Südbahn.) Infolge starken Güterandranges wird mit Genehmigung des Eisenbahnministeriums für den 29., 30. und 31. d. die Annahme von Zivileil- und Zivilfrachtgütern nach und von den Stationen der Südbahngesellschaft und der von ihr betriebenen Lokal- und Nachtbahnen eingestellt. Zugelassen bleiben die im volkswirtschaftlichen Interesse gelegenen und besonders dringenden und wichtigen Artikel. Es sind dies die in der sogenannten Approvisionierungskategorie C aufgezählten Artikel, ferner Rohzucker, Zuckerrüben, Erze und Flüchtlingsgüter.

Vereinheitlichung der Eisenbahn- und Wasserwege.

Wirklicher Geheimer Rat Dr. Kirchhoff, der, wie unsere Leser wissen, am 29. Oktober in Hamburg seinen 70. Geburtstag feiert hat, erucht uns um die Aufnahme folgender Dankagung, in der er dem deutschen Volk zugleich neue große Ziele weist:

Zu meinem siebenzigsten Geburtstag sind mir aus allen Teilen Deutschlands so große Aufmerksamkeit erwiesen, daß ich nur auf diesem Wege meinen allerherzlichsten Dank aussprechen kann. Ich weiß sehr wohl, daß diese Teilnahme nur der großen Sache gilt, die ich seit mehr denn einem Vierteljahrhundert vertreten habe.

Die wirtschaftliche Einigung Deutschlands ist nach der politischen die größte noch zu lösende Aufgabe. Ein Bismarck hat sie durch seine Eisenbahnpolitik zu verwirklichen gesucht, fortgesetzt ist seitdem an ihr gearbeitet, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird sie nach diesem Weltkrieg befriedigender denn je gelöst werden.

Der in meinen Schriften gemachte Vorschlag einer syndikalartigen Vereinigung der im übrigen selbständig bleibenden deutschen Staatsbahnen und auf föderativer Grundlage nach dem Vorbild des Zollvereins war ein Zugeständnis an die stark partikularistisch angehauchte Vorzeit. Voll befriedigen konnte eine solche Lösung auch mich nicht. Aber Politik ist die Kunst des Erreichbaren, und mehr war damals zu erreichen. Das jetzt erwachte Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme, ihre ungekünstelte Begierde nach einer für alle Deutsche gültigen Regelung für alles Deutsche gibt mir den Gedanken ein: Jetzt sollte auch die alte Bismarcksche Reichsbahnidee in ihrer ganzen Reinheit und politischen Größe wieder aufgegriffen und nach Beendigung des Weltkrieges verwirklicht werden. Man braucht nicht einmal die Staatsbahnen an das Reich abzutreten, schon bei einer pachtweisen Ueberlassung ließen sich die Interessen des Reichs und der Einzelstaaten wahren. Noch besser wäre natürlich die Eigentumsübertragung.

Man dürfte aber bei der Vereinheitlichung des deutschen Eisenbahnwesens nicht stehen bleiben. Die über ganz Deutschland sich erstreckenden Kanalprojekte, die Regulierung der deutschen Ströme erheischen eine einheitliche Politik für alle Verkehrswege. Die Eisenbahn- und Wasserwege greifen mit ihrer Tarifpolitik immer mehr ineinander. Wenn auch über diesen großen wirtschaftlichen Fragen noch der Burgfriede ruht und dieser von mir nicht gestört werden soll, so darf ich doch bei dieser Dankagung für die mir zu meinem siebenzigsten Geburtstag bereiteten Ehrungen die eine Parole für die Zukunft hinzufügen, das ist: die Vereinheitlichung der deutschen Eisenbahn- und Wasserwege.

z. B. Hamburg, 31. Oktober 1915.
Herrn-Grünewald.

(gez.) Dr. Hermann Kirchhoff.

Die Schwierigkeiten der Wagengestellung.

WTB Berlin, 4. Nov. (Telegr.) Die vollständige und rechtzeitige Überweisung der angeforderten Güterwagen stößt in letzter Zeit in allen Teilen des Deutschen Staatsbahnwagen-Verbandes auf erhebliche Schwierigkeiten. Es ist dies auf die ganz außerordentlichen Ansprüche zurückzuführen, die augenblicklich an den Güterwagenpark der deutschen Eisenbahnen gestellt werden. Abgesehen von den umfangreichen Anforderungen der Heeresverwaltung, die bei der jetzigen Ausdehnung des Kriegsschauplatzes sich naturgemäß besonders bemerkbar machen und denen selbstverständlich voll genügt werden muß, sind auch die Anforderungen in der Heimat — wie regelmäßig in den Herbstmonaten — infolge des Rübenverkehrs, des starken Verkehrs an Nahrungsmitteln und des starken Bedarfs an Kohlen sehr erheblich. Vor allem wird die rechtzeitige und vollständige Befriedigung des Wagenbedarfs aber dadurch erschwert, daß der Wagenumlauf nicht unerheblich verschlechtert ist. Aus den allgemein bekannten Gründen werden die Güterwagen von den Versendern und Empfängern vielfach wesentlich langsamer beladen und entladen, als dies in Friedenszeiten der Fall war. Hierdurch wird die ausgiebige Ausnutzung des Wagenparks und damit die Befriedigung der an ihn gestellten Ansprüche wesentlich erschwert. Die Eisenbahnverwaltungen sind selbstverständlich mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln bemüht, auf eine Beschleunigung des Wagenumlaufs hinzuwirken; sie können aber die Schwierigkeiten und Verzögerungen in der Wagengestellung, die auf den Kriegszustand und die aus ihm sich ergebenden Folgen zurückzuführen sind, nicht vollständig beseitigen. Es ist dringend erwünscht, daß die Verkehrtreibenden durch Ausnutzung des Ladegewichts und durch möglichst schnelle Be- und Entladung der gestellten Wagen auch ihrerseits zu einer Minderung der Schwierigkeiten in der Wagengestellung beitragen.

**Zeitweilige Einschränkung der Güter-
annahme in den Stationen der öster-
reichischen Staatsbahnen.**

Offiziell wird uns mitgeteilt:
Bereits vorige Woche mußte wegen des
durch den Herbstverkehr hervorgerufenen
außerordentlichen Güterandranges am Freitag,

Samstag und Sonntag die *A n n a h m e* von
Zivilgütern auf die in der Approbationierungs-
fundmachung genannten Artikel, ferner auf
Rohzucker, Zuckerrübe, Erze und Flüchtlings-
güter beschränkt werden.

Da die Güterstauung noch immer anhält,
wurde die gleiche Maßnahme auch für den
Freitag, Samstag und Sonntag dieser Woche,
also für den 5., 6. und 7. d., verfügt. Solange
die ungünstigen Verkehrsverhältnisse es er-
fordern, wird in Zukunft diese Verkehrs-
beschränkung am Freitag, Samstag und Sonn-
tag *a l l w e i t l i c h* eintreten.

Erteilung von Transportbewilligungen für Zivilsendungen.

Sendungen von Zivilgütern, die zur Erzeugung oder Ergänzung von Heereserfordernissen benötigt werden (Rohstoffe, Halbfabrikate, Betriebsmittel usw.) müssen, wenn sie über Bahnstrecken befördert werden sollen, auf denen der Zivilgüterverkehr ganz oder teilweise eingestellt ist, mit einer besonderen militärischen Bestätigung darüber versehen sein, daß die „Kriegsmateriallieferung“ betreffende Sendung als dringlich zu vollziehen ist. Diese Bestätigung wird entweder auf dem vollständig ausgefüllten Frachtbriefe selbst oder auf einer besonderen, im Kriegsfürsorgeamt in Wien erhältlichen Druckform ausgefüllt. Zu ihrer Ausstellung ist jene Ressortabteilung der militärischen Zentralstellen (Kriegsministerium, Marineinspektion des Kriegsministeriums, Ministerium für Landesverteidigung, königlich ungarisches Landesverteidigungsministerium) berechtigt, die von der Lieferung, beziehungsweise Bestellung Kenntnis hat oder an ihr interessiert ist. In sehr dringenden Fällen, wenn die rechtzeitige Einholung der Bestätigung von der Zentralstelle unmöglich ist, kann sie ausnahmsweise auch von einer anderen Militärbehörde ausgestellt werden, wenn diese die Sendung bestellt hat und die rasche Beförderung der Güter tatsächlich unbedingt notwendig erscheint.

Für Sendungen von Zivilgütern, die nicht für militärische Zwecke oder für Herstellung von Kriegsmaterial benötigt werden, somit weder mittelbar noch unmittelbar mit der Heeresversorgung in Zusammenhang stehen, werden die oben erwähnten militärischen Bestätigungen nicht ausgestellt. Es hat daher keinen Zweck, wenn sich in solchen Fällen die Parteien mit dem Ersuchen um die Erteilung von Transportbewilligungen an die k. u. k. Zentraltransportleitung oder an andere Militärbehörden wenden. Die Beförderung solcher Zivilsendungen auf den für den Zivilverkehr gesperrten Strecken ist im allgemeinen unzulässig. Nur wenn ihre Beförderung sehr dringend und im öffentlichen Interesse gelegen ist, kann ausnahmsweise von jener Bahnverwaltung (Direktion), der die gesperrte Linie untersteht, eine Transportbewilligung für die betreffende Sendung ausgestellt werden. Im Verkehr von und nach Galizien und der Bukowina erteilt diese Transportbewilligung jene galizische Direktion (beziehungsweise die Betriebsleitung Czernowitz), in deren Bereich die Versand- oder die Bestimmungsstation liegt. Ansuchen um solche Transportbewilligungen sind somit direkt oder im Wege der Versandstation an die zuständige Bahnverwaltung zu richten. Sie müssen die genaue Angabe über die Art und Menge der Waren, die Versand- und Bestimmungsstation, die Zeit der Versendung sowie den Nachweis der Dringlichkeit und Wichtigkeit der Sendung enthalten.

Der Güterandrang auf den Südbahnlinien.

Vorübergehende Einstellung der Zivil-Gil- und Frachtgüteraufnahme für den 6. und 7. November.

Die Generaldirektion der k. k. priv. Südbahngesellschaft gibt bekannt:

Infolge starken Güterandranges wird die Annahme von Zivil-Gil- und Zivil-Frachtgütern nach und von sämtlichen Stationen der k. k. priv. Südbahngesellschaft und der von ihr betriebenen Lokal- und Nachbahnen für den 6. und 7. d. eingestellt.

Zugelassen bleiben die in der Approvisionierungskundmachung C genannten Artikel, ferner Rohrzucker, Zuckerrüben, Erze und Flüchtlingsgüter.

Ferner wird mit Gültigkeit vom 6. d. bis auf weiteres die Annahme von Zivilfrachtgütern nach Wien-Südbahnhof-Mag-Leinsdorf eingestellt. Zugelassen bleiben die in der Approvisionierungskundmachung C unter Punkt 1a, unter Punkt 2 und 4 genannten Artikel, ferner Del, Fett, Margarinbutter und alle Fettsurrogate aus Punkt 1b der Approvisionierungskundmachung C.

Wegen Ueberfüllung der Zoll-expositur in Wien-Südbahn-Favoritenplatz wurde die Annahme von Gütern, die in dieser Expositur der Zollbehandlung zuzuführen sind, bis auf weiteres eingestellt. Zugelassen bleiben derartige Güter aus Triest und Fiume unbeschränkt, von andern Stationen aber nur dann, wenn sie an Parteien adressiert sind, die in Wien-Südbahn-Favoritenplatz Lagerräume gemietet haben.

10.7.1915

161

**Die städtischen Elektrizitätswerke —
Lieferanten der Staatsbahnen.**

Nach einem Antrage des StR. Schmid beschloß der Wiener Stadtrat, einem Uebereinkommen zwischen dem Eisenbahnministerium und den städtischen Elektrizitätswerken zuzustimmen, nach welchem die bisher vom Heiligenstädter Elektrizitätswerke der Staatsbahnen versorgten Objekte und Anlagen der Wiener Stadtbahn und der im Wiener Gemeindegebiete befindlichen Teilstrecken der West- und Franz-Josef-Bahn, einschließlich der Strecke Praterstern—Hauptzollamt der Wiener Verbindungsbahn und der Teilstrecke Heiligenstadt—Brigittenau—Vorortebahnhof der Donauuferbahn nebst dem Wasserdruckwerke der Nordbahn an die städtischen Elektrizitätswerke angeschlossen werden. Das Uebereinkommen gilt für zehn Jahre und soll stillschweigend auf ein weiteres Jahr verlängert werden, wenn nicht ein Jahr vor Ablauf der Gültigkeitsdauer gekündigt wird.

12./XII. 1915

162

12

* Eine österreichisch-deutsche Eisenbahndirektion in Belgrad. Wie die Essegger „Drau“ aus Belgrad meldet, wird dort zum Betriebe der Eisenbahnen Serbiens eine neue Eisenbahndirektion errichtet werden. In der Angelegenheit der Organisation dieser Eisenbahndirektion findet in den nächsten Tagen in Belgrad eine Konferenz statt. Zum Betriebe der serbischen Eisenbahnen sind bereits aus Ungarn, Oesterreich und Deutschland eine entsprechende Anzahl von Eisenbahnbeamten entsendet worden.

Versammlung der christlichen Eisenbahner.

Die Erfolge des neuen Reichsverbandes.

Donnerstag den 11. d. fand in Fries Gasthaus auf dem Allersgrund eine Versammlung des Verbandes christlicher Eisenbahner statt, die sehr gut besucht war. Unter anderen waren erschienen: M. Kunschak, die Gemeinderäte Angeli und Partil, Obmann Pichula, Sekretär Haider, sowie von der Arbeiterbezirksorganisation Herr Daffinger.

Nach Begrüßung der Anwesenden durch Herrn Bodewinsky widerlegte Sekretär Haider die Angriffe, die seitens des „Verkehrsbundes“ gegen die neue christliche Eisenbahnerorganisation erhoben werden und erklärte, daß der neue Verband nicht schuld daran sei, wenn der „Verkehrsbund“ zugrunde gehe. Durch eine lange Reihe von Unrechtmäßigkeiten und Gewalttaten seien die einzelnen Ortsgruppen zum energischen Protest gezwungen worden. Erst als man soweit gegangen war, fuhr Redner fort, den Obmann der Ortsgruppe Wien II auszuschließen, mußte zur Neugründung des Verbandes geschritten werden. Es ist Pflicht, die Mitglieder, die deshalb ausgeschlossen wurden, weil sie ihre Ueberzeugung nicht verleugnen wollten, im neuen Verbands zu organisieren. Redner brachte einige Erfolge bezüglich der Steuerzulagen zur Kenntnis, welche bereits dem neuen Verbands zugeschrieben seien, und bat um tatkräftige Agitation. (Beifall.) M. Kunschak entwarf in ausführlicher Weise ein Bild von der Geschichte des „Verkehrsbundes“ und hob hervor, es sei Pflicht jedes Eisenbahner, einer Organisation anzugehören; gerade der Eisenbahner bedürfe ihrer im Hinblick auf die Gefährlichkeit seines Dienstes und des Rechtsschutzes. Was soll nun mit den Eisenbahnern geschehen, die vom „Verkehrsbund“ ausgeschlossen wurden? sagte Redner. Es ist nicht zu verantworten, da diese Eisenbahner, die sich jahrelang einen Anspruch auf Rechtsschutz usw. erworben haben, gar nichts haben sollen. Mit der Gründung des „Verbandes christlicher Eisenbahner“ ist der „Verkehrsbund“ auseinander gefallen durch das Verschulden derjenigen, die mit verblendeten Augen und verschlossenen Ohren die Entwicklung des „Verkehrsbundes“ so geiekt haben, daß er zerfallen mußte. Redner wolle alle Schmähungen gegen den neuen Verband übergehen, weil er bei der Gründung auf dem Standpunkt gestanden sei, nach der Gründung gebe es keinen Kampf mit dem „Verkehrsbund“ mehr, sondern nur mit den Instanzen der Eisenbahner, die den Eisenbahnern so viel schuldig sind, daß der Kampf nicht schneidig genug geführt werden könne. (Großer Beifall.) Daß die Neugründung der Eisenbahnerorganisation keine Laune gewesen ist, beweist die bereits erreichte Zahl von 2000 Mitgliedern. (Stürmischer Beifall.) Mit einem Schlage haben sich eine Reihe von Ortsgruppen dem neuen Verband angeschlossen, dem es gegönnt sein möge, eine starke und unabhängige Interessenvertretung der Eisenbahner zu werden. (Beifall.) Der Verband christlicher Eisenbahner habe den Anschluß an die christliche Gewerkschaftsbewegung gefunden und werde dies nicht zu bereuen haben, denn der neue Verband sei nicht isoliert, nicht der Spielball einzelner Personen, sondern ein Bestandteil einer mächtigen, über das ganze Reich verbreiteten Organisation. Seien Sie dessen überzeugt, schloß Redner, daß die ganze christliche Arbeiterschaft mit allen Mandatären und Vertretern wie ein Mann hinter Ihnen stehen wird, so daß wir hoffen dürfen, daß die Gründung dieses neuen Verbandes ein neuer Gedankstein werde in der Geschichte der Eisenbahnerbewegung überhaupt, wie auch ein Gedenkstein, an dem in späteren Zeiten die Eisenbahner ihre Lorbeerkränze niederlegen werden, weil sie zum Ausgangspunkt einer segensreichen Kampfperiode für sie geworden ist. (Stürmischer Beifall.)

Nachdem die M. Angeli und Partil, Verbandsobmann Pichula und Herr Schögl gesprochen hatte, erklärte M. Kunschak bezüglich des Sterbebeitrags, daß die Garantie für die pünktliche Auszahlung der Sterbebeiträge die ganze christliche Arbeiterorganisation übernommen habe. (Großer Beifall.)

Reiseverkehr in das nördliche Kriegsgebiet und in das österreichisch-ungarisches Okkupationsgebiet.

Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet: Infolge der zahlreichen Mißverständnisse und Unklarheiten, die trotz des deutlichen Wortlautes der erlassenen Vorschriften über den Reiseverkehr im nördlichen Kriegsgebiete stets von neuem wahrgenommen werden, wird im nachstehenden eine Zusammenfassung der Vorschriften über das Paßwesen und über die Ausweisspflicht bei diesen Reisen verlautbart:

I. Nördliches weiteres Kriegsgebiet. Dasselbe umfaßt derzeit:

1. Die Teile des Königreiches Galizien westlich der Ostgrenze der politischen Bezirke Skole, Drohobycz, Rudki, Moszciska, Zaworow und Szeszanow;

2. das Herzogtum Ober- und Niederschlesien mit Ausnahme der politischen Bezirke Freudenthal, Breiwalbau und Jägerndorf;

3. in der Markgrafschaft Mähren die politischen Bezirke Mährisch-Weißkirchen, Reutitschein, Wallachisch-Meseritsch, Mistek und Mährisch-Ostrow.

Für Reisen in diese Gebiete und aus diesen Gebieten ist gemäß Verordnung des Gesamtministeriums vom 17. August 1915, R. G. Bl. Nr. 241, notwendig: ein nach den Ministerialverordnungen vom 15. Januar 1915, R. G. Bl. Nr. 11 und 18. Mai 1915, R. G. Bl. Nr. 124 ausgestellter Reisepaß (das ist mit Photographie, eigenhändiger Unterschrift, amtlicher Identitätsbestätigung der Photographie, Beglaubigung der Unterschrift usw.): überdies muß der Zweck

der Reise angegeben und die Klausel beigefügt sein, daß der Paß zur Reise in das weitere Kriegsgebiet oder aus diesem Gebiete gültig ist.

II. Nördliches engeres Kriegsgebiet. Dasselbe umfaßt: die Teile des Königreiches Galizien östlich der Ostgrenze der unter I. bezeichneten politischen Bezirke sowie das Herzogtum Bukowina.

Für Reisen in diese Gebiete und aus denselben ist gemäß der Verordnung des Gesamtministeriums vom 17. August 1915, R. G. Bl. Nr. 241, ein Reisepaß wie für das weitere Kriegsgebiet (I) notwendig. Ueberdies muß diesem Paße von der Paßbehörde die Klausel beigefügt sein, daß er auch für das engere Kriegsgebiet gilt, dies jedoch nur mit Bewilligung eines der zuständigen militärischen Kommandos.

Diese Kommandos sind derzeit: Armeeoberkommando (Nachrichtenabteilung), Feldpost 11, für das ganze nördliche engere Kriegsgebiet;

das höchste Kommando in Krystynopol, Feldpost 12, für den nördlichen Teil von Galizien;

das höchste Kommando in Brody, Feldpost 201, für den mittleren Teil von Galizien;

das höchste Kommando in Lemberg für das Stadtgebiet Lemberg;

das höchste Kommando in Strzy, Feldpost 164, für den südlichen Teil von Ostgalizien;

das höchste Kommando in Kolomea, Feldpost 351, für Südostgalizien und die Bukowina.

Bei diesen Kommandos kann um die Bewilligung unmittelbar oder durch die Paßbehörde eingeschritten werden, in jedem Falle kann ein solches Einschreiten aber nur unter Vorlage eines gemäß obigen Bestimmungen ordnungsgemäß von der Paßbehörde ausgestellten Reisepasses erfolgen. Alle anderen Einschreiten bleiben unberücksichtigt.

Für Reisen innerhalb des engeren Kriegsgebietes wurden durch feldpolizeiliche Anordnungen Identitätsbescheinigungen für den Lokalverkehr und Reiselegitimationen für den Fernverkehr geschaffen, die von den l. u. k. Kommandos oder den staatlichen, politischen oder polizeilichen Behörden ausgestellt werden.

III. Österreichisch-ungarisches Okkupationsgebiet. Das Militärregiment umfaßt derzeit die Kreise: 1. Dombrowa, 2. Noworadomsk, 3. Piotrkow, 4. Ostusj, 5. Niechow, 6. Sędziejow, 7. Włoszczowa, 8. Pinczow, 9. Kielce, 10. Konec, 11. Opoczno, 12. Busk, 13. Bandomierz, 14. Opatow, 15. Wierzebit, 16. Radom, 17. Koziennice, 18. Janow, 19. Wilgoraj, 20. Nowo-Alexandria, 21. Lubartow, 22. Lublin, 23. Krasnostaw, 24. Zamosc.

Für die Reise in diese Gebiete ist gemäß Verordnung des Armeeoberkommandanten vom 25. August 1915, B. Bl. Nr. 35, ein Reisepaß wie für das weitere Kriegsgebiet (I) notwendig. Ueberdies muß im Paße außer dem Zweck, auch das Ziel der Reise (wenigstens durch Bezeichnung der wichtigsten Aufenthaltsstellen) angegeben und die Klausel beigefügt sein, daß der Paß zur Reise in das österreichisch-ungarische Okkupationsgebiet gültig ist. Der Reisepaß bedarf ferner der Vidierung durch eine militärische Stelle, und zwar entweder durch das l. u. k. Kriegsministerium oder das Armeeoberkommando (Stappenoberkommando) oder eine der Paßvidierungsstellen des Armeeoberkommandos in Krakau (Krasnostawkommando), Szeszafowa, Nowosadow oder Lemberg (Stadtkommando). Bei Handlungsreisenden kann das Visum durch einen Auskunftsbogen ersetzt werden, der von der Gewerbebehörde bestätigt und von der Handels- und Gewerbebehörde vidiert wird.

Für Reisen in die okkupierten russischen Gebiete außerhalb des bezeichneten Bereiches des Militärgeneralgouvernements gelten dieselben Vorschriften, und müssen überdies die Vorschriften für Reisen in das engere Kriegsgebiet (II) eingehalten werden.

20. XI. 1915

165

Beschleunigter Verkauf unbezogener Güter in den Wiener Stationen.

Wien, 20. November.

Heute wird nachstehende Mitteilung der Staatsbahnen verlautbart:

Durch säumigen Bezug der angekommenen Partiegüter sind in den Wiener Stationen der österreichischen Staatsbahnen und der Südbahngesellschaft große Platzschwierigkeiten entstanden. Um zu ihrer Behebung nach Möglichkeit beizutragen, wird, wie bereits verlautbart wurde, die obligatorische Zustreifung der Stückgüter durch die Rollfuhrunternehmungen der Eisenbahnen mit 22. o. in Wirksamkeit treten. Die Wagenladungsgüter müssen dagegen auch fernerhin von den Empfängern abgeführt werden. Es wird nun erwartet, daß die Parteien unter Bedachtnahme auf das hohe allgemeine sowie auf ihr eigenes Interesse die in den Wiener Bahnhöfen lagernden Wagenladungsgüter schleunigst abnehmen, da die Eisenbahnverwaltungen sonst zur Aufrechterhaltung des

Güterdienstes hemüßigt wären, die nicht abgenommenen Güter auch ohne Einverständnis des Verfügungsberechtigten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln von Lager zu bringen, insbesondere sie auf Grund der Bestimmungen des Eisenbahnbetriebsreglements im § 81, Absatz (4), lit. a, im Hinblick auf die Unmöglichkeit einer Einlagerung sofort zu verkaufen."

Von Wien nach Lemberg und Warschau.**Der Eisenbahnverkehr für Zivilpersonen.**

Der Zivilpersonenverkehr nach Galizien ist gegenwärtig sehr lebhaft. Wie man uns mitteilt, ist es ratsam, den Paß für Reisen in das weitere Kriegsgebiet und die Bewilligung des Armeekommandos zum Betreten des engeren Kriegsgebiets beim Lösen der Fahrkarte am Schalter vorzuzeigen. Die Benützung der Schnellzüge ist an die Lösung einer Platzkarte geknüpft, die man sich am besten bereits im Laufe des Tages bei der Nordbahn sichert, da man sonst Gefahr läuft, beim Lösen der Karten vor Abgang des Zuges wegen Platzmangels abgewiesen zu werden. Bezüglich der Mitnahme von Reisegepäck werden die einschränkenden Bestimmungen überaus streng gehandhabt. Dem Reisenden ist es nur gestattet, Reisegepäck mitzuführen, das ausschließlich für den unbedingt notwendigen persönlichen Gebrauch bestimmt ist. Die Mitnahme von Marktgütern als Reisegepäck ist strenge untersagt. Handgepäck darf in die Coupés nur in dem Ausmaß mitgenommen werden, als Raum zur Unterbringung oberhalb des eigenen Sitzplatzes vorhanden ist.

Es gibt bereits zwei rasche direkte Verbindungen über Krakau und Lemberg nach Czernowitz. Der Schnellzug verläßt Wien um 10 Uhr 47 Minuten nachts, trifft am nächsten Tage um 6 Uhr 40 Minuten abends in Lemberg und um 1 Uhr 46 Minuten früh in Czernowitz ein. Die direkte Fahrtdauer beträgt sonach bis Lemberg ungefähr 20 Stunden und bis Czernowitz etwa 27 Stunden. Außerdem geht ein Zug aus Wien um 3 Uhr morgens direkt bis Lemberg (Ankunft am zweiten Tage um 6 Uhr morgens) und hat dort Anschluß nach Czernowitz. Ferner gibt es einen Personenzug mit Schlafwagen, der um 9 Uhr abends vom Nordbahnhof abgeht, um 10 Uhr 19 Minuten vormittags in Krakau ist

und 7 Uhr 28 Minuten abends in Lemberg eintrifft. Weniger günstig ist der Personenzug, der in Wien um 7 Uhr 20 Minuten früh abgeht, um 8 Uhr 58 Minuten abends in Krakau ist und am zweiten Abend um 6 Uhr 8 Minuten Lemberg erreicht. Es gibt täglich drei Personenzüge und einen Schnellzug nach Galizien.

Der abends von hier nach Lemberg, beziehungsweise Czernowitz gehende Schnellzug führt nur Wagen der ersten und zweiten Klasse. Seit einigen Tagen sind wieder gepolsterte Baggonns im Gebrauch, und zwar nicht nur auf den Linien der Nordbahn, sondern auch auf den Linien der Hoeresverwaltung.

Der Hauptverkehr nach russisch-Polen geht über Szczakowa, und zwar bis dahin mit der Nordbahn, von dort mit der Militärbahn nach Kielce, Zwangorod, Lublin, Cholm und Kowel. Die Fahrtdauer von Wien bis Zwangorod beträgt 25 Stunden.

Nach Warschau gelangt man derzeit am besten über Berlin. Man fährt um 8 Uhr 50 Minuten früh vom Nordwestbahnhof ab, ist um 10 Uhr 21 Minuten abends in Berlin, hat dort gerade eine Stunde Zeit für das Abendbrot, und steigt um 11 Uhr 21 Minuten am Bahnhof Friedrichstraße ein, um am nächsten Vormittag um 11 Uhr 42 Minuten in Warschau einzutreffen. Die direkte Strecke Wien—Warschau wäre allerdings um die Hälfte kürzer — sie ist in normalen Zeiten mit dem Schnellzug in zwölf Stunden zu durchfahren —, aber unsere Bahnorganisation in den besetzten russisch-polnischen Gebieten ist derzeit noch nicht so weit vorgeschritten, daß ein direkter Verkehr zwischen Wien und Warschau ohne Zeitverlust möglich wäre. Die direkte Linie führt nämlich von Wien über Prerau, Oderberg, Daubitz, Kattowitz, Gzenstochau, Petrikau und Skierniewice nach Warschau. Auf dieser Strecke verkehren derzeit noch keine Schnellzüge. Für die Reisenden auf dieser Bahn besteht auch die Gefahr, ein paar-mal auf Zwischenstationen stundenlang aufgehalten zu werden. Für die Fahrt auf der direkten Strecke Wien—Warschau müssen daher mindestens 36 Stunden Fahrzeit gerechnet werden. Da über Berlin das Fahrziel um etwa zwölf Stunden früher erreicht werden kann, ist es selbstverständlich, daß der Reisewege nach Warschau vorläufig noch über Berlin geht.

Mißstände im Ostbahnhof.

Aus dem Publikum kommen uns in letzter Zeit wiederholt Beschwerden über lästige Mißstände in Bahnhöfen, besonders im Ostbahnhof, zu. In einer dieser Zuschriften heißt es: „An jedem Samstag vor der Abfahrt des um halb 8 Uhr abends abgehenden Zuges nach Brünn herrscht vor den zwei Kassen des Ostbahnhofes ein menschenunwürdiges Gedränge. Aus diesem Ringen um die Fahrkarten gehen die Stärkeren als Sieger hervor, während häufig viele Frauen, die zur Seite gestoßen werden, ratlos und weinend zurückbleiben müssen, da sie keine Karten mehr erhalten können. Es ist ja bekannt, daß die Kartenausgabe ungeachtet des viel größeren Andranges von Militär- und Zivilreisenden dem verminderten Zugverkehr entsprechend beschränkt wurde, und daß ein Drittel der Beamtenschaft entweder einberufen wurde oder in Russisch-Polen in Dienstverwendung steht; nichtsdestoweniger darf einer schwachen Frau, die vielleicht zu ihrem sterbenden Mann fahren will, nicht darum die Möglichkeit genommen werden, eine Fahrkarte zu erlangen, weil sie nicht die Kraft besitzt, sich zwischen stoßenden Fäusten und Ellenbogen vor den Kassen durch die Menge durchzukämpfen. Bei den Kassen sollten verständige Wachposten aufgestellt werden; sie hätten dafür zu sorgen, daß die Reisenden in der Ordnung, wie sie sich hintereinander anstellen, ruhig und ohne Kampf zur Kasse gelangen, und die Reisenden aufmerksam zu machen, daß sie vorher das Fahrgehalt nach dem platzierten Tarif gezahlt bereithalten, um jeden Aufenthalt zu vermeiden.“

* (Erleichterung im Verkehr Niederösterreich—Steiermark.)
Zur Erleichterung des Verkehrs zwischen Niederösterreich und den schon im weiteren Kriegsgebiete gelegenen angrenzenden Bezirken Steiermarks (Bezirkshauptmannschaften Liezen, Bruck an der Mur, Mürzzuschlag, Weiz und Hartberg), insbesondere dem steiermärkischen Teil des Semmering und den vielbesuchten Wallfahrtsort Mariazell, hat die k. k. niederösterreichische Statthalterei durch eine im Landesgesetz- und Verordnungsblatt verlaubliche Kundmachung vom 18. November 1915 nachstehendes angeordnet: Für den lokalen Grenzverkehr mit Steiermark genügt nunmehr als Reiseurkunde eine örtliche Grenzübertrittsbewilligung, mit deren Ausstellung für die in Wien dauernd oder vorübergehend sich aufhaltenden unbedenklichen Personen die Bezirks-Polizeikommissariate des Wohnortes des Bewerbers betraut wurden. Für die in Niederösterreich außerhalb Wiens sich aufhaltenden Personen werden die örtlichen Grenzübertrittsbewilligungen von der Bezirkshauptmannschaft des Aufenthaltsortes, des Bewerbers in Wiener-Neustadt und Waidhofen an der Ybbs vom Bürgermeister ausgestellt. In den politischen Bezirken Amstetten, Scheibbs, Lilienfeld, Wiener-Neustadt und Neunkirchen sind auch die Bürgermeister (Gemeindevorsteher) zur Ausstellung der örtlichen Grenzübertrittsbewilligungen berechtigt. Die Beibringung einer Photographie ist nicht erforderlich. Die als Begleitung mitreisenden Angehörigen der engeren Familie (Gattin, Kinder) bedürfen keiner eigenen Bewilligung, sondern es sind lediglich deren Namen und Alter auf der Rückseite der Grenzübertrittsbewilligung ersichtlich zu machen. Die Gültigkeitsdauer der Grenzübertrittsbewilligung beträgt höchstens drei Monate; wenn jedoch kein Mißbrauch und auch sonst gegen die Person des Inhabers nichts Nachteiliges vorgekommen ist, kann nach Ablauf der bestimmten Gültigkeitsdauer eine neue Bewilligung ausgestellt werden. Die erwähnten örtlichen Grenzübertrittsbewilligungen, welche für Personen jeden Alters und Geschlechtes zur Ueberschreitung der niederösterreichisch-steiermärkischen Landesgrenze bestimmt sind, dürfen nicht verwechselt werden mit den wesentlich verschiedenen bisherigen „Grenzübertrittsbewilligungen“. Dieser Bewilligungen bedürfen nach wie vor zur Reise ins Ausland neben dem Reisepaß Personen männlichen Geschlechtes im wehrpflichtigen Alter.

**Freigabe des Güter- und Depeschenverkehrs
über Malta nach Griechenland.**

A. Athen, 24. November. Amtlich wird verlautbart:

Die englische Regierung hat die Abfahrt der griechischen mit Getreide und anderen Waren beladenen Dampfer, die in Malta zurückgehalten worden waren, gestattet. Auch die Beförderung von Depeschen über Malta wurde zugelassen.

Husflug nach Wien.

Don

Stefan Gröbmann.

Wien, 21. Juni.

Noch war, als ich ankam, Lemberg nicht gefallen. Aber Wien ist in Deutschland geliebt, so fährt man schon irgendwie affi- maßfiet in die österreichische Hauptstadt. In Berlin verliert man leicht einige psychologische Feinheiten und Reizbarkeiten, man verliert die interessante Selbstironie, man wird weniger sensibel, aber man sagt deutlicher zu sich selber ja und bewahrt sich kräftig in der Zufriedenheit der Selbstbejahung. Da war's nun eine besondere Freude, in Wien zu gewahren, daß auch die Wiener mancherlei psychologische Nuancen aufgegeben haben und einfacher, geradliniger, gelund-unkompliziert Donau. Wie war Wien zuverlässiger, fester, begeisteter als in den letzten Wochen! Natürlich, wird man meinen, die Siege in Galizien? Auch das kräftigt, aber der eigentliche Gemütsaufschwung kam mit der italienischen Kriegserklärung. Ich sprach alte Herren, Professoren an der Universität — sie haben sich zum Krieg in Tirol gemeldet, ich sprach Frauen, die durchaus nicht den germanischen Kriegertumthypus darstellen, keine Wälfüren, sondern zarte Schwefelher der Katharine Frölich und Christine Beyring, sie lassen ihre achtzehnjährigen Brüder mit Stolz und Vergnügen ausziehen — gegen die „Kagelmacher“. Während ich in Wien war, wurden gerade die künftigen Männer auf der Höhe des Lebens, Friedensmenschen, die sich nicht ganz leicht plüßlich auf den Krieg einstellen können. Die italienische Kriegserklärung hat dafür gesorgt, daß diese innere Wandlung leichter vor sich gehe. In einem Pavle in Döbling sah ich eine Frau, die von Sohn und Gatten zu gleicher Zeit Abschied nahm; beide rückten ein, und die Frau war nicht weinerlich, nicht pathetisch, nicht wügelnd und nicht bedrückend traurig. Die Frau war ruhig und hilfsreich, vertrauensvoll und unnerös, beherzt und gütig — eine einfache deutsche Frau. Niemals hat Wien so deutlich das Wesen einer deutschen Stadt gezeigt wie in diesen Tagen! Es war der Atmosphäre der Wälfüren, der Selbstbejahung, der unüberlegten Selbstbehauptung entrückt, war stark, einfach, selbstvertrauensvoll geworden. Das haben die Italiener aus den Wienern herorgezaubert! Im ersten Kriegsmonat! Freilich, der Wiener kennt schon Frieden in Tirol, um den Kampf geht. Cortina d'Ampezzo, Sondrio, Misurina, Fassatal — dieses

durch eine Kommission besucht wurden, der ein amerikanischer Ausschuss vorstand, und daß umgekehrt die in Desterreich gefangenen Serben von ihnen nahestehenden Nationen assistiert wurden. Auch in Serbien scheint die Behandlung der österreichischen Soldaten und Offiziere menschlicher geworden zu sein. In einer befreundeten Familie wurde mir z. B. die vor ein paar Tagen eingelagerte, in sich aufgenommene Photographie eines gefangenen österreichischen Leutnants gezeigt. Noch vor einem Vierteljahr hat es da drüben gerade photographierfähigem Zustand erhalten wurden. Die ferbliche Wunde, noch nicht vernarbt, verstreift sich, brennt im Angeblid viel weniger.

In den Lippen der Bulgaren und Rumänen hängt heute das Ballantercase. Ein Bulgare von Bildung und Charakter muß hier allnachtsmäßig versichern, daß sich in Sofia nicht das Geringste geändert hat, daß das Auge der Bulgaren heute wie gestern auf Magadonien gerichtet ist und daß man in Sofia nur hofft, ein in Duroppo angeführtes Serbien werde Masadonien leichter verschmerzen. Wir sind wohl Slawen, sagte mit der intellektuelle Bulgare der Wiener Kolonie, „deshalb wünschen wir Ausgleichs gründliche Niederlage! Aufstand wird nur geland, wenn es besetzt wird! Aufstand braucht immer erst Niederlagen, um aufzusteigen zu können!“

Die Rumänen sind weniger rebellisch. Aber auch sie klopfen dem Berliner Gast wohlwollend-berühmend auf die Schulter, und nur im Fortgehen brummen sie jovial: „Fikäl... Fikäl...“ Er sollte sich den ungarischen Rumänen ein freundliches Gesicht zeigen. Eine kleine, aber notwendige und gesunde Bille für unsere Brüder in Ungarn! Bestellen Sie das auch in Berlin. Es ist so wenig und wäre so viel.“ Ein Händehand beim Fortgehen und wieder ein beruhigendes Aufdrückelklopfen: „Ihr werdet mit uns nicht unzufrieden sein.“ Es weihen linde Klisse im Balkansee...

Auch in Wien ist das Ketschbrötchen in den letzten Wochen etwas besser geworden. Die Wiener sprechen von ihrer Kaiserjemeine freilich noch mit Wehmut, aber die Wienerinnen haben es gelernt, mit dem Weismehl richtig zu verfahren. Es gibt schon ganz delikate Wiener Speisen, die mit Weismehl zubereitet sind... Was den Wiener verdroß, das war die Ungleichartigkeit der Behandlung der Sclavensänger. In Preßburg, das man von Wien mit einer eitel-trischen Schnellbahn in einethalb Stunden erreichen kann, das allerwichtigste Weizenbrötchen, in Wien das dunkelgelbe Weizenbrötchen, die neue Erntezeit winkt, und die Hoffnung auf die Ketschjemeine beseligt die Gemüter! Auch die organisierten Fortjemen für

schöne Soße sind halb und halb getroffen. Hüben wie drüben werden staatliche Weizenzentralen geschaffen. Der Desterreicher, der in Ungarn kaufen will, wird nicht von Romulus zu Plutarch kaufen müssen, sondern nur von einer Zentralstelle in Budapest befragen. Das österreichische Konium aber wird von der Staatlichen Kriegsgüter-Verkehrsstelle — selbst der Krieg kann den Desterreicher nicht von der Fortliebe für neu- oder schrittweise Inflationen befreien — geregelt werden. Man hat aus organisierten katorischen Feßlern gelernt, die Desterreicher werden in einigen Wochen besseres Brot essen als heute, und man wird in allen Ecken dieses Landes so ziemlich daselbe Brot essen. Es war gerade diesseits der Leitha so ziemlich daselbe Brot leicht, sich in die bew. verübten Gaumen des Wieners nicht ganz leicht, sich in die kulinarischen Kriegsnöthigkeiten hineinzufinden. Besonders die zwei fleischlosen Tage in der Woche bedeuteten dem in Fleischluft schmelzenden Wiener köstliche Entfugung. Wie erstaunt war ich, als ich am vergangenen Freitag in einem ersten Restaurant ein „Kochschmigel“ bestellte, worunter ich ein Schmigel mit Kohl verstand oder ein in Kochschmigel gebratenes Schmigel. Statt dessen bekam ich eine ausgezeichnete vegetarische Speise, Kohlblätter, die wie ein Wiener Schmigel in Semmelbröseln gebacken waren. Die Wiener haben sich auch in diese Entfugungen mit gutem Humor gefunden, auch die Profektort, denen ja das Schwerste zugemutet wurde: wenig Fleisch und Maisbrötchen. Es gibt ein altes Wiener Volkslied, das in diesen Tagen hervorgeholt wurde und das die Wiener, mit ihrer Fröhlichkeit, über den eigenen Humour zu lachen, jetzt wieder summen:

„Der Mensch, der Mensch, der Mensch ist kein Krawat (Kraut), Er lebt ja nicht allein nur von Salat, Salat!“

Nun, auch die Salatefferei, gewiß nicht ungehört, wird mit der neuen Ernte angenehmer gemacht werden. Man wird wieder gutes Kornbrötchen in Wien essen, und vielleicht hängt sogar auf dem Himmel der nächsten Zukunft allmorgendlich ein goldbraunes, mildes, köstliches Wiener Ketsch.

Die Hauptallee.

Was sie vom Kriege erzählt.

Man darf nicht glauben, daß die Hauptallee nicht sprechen, nicht erzählen kann. Ich kenne sie seit Jahren und kann nur sagen, daß sie überaus mitteilbar ist, nicht nur im Plaudern, im Rauschen ihrer Bäume, im Knarren ihres Sandes, nein, auch in ihrem Schweigen. Mir hat die Hauptallee während dieses letzten Jahres so ziemlich alle Kriegsergebnisse erzählt, wenigstens die wichtigsten. Allerdings habe ich gut aufgepaßt, vom Beginn des Krieges an. Da eines Morgens lag der Spiegel dieser grün gesäumten Straße glatt da, so daß ich vom Südtor des Englischen Gartens bis weit über den Konstantinhügel blicken und jedes Steinchen, auf das ein Sonnenstrahl fiel, an der Bruchfläche blicken sehen konnte. Denn kein Fahrzeug, viel weniger eine Wagenburg störte meinen Ausblick. So die Fahrstraße. Der Reitallee aber — so schien es — war plötzlich die gewohnte muntere Rede ganz verschlagen. Während sonst immer so interessante, so hübsche, so kultivierte Menschen dort auf und ab geeilt waren, Paare und Gruppen, zu denen ich mir immer meinen eigenen Roman gemacht hatte, störte auf einmal kein Fuß die gemessenen Linien ihres weichen Bodens. Sollte ich nun meine Romane schließen — ohne Schluß? Das hätte mir leid getan, denn sie beschäftigten mich so angenehm.

Ja wohl, die Hauptallee ist gar gesprächig. Aber dennoch vornehm. Ich glaube, sie ist die vornehmste Bekanntheit, die jeder Wiener hat, und die berühmteste, die in der Welt ihresgleichen nicht findet. Was hat dieser Rücken der Hauptallee im Laufe der Jahrzehnte nicht alles über sich ergehen lassen! Vor hundert Jahren trug er Europa hudepaß. Damals rollten die Equipagen der europäischen Souveräne und Diplomaten über diesen Sattel. In amüsanter Schrift gruben die Räder die Geschichte des Wiener Kongresses in den Sand der Hauptallee, mit historischen Radspuren, die Staatskarosse Metternichs oben an. Etliche Jahrzehnte später — um von unserer Zeit zu sprechen — führte seine Schwiegertochter, Fürstin Pauline von Metternich-Sandor, in einem hinreißenden Siegeszug, Blumenkorso genannt, Wiens Gesellschaft über dieselbe Zeile. Inzwischen hatte sich dieses Österreich, hat sich dieses Wien erneuert, und wie oft, und wie gründlich! Nur die Praterallee war die alte geblieben. Mit all ihrer geschlossenen Vornehmheit, die so gerne zum Volke herablächelt, die die Menge so gerne an sich herankommen, an sich herandrängen sieht, daß sich die Leute fast erdrücken — die aber doch im stillen sich freut, daß der hohe Damm eine Ueberflutung, eine Besitzergreifung durch das Volk verhindert. Man überlebt den Vormärz, aber vergißt ihn nicht.

Doch kehren wir aus der alten Zeit in unsere Tage zurück, und fragen wir, was die Hauptallee von ihnen erzählt, des Morgens, wenn sie am mitteilbarsten ist, weil überall Ruhe herrscht. Die älteren Damen und Herren, die sonst immer, lieber im geschlossenen als im offenen Wagen die langsam-gemächliche Morgenfahrt genossen, waren also ausgeblieben. Warum? „Sie sagen sich (flüsternd mir die Bäume zu), unsere Söhne, unsere Neffen stehen im Feld. Wer weiß, in welchem Stall die armen Duden heute geschlafen haben! Und da sollen wir uns in unserm Coupé zurücklehnen und uns gütlich tun? Es wird nicht mehr ausgefahren! . . .“ Schließlich aber spielten derartige moralische Gewissenskrüppel für das Unterbleiben der Morgenfahrten keine Rolle mehr. Denn sie wurden aus anderen Gründen unmöglich: Entweder war der Kutscher gemustert und tauglich befunden worden oder geschah dies mit den Pferden oder mit beiden, mit Kutscher und Kössern.

Ähnlich spielten sich die Dinge in der Reitallee ab. Nur ein bißchen rascher. Herr, Knecht und Pferd — sie verschwanden alle auf einmal — alles einberufen. Eines Tags sah ich nur mehr junge Damen oder alte Herren ausreiten. Und wenn sie einander im entgegengesetzten Ritt irgend eine Frage zuwarfen, so lautete die nach rückwärts geworfene Antwort entweder: „In Russisch-Polen!“ oder „An der serbischen Grenze!“ oder ähnlich. Das Uebrige war leicht dazuzudenken.

Inzwischen vereinsamte die Reithalle (auch „Schwitzstall“ genannt), die dem reitenden Publikum am Eingange der Allee nächst dem Prater-Inspektionsgebäude vom Hofärar zur Verfügung gestellt wurde, ganz und gar. Hier fanden sich sonst immer die Stallknechte der einzelnen Lattersalzs mit den Pferden ein, um die Herrschaft zu erwarten. Die Treppe, die sonst Damen diente, das Pferd zu besteigen, glänzt blank; sie hat wohl seit Monaten die Last eines Damenschuhes nicht verspürt.

Im ganzen genommen: Die Hauptallee hat im Kriege so recht erst ihren Frieden. Sie, die sonst den anderen zur Erholung gebietet hat, erholt sich jetzt selbst. Ihr Rücken dampft aus. Denn die Kriegslast, die ihm diese Monate auferlegt haben, ist gering und leicht: Ein paar Krankenautos im Tag, ein paar Fiaker oder Elektromobile, in denen Verzte zur Rotunde fahren; in deren Schoß hat nämlich die Militär-Sanitätsverwaltung ein Rekonvaleszentenheim wunderbar gebettet. Was bedeuten solch kleine Wagenbesuche, die unsere Hauptalleen mit aller Liebe empfängt, gegenüber dem Wirbel, den ihr die vergnügliche Flut eines einzigen Renntages bereitet?

Gibt die Fahrbahn der Hauptallee solcherart ein kleines Spiegelbild des Wirkens der Caritas im Kriege, so zeigt uns die Reitallee schon allerlei liebenswürdige Typen aus der Reihe der künftigen Kombattanten: Einjährige — junge, feine Bürschchen mit Knabenrot an den Wangen und Männer älteren Jahrganges, die sich nie so glatt rasieren können, daß man nicht graue Stoppeln zu entdecken vermeint — aber die stattlichen Herren tragen den gelben Einjährigenstreifen, dessen Zauberkrast auch die Fünfzigjährigen jung machen wird. Sie reiten sich ein für den be-

deutungsvollsten Ritt ihres Lebens. Sie werden gewiß brave Soldaten sein.

Und die Gehalleen zu beiden Seiten des Straßensattels? Nur an schönen Sonntagen bieten sie das gewohnte Bild heiterer Fülle und lebensfreudiger Farbenbuntheit. Sonst ist, namentlich in den Morgen- und Vormittagsstunden, auch über sie die Kriegsruhe gekommen.

Es ist keine Kunst: Aber ich habe im Laufe der Kriegesstille der Hauptalleen deren Leute so gut kennen gelernt, daß ich, auf einem Seitenweg sitzend, ohne aufzuschau'n weiß, welche Gruppe sich nähert.

Handelt es sich um militärische Passanten, so weiß ich natürlich jetzt sogar schon — ohne hinzusehen — nach dem bloßen Klang der Schritte zu beurteilen, ob es Züge wirklicher Rekruten oder alter Landstürmer und in welchem Stadium der Abrihtung sie sind. Es ist merkwürdig: Das Schrittgeräusch hat seine Eigentümlichkeit wie die Handschrift. Graphologen (aber auch vernünftige Menschen) lesen aus ihr die tiefsten Charaktereigenschaften heraus. Ich gehe auf den Schritt mehr. Ich habe beobachtet, daß das Tonbild des Schrittes auch in der Masse jene Eigenheit nicht verliert, aus der man physiologische oder psychische Schlüsse ziehen kann — je nachdem er fest oder unsicher, scharf oder verwischt, präzise oder schleppend klingt. Das heißt dann immer: einerezitiert oder ungeschult, jung, oder alt, frisch oder müde. Der Zug hört sich dem lauschenden Beobachter anders an, wenn er zur Uebung marschirt und wenn er nach Stunden von ihr zurückkommt. Abgesehen davon, daß die Rekruten, die Jünglinge oder Familienväter, bei der Rückkehr gewöhnlich singen, beim Ausmarsch aber nicht. Es packt mich immer, wenn ich die härtigen Leute die rührend einfache Kinderweise singen höre:

In der Heimat, in der Heimat
Da gibts ein Wiederseh'n!

Die Kinder singen sie nach. Aber da packt mich die Melodie lange nicht so, obgleich es doch nichts Stärkeres gibt als Knabenstimmen in ihrer edlen Herbeheit. . . . Züge maroder Soldaten singen natürlich nie, Tempo unerkennbar. Der Spitalschritt schleppt und stotzt.

Aber das interessanteste und der Wahrheit getreueste Bild des Krieges hat vom Anfange an der große Biagutt der Verbindungsbahn am Eingange der Hauptallee gegeben. Ich habe nie hinaufgeschaut. Ich habe nur gehorcht: Eine stark puffende Lokomotive, patriotische Jubellieder der Soldaten: das war die Abfahrt der Truppen — zuerst nach dem Süden, dann nach dem Norden, dann nur nach dem Norden, und jetzt wieder bald nach dem Süden, bald nach „hinauf“. Dann durchfahrende Truppen, die den Ernst des Krieges schon kennen gelernt haben. Sie singen wohl auch, aber die Stimmen schmettern nicht mehr. Es schwingt etwas Schmerzliches im Ton. Dann kamen Züge mit Lokomotiven, die langsam einfuhren: die ersten Verwundeten, sitzende und liegende. Dann aber kam einmal ein Zug, der ganz geheimnisvoll einfuhr, und auch nicht den kleinsten Laut von sich gab: der Schlafwagentrain des Erzherzogs Franz Salvator. Das waren die ersten Schwerverwundeten. . . .

Doch, um zum Alleparterre zurückzukehren. Seit den letzten Wochen belebt sich die Reitallee aus den Kreisen des Zivils. Namentlich ein paar elegante Reiterinnen kamen. Offenbar stammen sie aus Galizien. Denn sie sprachen polnisch. Eines Tages begegneten sich zwei dieser Damen zu Pferde in der Reitallee. Als sie sich erblickten, riefen sie irgend etwas laut hinaus, blieben stehen, umarmten und küßten einander und weinten. Es war an einem Mittwochmorgen. Was es war? Die Wiedereroberung Lembergs! Die Zeit stimmt. Es war am Morgen des 23. Juni. Und dann kam ein Wiener Herr dazu, der deutsch zwei Fragen stellte: „Wann lehren Gnäbige zurück?“ und: „Werden Sie mich aus diesem freudigen Anlaß ebenfalls küssen?“

Was ich beweisen wollte: In der Hauptallee erfährt man alle Kriegsergebnisse, wenigstens die wichtigsten.

J. St.

**Abonnementspreise des
Blattes:**

Mit täglicher Postzusendung

Für das Inland:

monatlich	fl. 2.60
vierteljährig	fl. 7.80
halbjährig	fl. 15.60
ganzjährig	fl. 31.20

Für das Ausland:

vierteljährig	fl. 12.—
-------------------------	----------

Mit der dazugehörigen

„Illustrierten Sonntags-Beilage“

monatlich	20 Heller mehr
vierteljährig	40 Heller mehr

44. Jahrgang.

den abgewiesen. Ueber 5000 Gefangene fielen in deutsche Hand. Unsere Truppen sind dem geschlagenen Feind auf den Fersen: Kavallerie erreichte bereits die Bahn Radom-Zwangozd.

Zwischen oberer Weichsel und dem Bug folgen wir dem zurückweichenden Feinde.

Oberste Heeresleitung.

Wiener Brief.

—, 19. Juli 1915.

Das ist ein ganz eigentümlicher Sommer heuer, dieser Krieg hat alles umgestaltet und so manche Verhältnisse auf den Kopf gestellt. Was waren das sonst für Hundstagszeiten von Mitte Juli ab. Schon im Mai zog man in die nahen Sommerfrischen, im Juni war Wien halbleer und alle Welt fieberte dem Schulschluss entgegen, denn dann gingen auch die Lektoren auf und davon. Es war immer eine Auswanderung mit Kind und Kegel. Die Theater aber schlossen zum Teil schon mit dem 1. Mai, denn das schöne Frühlingswetter, der nahe Wiener Wald und all die frühsummerlichen Abschiedsfeste der eleganten Wiener Gesellschaft zogen das beste Publikum an sich und die Schauspielhäuser standen leer. Nur Gäste konnten noch eine Anziehungskraft ausüben. Und auch da mußten ganze Ensembles kommen, sie mußten neue Stücke, fremde Kulturen bringen, dann allenfalls fanden sie Publikum.

Heuer ist das alles ganz anders gewesen. Die Stadt blieb voll, voller als je, Urlaube gibt es keine, denn es fehlt in allen Ämtern und Kontors an Männern und die Chefs müssen selber zugreifen. Die Frauen und Kinder allein wollen nicht fortgehen, nur in Ausnahmefällen geschieht es, daß man sie für ein paar Tage wegschickt. Die Frauen und Kinder derer aber, die im Felde stehen, haben auch wenig Anregung, wenig Lust dazu, Wien zu verlassen. Sie bilden sich ein, hier den Ereignissen näher zu sein als in irgend einem geliebten Sommerneft. Sie warten täglich auf Nachrichten, die sie vielleicht wo anders allzu spät erreichen würden. Und die vielen, vielen Fremden aus den Kriegsgebieten! Von 300.000 Galizianern sind heute vielleicht fünfzigtausend fort, nicht mehr. Hauptsächlich die Männer, die einmal eine Inspektionsreise nach der Heimat unternommen haben. Frauen und Kinder sind hier geblieben, haben sich längst hier eingerichtet und die Entscheidung darüber, ob sie am Ende dauernd hier bleiben oder später doch wieder heimkehren, ist noch nicht gefallen. Das hängt ab von der Probefahrt der Männer, die sich den verwüsteten Boden darauf hin ansehen, ob dort künftig etwas zu machen sein wird. Haben doch die Meisten schon hier irgend einen Handel begonnen. Es ist freilich anzunehmen, daß in einem Lande, das sozusagen wieder neu aufzubauen sein wird, die Konjunktur jetzt eine bessere sein dürfte als sie vorher gewesen. Und darauf gründet sich unsere Hoffnung auf die Rückwanderung der überwiegenden Mehrheit all dieser Kriegsgäste.

Diese vielfältigen Umstände haben das sommerliche Antlitz von Wien total verändert. Alle Gassen, alle Kaffeehäuser und Gasthäuser sind voll, die Theater haben ihre Spielzeit weiter als je ausgedehnt, einige wollen überhaupt nicht schließen, denn so viel Publikum, als sie brauchen, um zu leben, findet sich immer wieder und es wird keine tote Saison geben in diesem zweiten Kriegssommer. Das Bild war im vorigen Jahr viel we-

1. Juni 1915

Ihrer Stützerl geht zur Musterung.

Herr Stützerl geht zur Musterung.

Wiener Skizze von M. Köd.

Herr Josef Stützerl, der Hausherr von Nr. 15, den jedes Kind vom „Grund“ kannte und den sämtliche alte Weiber der Gasse als „Klan Duam“ in der Leibhöhe gesehen hatten, war seit einigen Wochen in erhöhtem Maße der Gegenstand allgemeinen Interesses.

Herr Stützerl, geboren 1873 zu Wien, Privatier und Hausbesitzer, Bürger von Wien, Ehrenmitglied des Geselligkeitsvereines „Fidelis“, ging morgen zur Musterung.

Bisher hatte er nur wie ein ganz gewöhnlicher Mensch an den Kriegseignissen Anteil genommen. Das heißt, er hatte morgens beim Kaffee eifrig sein Leibblatt studiert und die wichtigsten Nachrichten seiner Mitschi vorgelesen. Er hatte immer mit Freuden konstatiert, wenn „wir“ gesiegt und war kleinlaut geworden, wenn vor der Ueberlegenheit des Feindes einzelne Truppenteile „zurückgenommen“ worden waren. Er hatte über das Aufhören seiner geliebten Frühstücks- und Zausenkupferln in den saftigsten Wiener Ausdrücken geschimpft und würgte nun schon wochenlang den „öllendigen Kukuruzpaken“ geduldig hinunter. Er verurteilte täglich zu Hause und beim Stammtisch sämtliche „Teuerungsmacher“ zum Galgen, zahlte aber schweigend einmal ein Kilo Kalbschnitzel um 8 K und ein andermal ein Kilo Spinat um 1 K 50 h. Erst später erfuhr er, daß dies eine „unverschämte Preistreiberi“ gewesen sei und der Fleischhauer und die Kräutlerin „eingegangen“ waren, da bei den anderen Kunden die wienerische Gemütlichkeit nicht gar so tief saß wie bei Herrn Stützerl. Er hatte bereitwillig für beide Kriegs-

1. Juli 1915

Urlaub zwischen Mauern.

Verlustlisten Nr. 222 und 223.

Auf Seite 23 veröffentlichen wir den Schluß der Verlustliste Nr. 222 und die Verlustliste Nr. 223.

Urlaub zwischen Mauern.

Stadtsummerstimungen.

Von Ludwig Dirschfeld.

Unlängst, als ich meinem Bruder ins Feld hinaus von allerlei Urlaubs- und Sommerreiseplänen sprach, antwortete er mir: „Es kommt einem hier draußen ganz sonderbar vor, von Erholung und Urlaub zu hören. Das Wort Urlaub klingt hier so unverständlich, wie eine fremdsprachige Wortabel, die man einmal gelernt und seitdem längst vergessen hat.“ Das kann man sich ja lebhaft vorstellen, daß die dort draußen solche friedliche Worte wie Urlaub, Erholung, ausspannen und zerstreuen nicht verstehen. Dort draußen, wo sie seit endlosen Monaten, von denen jeder so schwer wie ein volles Jahr wiegt, an den Kriegskarren gespannt sind, wo das Dasein ein beständiges Hin und Her ist, in dem man nie genau weiß, was morgen sein wird. Einmal nächtigt man in der guten Stube eines Pfarrhofes, am nächsten Tag in einem gottverlassenen Nest, in einer Scheune, auf einer Wiese oder im Walde, im Schützengraben, in Feindesnähe. Der höchste Genuß ist ein Bad, eine Sendung frischer Wäsche, eine gute Zigarre, ein Brief von zu Hause, es gibt keine Sonntage und Jahreszeiten, die unaufhörlichen Sorgen und Pflichten des Dienstes, die beständige Anspannung und Gefahr schmieden einen Tag an den anderen, zu einer unerbittlichen Kette, an der man zieht und zieht und nicht weiß, wann sie aufhört. . . . Da müssen einem wohl die Worte Urlaub und Erholung unverständlich werden.

Aber auch in dem bloß kriegerisch angehauchten Frieden des Hinterlandes, der großen Stadt, klingen diese Worte nicht so schön und verlockend wie sonst. Die Gefühle, die sich im Laufe des Juli immer regten, die frohe Unruhe des Reisefiebers, das Heimweh nach der Ferne, sind trumm und eingeschüchtert, und es will sich absolut nicht die richtige Urlaubsfreude einstellen. Eine kleine Zahl von Luxusmenschen geht nach der Schweiz, Leidende fahren nach den ihnen verordneten Bädern, Familien gehen den Kindern zuliebe ins Salzlammertgut oder in die Nähe Wiens aufs Land. Aber die weitaus überwiegende Mehrzahl der sonstigen Sommerfröhler und Sommerreisenden bleibt in der Stadt, durch irgendeine Pflicht festgehalten und sehr häufig auch freiwillig. Und mancher, der es sich schon seit Jahren vorgenommen hat, einmal den Urlaub und den ganzen Sommer in Wien zu verbringen und diese Absicht zum Schlusse immer als unmöglich und unerträglich ausgab, kann sich heuer davon überzeugen, daß dies, wie so vieles andere, auch zu ertragen ist.

Bisher war es wirklich erträglich. Hitze und Regen, Gewitterschwüle und Westwind haben einander in gutem Einverständnis meistens mit angenehmer Regelmäßigkeit abgelöst, und so fehlen eigentlich die typischen Merkmale des Stadtsommers, der heiß atmenden und verschmachtenden glühenden Stadt. Es fehlt auch die übliche Ausgestorbenheit, das immer militärisch belebte Bild der Straße ist unverändert intensiv, die sommerliche Pflicht, auf dem Corso durch seine Abwesenheit aufzufallen, ist bis auf weiteres aufgehoben, und man kann ruhig über den Graben gehen, ohne seinen Kredit zu schädigen, vorausgesetzt, daß man überhaupt einen hat. Wer nur über ein paar Tage Urlaub verfügt, und sich nicht mit einer jetzt etwas unständlichen Reise scapazieren will, den kann mit diesem Urlaub nicht viel mehr anfangen, als daß er ihn in den Wiener Straßen verbringt, zwischen denselben Häusern und Mauern, zwischen denen man sonst allerlei mehr oder minder wichtigen Zwecken und Sorgen nachjagt. Es ist doch etwas ganz anderes, wenn man als Unbeteiligter gemächlich durch die Gasse wandelt und das alles sieht, was man sonst längst nicht mehr bemerkt: die frisch Eingekückten und die frisch von der Front Zurückgekehrten, die Rekonvaleszenten, die rosig jugendlichen und die grauhaarig würdigen Einjährig-Freiwilligen. Das sommerliche Modebild zeigt heuer keine besonderen Ueberraschungen und Diffsanbarungen; die Frauen schwärmen noch immer für weitestgehende Halsfreiheit, für Stückerlleider, die aus lauter Lustlöchern bestehen und besonders für erdbeerfarbene Kleider und Hüte, was irgendeinen geheimnisvollen Zusammenhang mit der weiblichen Vorliebe für Erdbeeren mit Schlagobers und Erdbeerbowle haben muß. Da Obers und Champagner jetzt so teuer sind, begnügen sich diese sparsamen Frauen mit einer erdbeerfarbenen Toilette, die wahrscheinlich so viel kostet wie ein Hektoliter Bowle. Eine andere Sommerneuheit von 1915 wäre noch die, daß die jungen Mädchen an heißen Tagen von dem bisher ausschließlichen männlichen Vorrecht, den Hut in der Hand zu tragen, eifrig Gebrauch machen. Das sieht zuerst etwas ungewohnt und befremdend aus, aber in einer Zeit, in der die Frauen Vormünder und Straßenbahnschaffnerinnen sind, kann man es ihnen wirklich nicht erwehren, mit dem Hute in der Hand durchs Land zu gehen.

Wenn man zum vollen Bewußtsein des Großstadtsommers kommen will, muß man sich schon an einem schwülen Spätnachmittag in die Gegend des Donaukanals bemühen. Auf den Böschungen, so weit sie noch nicht steinern reguliert, sondern mit sadenscheinigem Grün bedeckt sind, genießen Soldaten und Rekonvaleszente aus der nahen Kaserne eine bescheidene Erholung. Hier ist aber auch seit jeher die Sommerfrische der armen Leute etabliert. Hier baden sie ihre mißraten aussehenden zottigen Hunde, nehmen unentgeltliche Sonnenbäder oder sitzen mit hinaufgekrämpelten Hosen am Ufer und lassen die Füße ins Wasser hängen, mit der sorgenvollen Miene von Menschen, die sich nach langem Zögern zu einem schweren Entschluß aufgerafft haben. Aber alsbald werden sie von einem Wachmann verschreckt, es war also offenbar ein ungeheures Fußbad ohne Konzession und Befähigungsnachweis. Den Hintergrund dieses vollstümlichen Idylls bildet die

te

Mit täglicher Postzusendung

Für das Inland:

monatlich K. 2.60
vierteljährig K. 7.80
halbjährig K. 15.60
ganzjährig K. 31.20

Für das Ausland:

vierteljährig K. 12.—

Mit der dazugehörigen

„Illustrierten Sonntags-Beilage“
monatlich . . . 20 Heller mehr
vierteljährig . . 40 Heller mehr

44. Jahrgang.

Prinz Leopold von Bayern: Unter vielfachen Kämpfen mit feindlichen Nachhuten wurde die Verfolgung fortgesetzt und der Muschawaska-Abschnitt überschritten. Lukow ist besetzt.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen: Nachdem die verbündeten Truppen an mehreren Punkten in die zähe verteidigten feindlichen Stellungen eingebrochen waren, sind die Russen seit heute nächts auf der ganzen Front zwischen Bug und Pärcew im Rückzug.

Oberste Heeresleitung.

Wiener Brief.

11. August 1915.

Die trüben Hundstage sind dem Leben der Großstadt heuer sehr zustatten gekommen. Es brauchte sich niemand zu schämen, daß er hier geblieben war. An den Tagen, die dem Jubel über den Fall von Warschau und Zwangorod gewidmet waren, sahen wir erst wieder, wie voll Wien in diesem Sommer ist. Auch die seltsame Erscheinung einer ganzjährigen Theaterspielzeit, die wir seit Jahrzehnten nicht mehr erlebt haben, beleuchtet die glückliche Lage der Hauptstadt. Alle Geschäfte gehen gut und alle Welt hat Geld. Die Juweliere gestehen, daß sie ein solches Jahr überhaupt noch nicht erlebt haben. Sie können gar nicht nachkommen mit den Bestellungen. Die Soldaten und die Offiziere schicken Geld heim und die Frauen schmücken sich. Alle beurlaubten oder rekonvaleszenten Krieger, die man sieht, belagern die Schaufenster und gehen mit sich zu Räte, was sie der Liebsten schenken könnten, damit sie sich trösten. Und der Bericht des Wiener Bürgermeisters über das erste Kriegsjahr weist in verstärktem Maße dieselben Erscheinungen auf wie das Alltagsleben, das man zu beobachten in der Lage ist. Nur haben wir es da mit festen Ziffern zu tun, mit untrüglichen Daten. Die Steuereingänge sind höher und prompter als in Friedenszeiten, die Sparkassen weisen um viele Millionen mehr Einlagen aus als sonst. Die Büchelinhaber haben sich um 500.000 vermehrt in diesem Kriegsjahr! Da diese halbe Million Einleger aber nur 170 Millionen Kronen einlegte, so ist es klar, daß gerade die kleinen Sparer gewachsen sind, daß von dem vielen Gelde, das der Krieg „verschlungen“ hat, ein großer Teil ins Volk selbst gedrungen sein muß. Man hat auf diesem Wege auch festgestellt, wie tief das Vertrauen zum Staat in das Volk hinabreicht, denn es wurde bekannt, daß gerade die kleinen Sparer sich an den beiden Kriegsanleihen sehr stark beteiligten. Es sind über 70 Millionen von ihren Sparkassabüchern abgehoben worden für die letzte Kriegsanleihe.

Der Wiener Bürgermeister hat uns auch gesagt, was die in Wien zusammengeflohenen Flüchtlinge den Staat gekostet haben. Achtzehn Millionen sind für sie ausgegeben oder direkt an sie bezahlt worden. Und 36.000 von ihnen hat die Gemeinde Wien täglich gespeist. Was die Gemeinde in diesem Jahr auf sich genommen, grenzt überhaupt ans Fabelhafte. Die Barackenbauten rund um Wien allein haben viele Millionen erfordert. Höchst bemerkenswert ist die Ziffer, die der Staat an ca. 180.000 Wiener Familien von Eingekückten als Unterhaltsbeiträgen bezahlt. Nicht weniger als die Ziffer von 60 Millionen erreichte diese Leistung im ersten Jahr für Wien allein. Und das erklärt vieles. Das Geseh über die Unterstützung der Familien der Soldaten im

Bei den Kriegs-ABC-Schützen.

Wild und grausam geht der Krieg durch die Welt. Aber fern von Schützengräben und Drahtverhauen sprießen mannigfaltig die Kriegsfürsorge und privates Wohltun. Sie greifen hilfsreich ein, um jene zu schützen, die um unseres Schutzes willen als Wehrmänner in furchtloser Entschlossenheit zu den Waffen gegriffen haben und als verwundete Helden heimkehrten.

Schon oft wurde aber in Spitälern und Reservelazaretten auf die Tatsache hingewiesen, daß leider ein großer Teil der Verwundeten des Lesens und Schreibens vollkommen unkundig sei. Es wurde sogar ein Fall bekannt, daß sich in einem Lazarett ein Verwundeter befand, der nicht nur nicht lesen und schreiben kann, sondern auch keine Uhr kennt, überhaupt keinen Begriff von der Zeitrechnung hat und auch Münzen nicht genau zu unterscheiden vermag. Da fiel nun die Anregung, solchen Kriegern in der Zeit ihrer Rekonvaleszenz Unterricht im Lesen und Schreiben zu bieten. Dadurch werde nicht nur ein Kulturwert vollbracht, sondern vielen dieser Armen auch in spezieller Hinsicht eine große Wohlthat erwiesen. Man führte mit Recht ins Treffen, daß ein Krieger, der im Feld gewiß einen vollwertigen Kämpfer abgab, durch eine Verwundung daran gehindert sein kann, den alten Beruf, das frühere Handwerk auszuüben oder vielleicht irgend eine schwere Arbeit zu verrichten. Durch den Mangel an Bildung sei er aber außerstande, leichtere Obliegenheiten, wie z. B. die eines Dieners, zu erfüllen. Es müsse sich daher jemand der Mühe unterziehen, diese Analphabeten mit den Grundlagen jeder weiteren Bildung vertraut zu machen.

Der Gedanke wurde alsbald aufgegriffen und in die Tat umgesetzt.

Einer unserer Mitarbeiter nahm Gelegenheit, der Unterrichtsstunde solcher Kriegsanalphabeten im Reservespital der Technischen Hochschule, dem Medizinalrat Dr. Friß Culer als Chefarzt vorsteht, beizuwohnen.

Sauber geputzte Stiegen führen in das zweite Stockwerk des mächtigen Baues. Hier hat sich eine derartige „Schule“ etabliert. In diesem Falle deckt die Bezeichnung den räumlichen Begriff: Schule zwar nicht. Diese Lehrstätte ist primitiv angelegt. Der oberste Grundriß heißt eben: billig. Aber auch die Raumverhältnisse nötigen zu außergewöhnlichen Einschränkungen. Das tut der Sache jedoch keinen Eintrag. Hier wird der Zweck auch ohne die Mittel erreicht. Um einen im weitausladenden Korridor an der Sonnenseite aufgestellten Tisch sitzen die Schüler. Alle im bunten Rock. Einer trägt die linke Hand noch gewindekt. Das Lernbedürfnis des Mannes ist eben größer als der Wundenschmerz. Sie und da huschen Damen vom Roten Kreuz durch den Gang. Sonst ist's still umher. Wenn aber auch zuweilen Lärm aufkreischt, zwingt er der Lernrunde keine Störung auf. Sie überhört ihn einfach.

Im ersten Moment hat man vielleicht die Annahme bereitet, der ganze Unterricht hier sei möglicherweise eine erzwungene Sache. Sollte man die Leute nicht lieber ausruhen lassen? Sie kommen doch aus der Schlacht, werden wieder ins Feld abrücken müssen. Vielleicht schämt sich der Eine oder der Andere sogar, daß er heute, als Erwachsener, erst den Lerngang des unverfälschten ABC-Schützen in der Kniehose nachholen soll. . . . Aber das sind ganz falsche Voraussetzungen. Ein Blick lehrt, daß diese Soldaten — Landwirte, Schmiede, Bergarbeiter usw. — mit Liebe und Eifer bei der Sache sind. Man sieht es ihnen an, welche unbeschreibliche Freude sie durchflutet, wenn ihnen eine Schularbeit gelang, irgend eine Antwort treffend war.

Wir nehmen die uniformierten Studenten besser in Augenschein. Da sitzt gleich edwärts ein rumänischer Bauer. Seine in der Feinarbeit des Schreibens noch nicht fittesten Finger gleiten bedächtig über das Papier vor ihm. Langsam und ungemein vorsichtig schiebt sich der Bleistift auf der linierten, weißen Fläche vorwärts. Auf seiner Spur folgen dann die noch etwas ungesenk geformten Buchstaben und Worte: Das Bier ist trüb. Das Gras ist kurz. . . Der Nebenmann lernt „schon“ drei Wochen. Er ist hochbeglückt, der Kunst des Schreibens in so kurzer Zeit inne geworden zu sein. Nicht für „hundert Kronen“ möchte er sie mehr missen, erklärt er selbststolz. Ein Dritter meint ehrlich: „Jetzt bin i aber meinem Weib voraus. Denn sie kann noch immer nót lesen. Wer weiß, zu was guat is,“ setzte er dann bei, scheinbar auf irgend ein

harmlose Heimlichkeitspielend. Und eifrig beugt er sich wieder über sein Schulheft.

Nicht jeder dieser Schüler ist Analphabet. Außer einem geschulten Wiener gehören auch zwei Reichsdeutsche zur Gesellschaft der Wissensdurstigen. Sie nützen nämlich die Gelegenheit und lernen, die Zukunft eskomptierend, das rumänische Idiom. Lachend meinte ein Bromberger: „Sprachen lernen heißt Völker verstehen.“ Ein gesunder Grundsatz, der den starken Trieb des deutschen Wirtschaftspolitikers unschwer erkennen läßt.

Wir schlagen einige Hefte der Analphabeten auf. Man merkt vorerst nicht, daß sie von Männerhänden vollgeschrieben worden sind, die noch vor Wochen überhaupt nicht schreiben konnten, für die alles Bildungsleben ungreifbar in tiefstem Dunkel lag. Ueber Aufruf der Lehrerin erklären aber alle stolzgeschwellt, daß die Handschriften wirklich von ihnen stammen und daß diese Schreibfertigkeit in soundsoviel Tagen, Wochen oder Monaten — das ist dann Sache natürlicher Begabung — erreicht worden ist.

Der Stundenplan verteilt sich hier auf Lesen, Schreiben, Rechnen und Wechselrede. Die Lehrerin stellt einen Satz rumänisch auf. Er muß vom Schüler deutsch beantwortet werden. Dann fragt sie deutsch. Die Antwort erfolgt rumänisch. So entwickelt sich ein lebendiger Rapport zwischen den Schülern in Feldgrau und der Lehrerin, die hier unermüdet pädagogische Unterweisungen erteilt, nichtsdestoweniger aber mit Ernst und Milde Disziplin zu halten weiß. Wie wohlthuend dankbar diese Schüler sind, geht überzeugend aus einem Feldpostbrief hervor, den ein Frequentant dieser Schule, der jetzt wieder an der Front weilt, kürzlich an die Lehrerin, Frau Auguste Rauchwergler, richtete, die ihres Amtes ex animo, ohne materielles Entgelt, waltet. Dort heißt es, in die schlichteste Form des Ausdrucks gebannt:

„. . . Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie in bester Gesundheit antreffen. Ich bin gottlob auch ganz gesund. Ich kann Ihnen aber gar nicht sagen, wie gut Sie waren, daß Sie mich lesen und schreiben gelehrt haben. Sie wissen ja nicht, was für eine unbeschreibliche Freude mir das macht. Vergelt's Gott tausendmal! . . .“

Ein berebtes Dokument des Glücksempfindens eines Menschen, der in seinem Leben vielleicht das erste Mal eigene Gedanken zu Papier brachte!

Eine Geschichte von der Musterung.

Von F. St. Gunther.

Das Leben, das Schicksal, die Wahrheit scharfen sich bekannlich den Kuckuck um beifällige oder abfällige Kritik ihres Waltens und suchen niemals nach Erklärung oder gar Entschuldigung dafür. Trotzdem aber — obwohl diese Geschichte von der Musterung der Drei- und vierzig- bis Fünfzigjährigen geradezu beispiellos wahr ist und obwohl ich mich überdies bei ihrer Mitteilung der peinlichsten Rücksicht beiseitigen werde — trotzdem bitte ich besonders zart besaitete Gemüter von Leserninnen und auch Lesern, sie lieber zu überschlagen.

Also: Unter den zahlreichen Drei- und vierzig- bis Fünfzigjährigen Wiener Gemeindeangehörigen, die seit etlichen Wochen täglich mit der Elektrizität die Hauptstraße des dritten Bezirks hinauffahren, um ihrer Stellungspflicht zu genügen, befand sich eines schönen, das heißt kühlen und windigen Anquatsnachmittags auch der fünf- und vierzigjährige Beleuchtungsmonteur Leopold Lampel. Von der erwartungsangenen Sorge, die mancher seiner Fahrtgenossen immerhin zeigte, war auf seinem runden, feisten, schnurrbärtigen Antlitz nichts zu lesen. Im Gegenteil, Herr Leopold Lampel war recht herzlich froh, daß er endlich so weit war. Denn über das Ergebnis seiner militärischen Musterung war er sich von vornherein vollkommen klar, das konnte unmöglich anders als „negativ“ ausfallen. Erstens hatte Herr Lampel „nicht gedient“; zweitens hielt er sich für zu korpulent für die Uniform; drittens spürte er bisweilen nach der fünf- und zwanzigsten Dramazigarrette eine gewisse Herzunruhe; viertens hatte ihm vor zwei Jahrzehnten ein persönlich bekannter Studierender der Medizin eröffnet, er, Lampel, leide zwar noch nicht an Blähhals, zeige aber ganz unerkennbare „Neigung“ dazu... Also die Musterung selbst war das wenigste. Aber ihre Begleiterscheinungen, ihre Nebenumstände, die notwendigen Vorbereitungen dazu, die hatten ihm Kopfschmerzen und Unbehagen verursacht. Dokumente mußte man sich verschaffen, einen halben Arbeitstag mußte man versäumen, ins Bad mußte man gehen, rasieren mußte man sich lassen, frische Wäsche sollte man anlegen. Das letzte empfand Herr Lampel besonders störend. Er war unverheiratet und nichts weniger als ein Geck oder Dandy. Auf reelle Genüsse in fester und trotzbarflüssiger Form hielt er viel, auf den äußeren Schein sehr wenig. Seine Schneiderrechnungen bewegten sich in den bescheidensten Grenzen. Heinden besaß er zwei, von denen immer eines beim Waschen und Bügeln war. Jenes andere Unterkleid jedoch, das — das — ich habe Sie ja gewarnt, meine Damen, ich fühle mich schuldlos! — das also, an die Hemdbrust anschließend, abwärts verläuft und das, wie jeder einigermaßen Erfahrene weiß, bei der oder doch unmittelbar vor der Musterung eine so wichtige Rolle spielt, jenes Kleidungsstück war ihm gar nur in einem einzigen, noch dazu trotz aller möglichen Schonung schon recht strapazierten Exemplar zu eigen. Mein Gott, das Fleisch, die Wurst, das Bier wurden täglich teurer, da blieb kein Geld für Luxusausgaben. Aber die Vorladung zur Musterung brachte Herrn Leopold Lampel nun in tödliche Verlegenheit. Seine Quartiergeberin, die brave Frau Anna Holubek, eine arbeit- und riegelhafte Witwe, half ihm heraus. Besagten Kostümbestandteil, der Herrn Lampel gehörte, wieder in achtbaren Zustand zu versetzen, erklärte sie zwar nach kurzem Ueberlegen für eine bare Unmöglichkeit. Aber vierundzwanzig Stunden später fand Herr Leopold Lampel, als er von der Arbeit heimkehrte, ein gleichartiges, doch tadellos erhaltenes und blühweißes Kleidungsstück in seiner Kammer, das aus dem Nachlaß des seligen Herrn Holubek stammte...

Und damit war er sozusagen „aus dem Wasser“. Dankbar und gerührt dachte er heut an seine wackere Zimmerfrau zurück. Es war ja richtig, sie war keinesfalls eine Schönheit, sie war wohl auch um ein paar Jahre älter als er, und sie konnte manchmal verdammt jämmerlich auftreten — aber seine Ordnung und Bequemlichkeit durfte ein Mann, der sie etwa heiratete, getrost von ihr erwarten. Heiratete... Herr Leopold Lampel hatte dieses Wort und diese Vorstellung bisher stets im Keim erstickt. Heut auf einmal schienen sie ihm nicht mehr so gräßlich. Wer weiß, was er tat, wenn er für „nicht geeignet“ befunden wurde... Und daß der Befund so lautete, war ja tote Gewißheit!

Diese seine felsenfeste Ueberzeugung teilte Herr Leopold Lampel auch dem bekümmerten und gedrückten grauhäarigen Manne, Tischler und Familienvater, offenerherzig mit, der ihn ängstlich fragte, ob sie denn noch nicht beim Dreher oder etwa schon über ihn hinausgefahren seien. Aber Herr Lampel begnügte sich nicht damit, sondern eröffnete dem kindergeringsten Tischler überdies, an seiner Tauglichkeit könne, soviel man sehe, kein Zweifel sein: Was natürlich die Stimmung des also Eingeschätzten keineswegs hob...

Für halb zwei waren sie beide vorgeladen, um einviertel zwei schon betraten sie miteinander den weiten, stimmigen und raucherfüllten Gasthausaal — aber auf die vierte Stunde bewegte sich der Zeiger, und noch immer wurden die außerordentlich hohen Nummern ihrer Vorladungen von keinem der würdevoll geschäftigen städtischen Amtsdienner ausgerufen. Dieses endlose Warten, bloß durch einige Krügel Bier gemildert, fing Herrn Lampel zu langweilen an. Er hatte bereits jenen, der ihm in den Wurf kam, davon in Kenntnis gesetzt, daß er für seine Person nicht im mindesten mit dem „Wartenwerden“ rechne. Er hatte auch jedem, der es hören oder nicht hören wollte, treuherzig versichert, daß ihm, dem mehr oder minder freiwilligen Zuhörer nämlich, höchst, höchstwahrscheinlich das frisch-fröhliche Soldatenlos blühe.

Und nun verspürte Herr Lampel schon eine gewisse Nervosität.

Endlich aber — der Saal war bereits sehr, sehr gelichtet — wurde auch die letzte Partie aufgerufen und gesammelt und über die Stiege hinauf in den Musterungsvorraum, den Auskleideraum, geführt; die letzte Partie, zu der neben anderen achtundzwanzig der kinderreiche Tischler und der ehelose Beleuchtungsmonteur gehörten.

Und jetzt vollzog sich das Weitere blitzgeschwind, so geschwind, daß der behäbige Herr Lampel sich kaum genug beeilen konnte. Und jetzt auf einmal — weiß der Teufel, wie das zuging — verließ ihn auch seine schöne Selbstsicherheit, verließ ihn mehr und mehr, je näher er, bloß noch mit dem genugsam besagten Kleidungsstück angetan, von Stuhl zu Stuhl nach dem geheimnisvollen Vorhang hin rückte. Mann um Mann verschwand, die letzte Stille abwerfend, durch dessen staubige Falten, Mann um Mann tauchte wieder zwischen ihnen auf, mit enttäuschter oder befriedigter Miene. Mancher war darunter, dem Lampel die unbedingte Waffendienstleistung vorhergesagt hatte und den die Kommission dennoch nicht geeignet fand. Der Tischler trat hinein, der Tischler trat heraus.

„Untauglich!“ stammelte er beglückt und verhüllte seine Blößen.

„Lampel Leopold!“ erscholl es mark- und heinerschütternd unmittelbar darauf.

Wenn man dem Herrn Leopold Lampel eine Minute später eine blanke Million geboten hätte, er solle sagen, ob das Zimmer, das er betreten, groß oder klein, hell oder dunkel, lustig oder dumpf, ob viele oder wenige Menschen darin gewesen seien — er hätte sich die Million nicht verdienen können, denn er wußte es nicht. Das aber wußte er nur zu genau, daß das Urteil, das über ihn gefällt worden war, also lautete: „Geignet!“

Da war jeglicher Irrtum ausgeschlossen.

„No, machen S' Ihnen nix draus,“ tröstete ihn der Tischler, „So san ja a freier, lediger Mensch. Wann i an Jhnerer Stell' waar', wann i für niemand z'orgen hätt'...“

Herr Lampel hörte und sah nichts. Er war wie vor den Kopf geschlagen. Er wußte kaum, wie er wieder in die Kleider kam. Vergebens suchte er, seine Schuhriemen festzubinden, es gelang ihm nicht. Die anderen waren viel geschickter und flinker als er. Da plötzlich ließ sich die fetter Stimme des städtischen Amtsdieners, der „aufzuräumen“ begann, deutlich vernehmen:

„G'funden is was word'n — geht niemandem was ab?“

Und in die Mitte des Zimmers tretend, ließ er von der erhobenen Linken einen länglichen, weißlichen, zweigeteilten Gegenstand allen sichtbar herabbaumeln.

„A Gattihosen is g'funden word'n... Wer von die Herrn hat sei' Gattihosen vergessen?“

Alle, nein, fast alle lachten — aber keiner wollte sich zu dem Verlust bekennen und den Fund entgegennehmen. Keiner.

Und der Amtsdienner begann froh und laut von neuem:

„Wo is alsdann der Herr, der in dö Gattihosen einig' hört?“

„Schau'n S' genau nach,“ entgegnete ihm ein Bisbold, „vielleicht steckt er eh drin...“

Der Beleuchtungsmonteur Leopold Lampel fand dieses grausame Scherzen in so ernster Stunde ungemein roh. Er war verstoßen mit zitternden Händen seine gestreiften Weinkleider entlang gefahren und war zusammengezuckt und errötet, und blickte nun starr zu Boden, als wären alle Augen auf ihn gerichtet, und er müßte ihnen ausweichen.

Leichter ward ihm erst, als der Amtsdienner endlich seinen rätselhaften Fund kopfschüttelnd in Verwahrung nahm. Und doppelt leicht, als er, Leopold Lampel, mit anderen „Tauglichen“ das Lokal verlassen konnte und in jenes geführt wurde, wo er zur Fahne schwören sollte.

Und abermals ging eine Wandlung in seinem Innern vor. Wie eine böse Verzauberung war es nun von ihm gegliiten — fast wie eine zwängende Haut, die einem anderen gehörte. Was war ihm denn nur eingefallen, da er sich allen Ernstes danach gesehnt hatte, vom Militär freizuberwerden, um sich einer viel lästigeren, weil dauerhafteren Einschränkung seiner Freiheit zu unterwerfen? Da er daran gedacht hatte, jene alte Bisgurn, die einem schon als Quartierfrau mit ihrem Kritteln und Mörzeln, ihren ewigen Mahnungen zur Nettigkeit und Sparsamkeit das Leben versauern konnte, gar zu seiner Ehefrau zu machen? Ihrer Herrschaft, die sie sich anmaßte, den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben?... Welcher plumpen, wohlfeilen Fallstricke sie sich bedient hatte, um ihn einzufangen! Was ihm nur beispielsweise bevorstände, wenn er sich ihr bereits bedingungslos ergeben hätte und nun heute heimkehrte, ohne militärische Dienstverpflichtung, aber auch ohne...

Wie angenehm kühl ihm war, besonders von den Knien abwärts! O nein, er wurde schon lieber Soldat.

Und da tat sich die Tür auf, und das war das Zeichen zum Beginn der feierlichen Handlung, mit der er in den Verband des österreichischen Landsturmes aufgenommen werden sollte. Gott sei Dank, seufzte Herr Leopold Lampel, unhörbar, aber aus tiefstem Herzen:

Gott sei Dank, mich hab'n s' b'halten!

26. IX. 1915

Musa pflegte ich damals meinen Zigaretten-
tabak zu kaufen und zahlte für so ein blaues
Häckchen, das die köstlichen goldbraunen und
feingeknickten Blätter enthält, immer nur
ein paar Pfarrer. Eines Tages jedoch, als ich
wieder nach einem Paket griff und die ab-
gezähnten kleinen Silberfüße mit dem kunst-
voll geprägten Namenszug des Sultans hin-
hielt, hob Musa abwehrend die Handfläche
nach vorn und warf den Kopf in den Nacken:
So! Was so viel hieß, wie: Ausgeschlossener!
Auch dieser ungeduldige Tabak war über
Nacht um vier Pfarrer teurer geworden, und
auf meine Frage nach dem Warum, bekam ich
die Antwort: „Weil es so ist, Efendi! Nur
lächelste Banderik verbindlich aus tausend
Spezialfällen unter seinem weißen Jes, als er
diese kurzen Worte sprach, während die Markt-
frau nicht zu Scherzen aufgelegt zu sein schien.“

Im allgemeinen habe ich zwar immer
gefunden, daß der, der teuer einkauft, besser
daran ist als einer, der allzuviel auf den Preis
sieht. Nämlich bei Luxusgegenständen, die man
sich sonst sagen fürs Leben erwirbt und die man
dann beständig vor Augen hat. Anders ist es
aber mit jenen unzählbaren Materialkäufen des
täglichen Bedarfs, die von flüchtiger Lebens-
dauer sind. Nur ungern bezahlt man Luxus-
wiese für Waren, die so ganz und gar nichts
mit Luxus zu tun haben, dreimal mehr, den
Gegenpol solcher erhöhter Lebenshaltung
bildet. Die sogenannten Konsumartikel (das
sind die, die um Gottes willen irgend etwas zu
essen haben, müssen) sind in diesen Zeiten zwei-
fachen Wert. Das Brotkörbchen ist ihnen sehr hoch
geschätzt worden, und man hat den Kopf
kannstentfacht steht Meister Schmalhans am
Herd und bräut die Köpfe aus. Die armen

Andere heutige Nummer umfasst **108** Seiten
und enthält folgende Beilagen:
Beginn des Romans: „Collins Abenteuer“ von
Franz Keller auf Seite 21 vom 28. September.
Epilog auf den Seiten 23 bis 31.

Feuilleton.

Einkäufen.

Wie im Leben hätte ich geglaubt, daß das
Einkäufen der notwendigen Vorräte, wie sie
der bürgerliche Haushalt braucht, eine
besondere Kunst ist, die in Wirklichkeit nur
Frauen ganz und voll beherrschen. Mit einer
eigentümlichen und mir selbst rätselhaften Ge-
schicklichkeit gerate ich stets an die teuerste
Quelle, und etwaige Versuche, mit der Ueber-
legenheit der einkaufenden Frau aufzutreten,
scheitern kläglich und rufen im besten Fall ein
mittelmäßiges Lächeln hervor. Selbst den Aus-
druck des Erbarmens über eine Preiserhöhung
treffe ich offenbar nicht richtig. Denn als ich
neulich einer Marktherrin meine Ver-
wunderung ausdrückte, daß die schönen, großen
Käpfe, die da so zierlich aufgehängt lagen, von
gestern auf heute teurer geworden waren, war
in höflicher Weise nach dem Grunde dieser
Preiserhöhung fragte, bemerkte diese, die
Marktherrin nämlich, die roten Härte auf die
mehr als typischen Häften, sah mich stehend an
und sagte kurz und scharf: „So halt!“ In
diesem Augenblick sah ich vor meinen geistigen
Augen in schattenhaften Umrissen die wind-
schiefen Bretterbuden des Bahnhofs einer kleinen
albanesischen Stadt und erkannte deutlich das
Gesicht meines Onkels, des Waisa Banderik. Bei

dem Konsumenten,
darf sein Unrecht

sich bisher prächtig
behrungen, die ihnen
befunden, und sie
mst tun. Eigenlich
Unannehmlichkeiten,
gen, auf ihr wirt-
n und die Dinge im
Betrüchungen, die zu
nd werden sicher aus
, wie ja auch zum
der Wildberwertung
Wort gesprochen ist.
und späterhin, ver-
frauen, die wir jetzt
ite auf den Märkten
tiller und selbst-
eleistet haben. Sie
in großer Teil der
mres Volkes zu
s nottat, haben ihre
hände geholfen und
beit, noch die er-
nterpflegete gescheit.
da beiseiden und
zu Marke geben,
benshaltung zu ver-
tern, sind mehr
hnt. Niemand kennt
ht schreiben unricht-
bene Buch erfüllter
viele von ihnen
den ausgezeichneten
sehen, die unsre
sachen wird.

Gaul Buisson.

volle und peinlich genaue Ergoengungen ver-1

9. 8. 1915.

Der Tag von Antwerpen.

Straßenecken verflüchten große Plakate, daß alle Wehrfähigen vom Jahrgang 1886 an zu den Waffen zu eilen haben. Die Mischung zeigt sich sofort im weitesten Umfang: keine „Elettrische“ fährt mehr, kein Briefträger bringt die

Abends 5 Uhr.

Die Abendblätter haben die kernsichtig erwartete Nachricht vom Falle Zintwerpens nicht gedruckt. Man mußten wir auf morgen hoffen. Seit drei Tagen freifen alle meine Gedanken wie ganz gewiß die Gedanken der meisten Menschen um Zintwerpen, nur um Zintwerpen. Es ist eine große Spannung in unserem Leben, außer über aber der ganzen großen Spannung des Krieges und wir verprechen uns alle Wunder vom Fall dieser Festung.

Sch auch. Obwohl ich ganz genau weiß, daß auch dieser Sieg so groß und wichtig er sein wird, uns dem Ende des Krieges nicht merklich näher bringen wird.

Praktisch sage ich das keinem Menschen. — Ich ging heute morgen ziemlich früh zu S., nachdem ich schon beim Keilsee im Hotel mit dem Kellerer und einem rebelligen Tischnachbar eine lange Unterhaltung über Zintwerpen gehabt hatte. Auf der Treppe traf ich den Arzt. Er sagte: „Seit über morgen fällt Zintwerpen.“ Die alte Hauskammerin machte uns die Tür auf und fragte, als sie den Mantel abnahm, ob ich nichts Neues von Zintwerpen wüßte —; ihr Bruder wäre auch dabei.

Der Zustand von S. hat sich ein wenig, ein ganz klein wenig gebessert, aber es ist zum Weinen, wenn man ansieht, wie dieser junge Körper verflümmelt und getrocknet ist. Er hat in der Nacht ein wenig länger als sonst geschlafen. Das ist gut. Die Pflegerin gibt sich viel Mühe. Es ist ein Glück, daß er endlich wieder in seiner Wohnung sein kann. Er hängt so sehr an seinen höchsten Sachen, und es ist ihm eine Bemühung, daß er sich von ihnen umgeben sieht. Es ist allerdings manchmal schrecklich, die Glücke zu sehen, mit denen er seine Umwelt betrachtet. Er stellt seine Klagen, die so groß, so traurig, so übertrieben geworden sind, oft wie einen Schermerzer ein und läßt sie lange auf einem Gegenstande ruhen. Es ist so, als wollte er sich die Bilder der Dinge ganz genau einprägen. Oder als wollte er von ihnen Abschied nehmen.

Der Arzt schickte die übermüdete Pflegerin fort ins Bett und ließ sich von mir und dem kleinen Diener beim Wechseln des Verbandes helfen. S. war ruhrend in seiner großen Geduld und Geduldhaftigkeit. Ich mußte sehr meine Tränen zurückdrängen. Manchmal spächte die alte Hauskammerin mit anglovollem Gesicht von der Tischplatte ins Zimmer. Sie kann es immer noch nicht fassen, daß man ihren schönen, sorganten, jungen Herrn, diesen feurigen Reiter und Jäger, so elend zum Krüppel zerstoßen hat. Wenn es nach ihr ginge, meinte sie neulich, müßten mindestens hundert Krüppen genau so jugendlich werden.

Der Vater war schon bogewen und hatte wunderbar schön, späte Rosen und ein paar Marienbilder gebracht. Darunter Martin Schongauers Madonna im Rosenhag.

es ist leider wahr! Und das hat uns unsere Mobilisation aufgelegt. —

Der Tag von Antwerpen.

Eine Berliner Erinnerung von Gerhard Künzelmann.

Wir sprachen von Solmar, wo wir das schöne Bild gesehen hatten, dem Unternehmenderer und dem großen, alle und alles so himmelhoch überholenden Matthias Grimewald, von Frühlingsschritten durchs Eis, von festeren Menschenhänden unter leuchtendem Sternenshimmel auf der Plattform des Grabbürger Brunnens.

Als wir allein waren, wollte S. Musik hören, und er hat mich, etwas zu spielen und zu singen. Ich sang, sehr schlecht, zwei Lieder aus dem geistlichen Liederbuche Hugo Wolfs. Lieder, wie das himmlische „Ach, des Snaden Klagen sind mir so süß und hold erschienen“, fange ich erst jetzt an zu verstehen. Und wie herrlich ist das Gepräch des Heilands im Garten mit dem vorübergehenden Wanderer.

Dann schrieb ich ein paar Briefe. So viele Menschen fragen nach S. Einer seiner Unteroffiziere hat so ruhig und gesprächseln —; ganz weipelt und hoch soviel Freundschaft und schöne Zuhänglichkeit zwischen den Sellen. Er soll morgen ein schönes Paket haben. Heute kam ich nicht mehr dazu.

Als ich gerade mit den Briefen fertig war, kam S.'s Mutter, wie immer, in Eile und aufgeregt. Sie füllte das Zimmer mit ihrer schrillen Stimme, mit ihren übertriebenen Gebärden und ihrem außerordentlichen Parfüm. Sie verpackte eine große Briefkoffer Tranche und verpackte mit zehnmal mit fröhlichen Klagen, daß es eine Schmeze, aber doch eine große Zeit sei, und daß sie wohl möchte, ihre Großmutter, die immer so von der Erhebung von 1813 „Gefährdant“ hätte, könnte sie erleben. Wir atmeten auf, als ihre vielen Wohlwärtigkeitsflüchten sie nach einer halben Stunde abriefen.

Als wir gut hinter ihr ausgehstet hatten, brach ich auch auf. Die Mutter des kleinen Dieners (von der er mit erregt ähnt hatte, daß sie eine Freulin sei) beschäftigte mich und gab meinem Gedanken eine Wendung ins Spanische. Und damit mußte ich wieder an Zintwerpen denken. Ich habe mich bemüht schon sehr darum ausgesellen lassen müssen, als ich sagte, daß mich gerade das Spanische in dieser Stadt so entzückt und gefesselt hätte.

Dann machten plötzlich meine Gedanken sehr wunderliche Sätze. Zuerst fiel mir die spanische Reisschule in Bglen ein, dann sah ich plötzlich den Kardinal Nagel vor mir, im Dnnd, durch den Stephansdom schreitend. Der war auch eine spanische Erfindung mit seinem mächtigen Schabel und dem gelben, harren Gesicht, und er sah aus, als hätte Orco ihn gemalt.

Radulisch fiel mir dann auch meine halbsäckerische Begegnung mit ihm ein, die ich mit endlich einmal aufschreiben muß. Es war an einem Sonntag nach Pfingsten, der Kardinal erregte die Stimmung, und ich war mit einem Freunde durch den

begeht von dem Bunkel, bald mit Hilfe dieser tapferen Soldaten das heilige Nationalideal, die endliche Unglückvermeidung des unglücklichen Wagnerebens an das Mutterland, verwirklichen zu können.

Dom gegangen, um ihn antieren zu sehen. Während er die Stimmung erteilte, spühten seine Klagen, seine scharten, kalten, grauen Klagen, unablässig umher, und er durchbohrte die Menschen, die hinter den Stirnlingen und ihren Raten standen, fortwährend mit seinem Blick. Man sagt, ihn habe ewig Mitentzückung geplogt. Nachher sah er einmal im linken Seitenloft auf einem Sessel, von Seminartischen in weißen Gewändern umgeben. Wir wollten mit einer Bewegung vorbeigehen, aber er hielt meinen Freund durch eine Zinsprache fest. Ich wurde ihm vorgefesselt, und als ich mich tief verneigte, fiel mir das Monotel ab, sprang ihm in sein Brieflegewand und gelangte fast zur Erde. Einer der Seminartischen gab es mir mit strahlender Miene wieder. Ich selbst war recht argersich —; kein Mensch fällt gern vor Zufchauern vom Pferde. Aber der Kardinal lächelte so gültig, so freundlich, sprach so lebenswürdig und ohne von dem kleinen Unglück Politik zu nehmen weiter, daß ich ein ganz neues Bild von ihm bekam: es mochte also hoch Herz und Güte hinter seiner unbewegten, strengen Miene.

Als ich mir diese und andere Gefühlsbilder ergötzt hatte, war ich an der Untergrundbahn angekommen. Im Wagen schrittete das Wort Zintwerpen von Mund zu Mund. Neben mir saßen ein paar Frauenzimmer in Reigen und schönen Kleidern, die sich mit lauter Stimme über den schlechten Kaoliar des Stadtmajors von gestern beklagten. Sie hofften sehr, daß der Krieg schnell aus sei, damit man doch im Winter „irgenwohin“ könnte. Dieses Augenwöhn hieß natürlich Kinder. Schade, daß es mit provassenden Versicherungen verknüpft ist, wenn man solche Danke ohversteht.

Sch stieg am Rosenborstplatz aus und fuhr mit der Elektrischen bis zum Tiergarten und ging auf stillen, einsamen Seitenwegen bis zum Brandenburger Tor. Die Martenbilder und der Gedanke an Orco hatten mir Lust auf Bilder gemacht. Ich entschied mich für die Nationalgalerie, um mir ein paar Mengels anzusehen, besonders das Bild aus dem Jahre 1870 von König Wilhelm's Absicht an die Front. Es gibt kein anderes Bild, auf dem die Spannung und Erhebung vieler Menschen und das Kaufen und Glätten der Fahnen so herrlich, so bewegend und fortweisend borgefesselt ist.

Unter den Sinden war viel Leben, viel Erregung und Bewegung. Die Menschen waren unruhig, sammelten sich zu Gruppen, besprachen sich und warteten auf Depeschen. Alle Geschickter sagten: „Zintwerpen! Wann fällt Zintwerpen?“ Am Demndal Friedruchs des Großen, bei den erbeuteten belgischen Kanonen, stand Erich... „Sch, aufgeregt und übermäßig. Er sagte: „Sch warte hier schon seit zwei Stunden. Sch mußte hoch, daß Sie vorbestimmen würden. Sch bin in so großer Sorge, Meine beiden Brüder und mein bester Freund sind vor Zintwerpen,

Wohnenenspreis des Blattes:

Mit täglicher Postausendung

Für das Inland:

monatlich	R. 2.60
vierteljährig	R. 7.80
halbjährig	R. 15.60
ganzjährig	R. 31.20

Für das Ausland:

vierteljährig	R. 12.—
-------------------------	---------

Mit der dazugehörigen „Illustrierten Sonntags-Beilage“

monatlich	20 Heller mehr
vierteljährig	40 Heller mehr

44. Jahrgang.

les Zufassen in Besitz des Sultan - Feys (südwestlich Gari-Palanka); sie machten beim Vormarsch auf Kumanowa 2000 Gefangene und eroberten 12 Geschütze.

Oberste Heeresleitung.

Wiener Brief.

—, 19. Oktober 1915.

Die Stadt ist wieder voll, alle Flüchtlinge derselben sind heimgekehrt in die winterliche Ordnung. Die Schulen rufen ja schon Mitte September ihre kleinen Armeen ein, aber der letzte Schub kommt immer erst im Oktober aus den zahllosen Sommerfrischen des Wiener Waldes. Wer keine schulpflichtigen Kinder mehr hat und nicht durch besondere Pflichten an die Stadt gebunden ist, der beeilt sich nicht, ihr wieder dienstbar zu werden. Denn das wird man, sobald man sie betritt. Hundert Fangarme strecken sich nach uns aus. Da gibt es Vereine, Sitzungen, Besuchspflichten, Klubs, Theater, Konzerte — alles fahndet nach unserer Zeit, nach unserer Bequemlichkeit und flugs sind wir wieder in dem alten Tageswerkel.

Auch in die politische Arbeit wird man hineingerissen, die nur scheinbar stockt während des Krieges. Sie ist im Gegenteil ungeheuer intensiv. Gerade weil die kleinen Ereignisse und Zwischenfälle fehlen, die sich sonst stets im Reichsrat, im Landtag oder im Gemeinderat begeben und zu großen Affären aufgeblasen werden, gerade darum hat jetzt alles, was politisch gearbeitet wird, mehr inneren Wert, mehr nachwirkende Kraft in sich als sonst. So ernst und tief ist niemals nachgedacht worden über das Staatsproblem, das die Monarchie schon an und für sich darbietet, über die Erfordernisse der Zukunft, die sich einem unabweisbar aufdrängen. Die Denkschriften mehren sich, die das Ergebnis der Beratungen des vorigen Winters zusammenzufassen suchen und jetzt sehen die weiteren Beratungen über die Denkschriften selber ein. Sie sollen zu einer Ueberprüfung alles dessen führen, was von den verschiedensten politischen Gruppen im vorigen Winter geleistet wurde. Aber noch immer können diese Ergebnisse nicht öffentlich erörtert werden, noch immer sind sie bloß das Eigentum von ein paar hundert Männern, denn die Zeitungen stehen unter strengster Zensur und die Besprechung der Kriegsziele ist weder im Deutschen Reich, noch bei uns statthaft. Man will die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit nicht abgelenkt sehen von den kriegerischen Unternehmungen, die zur Zeit so bedeutungsvoll sind. Es sollen auch keine uferlosen Schwärmereien, aus denen sich nur Streitfragen entwickeln können, zum Gaudium unserer Feinde geduldet werden. Es wäre gar nicht gut, wenn jetzt allerlei hochgespannte Pläne entwickelt und allzu weitgehende Hoffnungen durch Unberufene erregt würden, die am Ende vielleicht nicht ganz zu erfüllen sind. Das Publikum soll nicht mit Utopien gefüttert werden in einer so ernstesten Zeit. Es ist viel wichtiger, daß sich alle Kraft auf den Krieg und auf die Pflichten konzentriert, die für all die erwachsen, die selber von der Teilnahme am Feldzug ausgeschlossen sind.

Schon heute ist es gewiß, daß unsere braven Truppen zum zweiten Mal das Weihnachtsfest im Felde verbringen werden. Selbst wenn es, sobald die Deutschen Konstantinopel erreicht haben, zu Verhandlungen kommen sollte, scheint es doch gewiß, daß die Truppen draußen bleiben auf Wache und Posten. Der Krieg ist durch den Schur-

Expeditoren: Eslingerstraße 1

656 Telefon 656

Inzerate: Haasenstein & Vogler

Postkonto 111/327

des Postvereins: halbjährlich Fr. 24.50, vierteljährlich Fr. 12.25.
Abend-Zulassung. Man abonniert direkt bei der Expedition.
Postanweisung. — Inzerationspreis für die Schweiz 25 Cts. die
für das Ausland 30 Cts. Reklamepreis Fr. 1 die Zeile —
und deren Filialen im In- und Auslande

WIENER BRIEF

Der Fall von Belgrad — Stimmung in Wien
Opfermut der Bevölkerung — Lebensmittel
Kriegsbilder-Ausstellung

Wien, 9. Oktober 1915.

Heute abend haben Extrablätter die Nachricht verbreitet, daß Belgrad von unseren und den deutschen Truppen wieder eingenommen worden sei. Vor beinahe zehn Monaten — am 2. Dezember 1914 — erscholl das erste Mal der Freudenschrei in Wien, daß die Hauptstadt Serbiens in unseren Besitz gelangt sei. Man weiß, daß die Freude kurz war, und daß sie in wenigen Tagen einer tiefen Depression Platz machen mußte. Wie verändert haben sich die Verhältnisse in diesen zehn Monaten, um wieviel sind wir heute ruhiger, besonnener, zusehender, als damals. Mit welcher Spannung haben wir im Herbst vorigen Jahres dem Fall von Belgrad entgegengesehen, wie ungeduldig waren wir im August und September 1914, als unsere Truppen dieses Ziel noch nicht erreicht hatten. Und heute? — Die Eroberung von Belgrad gilt uns beinahe als etwas ganz Natürliches! Was ist in dieser Zwischenzeit alles erreicht worden und welche ganz andere Bedeutung als damals hat jetzt die Eroberung Belgrads. Durch schwere Stunden, durch den Ernst der Verhältnisse, durch die Freude über unsere großartigen Erfolge sind unsere Nerven gestählt, unsere Seelen gestärkt worden. Die Russen sind aus Ungarn hinausgeworfen, Galizien ist fast ganz zurückerobert worden und — immer vereint mit unseren tapferen deutschen Brüdern — haben wir weite Länderstriche russischen Bodens besetzt, fast alle Festungen der Feinde im Sturme genommen. Zielbewußt und planmäßig schreiten unsere Operationen fort. Conrad von Hötzendorf hat sich als der weitblickende, alles überstrahlende Stratege erwiesen. Mit Deutschland gemeinsam haben unsere Truppen am 19. September die Offensive gegen Serbien wieder eröffnet. Sie wird geleitet vom Feldmarschall v. Wadens, dem bewährte, kriegserfahrene deutsche und österreichisch-ungarische Generale — darunter von Kövess und von Gallwitz — zur Seite stehen. Gewaltig sind die Ziele, die ihr gesteckt wurden. Jetzt ist der serbische Kriegsschauplatz nicht mehr eine Nebenache, aber Serbien erscheint nur mehr als Durchzugsland. Unser verbündetes, nach Hunderttausenden zählendes Heer wird in Kürze — natürlich — Herr dieses tapferen, aber irreführten, durch sein schweres Schicksal in den letzten Monaten ausgelebten Volk sein. Der Weltkrieg, der auf der Balkanhalbinsel seinen Ursprung nahm, kehrt nun dahin zurück: die nächsten Wochen schon dürften entscheidende, wichtige Ereignisse bringen, die noch Großartigeres veranlassen werden.

In dieser großen Zeit sind auch die Wiener sichtlich gewachsen. Es geht ein anderer Zug als früher durch ihre Reihen: sie sind eruster, ruhiger geworden. Ihr Patriotismus äußert sich in einer andern, würdigeren Form als früher. Der lärmende Jubel ist zurückgedrängt, selbst dann, wenn er voll am Platz ist, der Opfermut, die stille aber innige Begeisterung steht im Vordergrund. Der Opfermut zeigt sich in vielem, nicht zuletzt darin, daß man ruhig die Teuerung hinnimmt, die gegenwärtig in Wien und in fast allen Staaten der Monarchie herrscht, unter der viele Schichten der Bevölkerung arg leiden und die streng genommen meist durchwegs mit Rücksicht auf die Verhältnisse berechtigt ist. Vor dem Verhungern brauchen wir uns freilich nicht zu fürchten. Fleisch ist allerdings fast unerschwinglich und an mancher liebgewordener Speise, die das Ausland geliefert, fehlt es nun; auch die Kartoffelernte ist nicht ganz nach Wunsch ausgefallen, dafür haben wir aber Brotfrüchte in großen Mengen und Rumänien und Bulgarien warten bereits mit Samen, daß Deutschland und wir ihnen von ihrem reichen Ueberfluß abnehmen. Ist die Situation am Balkan endgültig geklärt — und das kann nicht mehr lange dauern —, so stehen uns enorme Vorräte zur Verfügung, ja wir werden sogar ein besonderes Interesse daran haben, sie — auch um dadurch unseren Nachbarn und Freunden zu helfen — abzunehmen.

Alle Kreise tun ihr Möglichstes, damit die Subskription auf die eben aufgelegte dritte Kriegsleihe einen stattlichen Betrag ergebe und leichtem Herzens trennt man sich von allen nicht unbedingt nötigen Artikeln aus Metall, Wolle oder Kautschuk, um sie dem Staat und unseren tapferen Streitern zur Verfügung zu stellen. Die Metallsammlung wird auch ohne Requisition eine enorme Menge von Kupfer, Messing und Nidel ergeben und die Ablieferung der Pneumatiks in Wien in der letzten Woche war so reich, daß die Armee nun wieder auf lange Zeit mit Automobilreifen versehen ist. Der Gesundheitszustand der Stadt ist ein vorzüglicher und die Stimmung läßt nichts zu wünschen übrig. Die Kinos, in denen die Filme von unseren Fronten gezeigt werden, sind überfüllt

Wiener Brief.

Oktober 1915.

Die Stadt ist wieder voll. Die Auswanderung nach den zahlreichen Sommerfrischen des Wiener Waldes, die eine hundertjährige Wiener Mode ist, stieg in den letzten Zeiten beständig und sie ergriff auch schon die ganz kleinen Leute, heuer aber war sie geringer. Der Pflichtenkreis hatte sich für so manchen erweitert, auch fürchteten viele die allen Zufälligkeiten ausgesetzte Verpflegung auf dem Lande und die nicht sichere Verbindung mit der Stadt. Der erste Kriegssommer hatte nach dieser Richtung derartige Ueberraschungen gebracht, daß man sich ihnen ein zweitesmal nicht aussetzen wollte. Nicht wenige Familien mußten ihre teuer bezahlten Sommerwohnungen im vorigen Jahre schleunigst verlassen, weil die tägliche Hin- und Herfahrt eine Unmöglichkeit geworden war. Nun, der zweite Kriegssommer war ruhiger, er hat keine solche Truppenverschiebungen im Umkreis von Wien gebracht, daß der normale Verkehr gestört worden wäre. Dieser Verkehr ist ja auf ein Drittel herabgesetzt, aber dieses Drittel war sicher, man konnte sich darauf verlassen, und wer nicht gerade jeden Tag in der Stadt sein mußte, der konnte es also wagen, im Wiener Wald zu wohnen. Nun liegt auch das wieder hinter uns. Die Schulen beriefen ihre kleine Armee schon Mitte September ein, und die Nachzügler, die keine schulpflichtigen Kinder haben, kommen im Oktober auch ungerufen wieder. Und so ist jetzt wohl alles wieder daheim, und die Saison kann beginnen. Sie hat schon begonnen, denn die Schauspielhäuser, die Vortrags- und Konzertsäle sind geöffnet, und der Streif um weite oder enge Frauenröcke ist in vollem Gange. Die Mahnung vor der Stoffverschwendung kam angeblich zu spät, die Mode der weiten Röcke war schon eingeführt, und es gab kein Zurück mehr. So behaupten die Händler und die Trägerinnen der neuen Mode, die weder zu erziehen noch zu befehlen sind. Und wer sich dagegen auflehnt, daß man in solchen Zeiten überhaupt an neue Moden zu denken wagt, dem antworten sie: Schließt alle Theater und Konzertsäle, löscht alle Lichter aus, kleidet euch in Sackleinen und trinkt keinen Wein und kein Bier, denn das alles ist auch nicht unbedingt nötig, streicht überhaupt jeglichen Luxus aus dem Leben weg, dann brauchen wir auch keine neuen Moden. Seid ihr dazu aber nicht imstande, dann sind alle die Gewerbe und Modeindustrien gerechtfertigt, die trotz Krieg und trotz Teuerung nicht zugrundegehen wollen. Darauf könnte man ja manches entgegnen, aber die Nutzlosigkeit ist zu augenfällig; es ist besser, die Worte zu sparen. Wenn die Frauen in solch schweren Zeiten ihre Pflichten erfüllen, ist es schließlich gleichgültig, ob sie sie in engen oder weiten Röcken erfüllen. Und man muß sagen, sie erfüllen sie. Drohen gibt es überall, aber die Mehrheit erlahmt und ermüdet nicht in der Betätigung der hundertfältigen Pflichten, die der Krieg namentlich den Frauen auferlegt hat. Wer es künftig einmal unternehmen wird, Wien während des großen Weltkrieges zu schildern, der wird zunächst von den Frauen reden müssen und ihren Liebeswerken.

Auch andere, hoffnungsreiche Bestrebungen sind zu erwähnen, die eine bessere Zukunft verbürgen. All unsere öffentlichen Vertretungskörper des Reiches und der Länder sind geschlossen, sie haben sich zum Teil

selbst ausgeschaltet von der Anteilnahme am Staatsleben während dieses großen Krieges. Eine Anzahl tschechischer Abgeordneter „sitzt“ und harrt des Prozesses, des Urteils. Darüber heute mehr zu sagen, wäre verfrüht. Aber von allen deutschen Gruppen der Reichsvertretung wissen wir, daß sie ununterbrochen arbeiten, daß sie vertraulich die Kriegsziele erörtern und das schwierigste aller Probleme, das Problem „Oesterreich“, zu lösen suchen. So viel Ruhe, so viel Muße wird ihnen nie gewährt für staatsmännische Arbeit, denn es steht ja alles still im Innern seit dem Beginn des Krieges. Eine ganze Anzahl von Denkschriften liegt bereits vor über die künftige politische und wirtschaftliche Gestaltung des Staates, und hinter jeder einzelnen stehen die besten Männer und die bedeutendsten Namen. In diesen Schriften sind die Ergebnisse der Beratungen des vorigen Winters niedergelegt worden, jetzt aber geht die Arbeit weiter. Und es ist eine Freude für nichtpolitische Menschenkinder, wenn sie einmal als Zaungäste an solchen Versammlungen teilnehmen können, zu sehen, mit welchem Ernst und welcher innerster Anteilnahme da die großen Arbeitsgebiete durchgeackert werden. Ungarn, Polen, Serbien stehen jetzt im Vordergrund, und unser künftiges Verhältnis zum Deutschen Reich wird als Herzensangelegenheit behandelt. Das alles muß Früchte tragen, sobald die öffentliche Besprechung der Kriegsziele freigegeben wird.

Zum fünftenmal haben wir jetzt Belgrad in unserem Besitz. Wenn wir die mittelalterliche Besiznahme durch Hunyadi hinzuzählen, zum sechsten Mal. Werden wir es diesmal behalten? Wien brennt darauf, diese Frage beantwortet zu sehen, denn die Rolle, die Belgrad im Phantasielieben des Volkes spielt, ist größer, als man meint. Daß diese Stadt, die Max Emanuel von Bayern zuerst eroberte, die Prinz Eugen und zuletzt General Laudon eroberte, immer wieder verloren ging, das hat sie weit über ihre Bedeutung hinausgehoben. . . Die deutschen Reichstruppen in Wien versprechen sich viel davon, daß jetzt, nach mehr als zweihundert Jahren, wieder die deutschen Reichstruppen an der Eroberung des Südostens beteiligt sind, daß sie die deutsche Welt im Banat, in der Batscha und in Slawonien, die ihnen bisher so fern lag, aus eigener Anschauung kennen lernen. Auch das muß Früchte tragen.

Ein strafferer Geist weht jetzt in Wien; es soll künftig auch unserer Jugend so ein bißchen Preußentum eingepflegt werden. Das erfährt man aus offiziellen Aufträgen über „Jung-Oesterreich“, die durch die gesamte Presse laufen. Nicht nur die Sechzehn- und Siebzehnjährigen werden jetzt in militärische Erziehung genommen, es wird künftig schon in den Volks- und Bürgerschulen, selbstverständlich auch in den Mittelschulen, damit begonnen werden. Das Ziel, Soldat zu werden und für das Vaterland einzutreten, soll jedem Knaben vor Augen stehen. In all die Jugendspiele, die sich bis jetzt so harmlos entwickelten und an denen teilzunehmen keine Pflicht der Schüler war, wird von nun an mehr Ernst kommen. Sie sollen eine Vorstufe werden für die spätere militärische Erziehung und jedem gefundenen Nebenbei das Rückgrat steifen. Man sah ja voraus, daß der Krieg und die Gefahr, in der die Monarchie schwebte, dahin führen würden, aber es ist doch eine Ueberraschung, daß man so rasch und so entschlossen an die Verwirklichung und Fruchtbarmachung der gewonnenen Erkenntnisse schreitet. Es ist überhaupt eine größere Frische fühlbar bei uns. Und eine Haat, Ergebnisse des Krieges unter Dach zu bringen, so lange er noch im Gange ist, als fürchte man den Rückfall in die frühere Trägheit und Gemütslosigkeit nach dem Kriege. Das erklärt auch die fleißige Arbeit unserer offiziell nicht beschäftigten Befehlshaber. Mehr als in einem tagenden Reichsrat leisteten sie in ihren vertraulichen Beratungen, zu denen sie sich selber verpflichteten. Und auch sie wollen die Forderungen der Deutschen in diesem Staat nicht bis nach dem Ende des Krieges verschoben sehen, sie erheben sie jetzt, wo noch alles im Fluß ist. Sie haben Taktik gelernt während des Krieges. Wenn das nicht der Fall wäre, könnten sie einem Leid tun, denn die Madjaren, Polen und Tschechen würden ihnen auch diesmal den Rang ablaufen, wie so oft.

renzbo

Motto: Freiheit und Fortschritt!

Bozsony, Freitag, 26. November 1918

ingen, 25 Geschütze eutet.

h von Joca zurückgeworfen. Anariffe abgew...

Blattes:

Mit täglicher Postzusendung

Für das Inland:

monatlich R. 2.60

Wiener Brief.

—, 23. November.

Das Leben der Großstadt schreitet fort wie sonst, nur ist es allerorten von Uniformen belebt, denn die Erteilung von Urlauben an die Offiziere und Mannschaften im Felde wird offenbar in großem Stil ausgeübt. Die Heeresleitung sieht darauf, daß jedem eine Erholung gegönnt werde, daß jeder einmal nach den Seinen und seiner Wirtschaft sehe und neue Kraft schöpfe und Ausdauer für die Fortführung des Kampfes. Zu den Gefunden kommen die vielen, die in der Wiedergenesung begriffen sind und in der Stadt pro-

menieren. Unser Krankenstand hat sich in den letzten Wochen rapid vermindert und es sind neuerlich zehntausend Betten in Wien aufgelassen worden aus Mangel an Verwundeten. Das ist ein gutes Zeichen für unsere allmählich ausgereifte Organisation. Es wird ja leider an Verwundeten kein Mangel sein, aber man braucht sie nicht mehr in solchen Massen nach der Hauptstadt zu senden, weil es jetzt in Süd und Nord wahrscheinlich genügende Sanitätsvorrichtungen gibt für deren Behandlung. Und so haben sich die grandiosen Barackenbauten rund um Wien bis jetzt zum Teil als eine zu weit gehende Vorsorge erwiesen. Wohl uns, wenn diese Millionen umsonst verausgabt wurden, wenn diese Spitalsanlagen nie gebraucht werden! Und so wie der Krieg heute steht, ist man ja berechtigt zu dieser Hoffnung.

Die aus der Bukowina nach Rußland verschleppten Geiseln sind in der letzten Zeit zurückgekehrt, nachdem sie vierzehn Monate in Gefängnissen und auf mühseligen Wanderungen verbracht haben, denn man hat sie zweimal nach Sibirien und wieder zurückgeschleppt, bis man sie endlich entließ. Es kennzeichnet nicht nur den kulturellen Tiefstand, sondern auch die Kopflosigkeit der russischen Heeresverwaltung, daß sie Geiseln, also Bürger für die Ruhe einer Stadt, wie Czernowitz, derart verschleppen, einkerkeren und mißhandeln ließ. Die Russen waren im Besitz von Czernowitz, aber um die wohlhabenden, angesehenen Männer der Stadt, die sie als Geiseln in ihr Lager führten und die sie, so lange in der Stadt keine Revolte ausbrach, mit aller Rücksicht hätten behandeln müssen, kümmerte sich niemand, die überließ man den Muschiks und ihrem Gutdünken. Zuerst nahmen diese ihnen natürlich das Geld und alle Wertgegenstände ab! Die Armen sind jetzt in Wien und erzählen ihre traurigen Erlebnisse.

Auch Kriegsgefangene aus Serbien, die ein Jahr fast verschollen waren, sind bereits einige hierher zurückgekehrt. Sie haben hauptsächlich unter den geradezu schändlichen sanitären Verhältnissen gelitten. Hilflos sind Tausende von ihnen gestorben an den Seuchen, unter denen das ganze Land litt. Daß dieser verpestete Staat jetzt gründlich durchgelüftet wird und in die Hände einer anderen Verwaltung kommt, das wird allen Teilen zugute kommen. Die sanitäre Hilfe, die auch diesem böartigen Nachbar während des letzten Balkankrieges von Wien aus geleistet wurde, hat eben in diesem Kriege dort gefehlt . . .

Wir leisten solche Hilfe jetzt Bulgarien und die gute Stimmung für diesen neuen Freund und Bundesgenossen wächst in Wien, überall sieht man seine Farben wehen. Auch an offizieller Betätigung dieser Gesinnungen fehlt es nicht. So schlug man im Namen des Königs von Bulgarien auch unserem „Wehrmann in Eisen“ einen Nagel in den Leib, der noch fernen Geschlechtern von der bulgarischen Bundesgenossenschaft erzählen wird. Und das wurde recht feierlich vollzogen, manch gutes Wort ist dabei gesprochen worden.

Sehr fühlbar macht sich unsere dem deutschen Vorbild nachstrebende Organisation in der Seranziehung der Jugend zu den öffentlichen Angelegenheiten. Diese Arbeit hat schon bei der Zeichnung der dritten Kriegsanleihe eine Rolle gespielt, denn von den 4015 Millionen, die bei uns gezeichnet worden sind, entfallen ein paar hundert Millionen auf die reifere Schuljugend, die überall dafür tätig war. Die meisten Mittelschüler haben auch aus ihren Sparbüchern den Betrag von 18 Kronen aufgebracht, der erforderlich war, um eine vom Staat mit 75 Pro-